Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins

Herausgegeben für

Heinrich Klenk †

von

Herbert Krüger

Neue Folge

Einundfünfzigster Band

GIESSEN 1966

Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, Gießen

Oberhessischer Geschichtsverein

Mitgliedsbeitrag: 12,— DM jährlich. Zahlung erbeten bis 1. April jeden Jahres auf die Konten: PS Ffm. Nr. 291 39 oder Handels- und Gewerbebank Gießen Nr. 4577.

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum kostenfreien Bezug der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins". Wohnungswechsel bitte rechtzeitig mitteilen!
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und Veranstaltungen des Geschichtsvereins.

Die Schriftleitung der „Mitteilungen" fügt jedem Bande eine Jahresrundschau über die geschichtliche Forschung in Oberhessen und seiner Nachbarschaft bei und **bittet um Einsendung von Büchern und Aufsätzen** (auch in der Tagespresse).

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen" sind die Verfasser verantwortlich. Beiträge werden völlig druckreif (nachträgliche Änderungen verteuern die Druckkosten außerordentlich) auf einseitig beschriebenen Blättern erbeten.

Frühere Jahrgänge der „Mitteilungen", besonders Band 38 (1942), werden häufig gesucht. Wer entbehrliche Stücke besitzt, wird um freundliche Mitteilung gebeten.

Anschrift:

Oberhessischer Geschichtsverein, 63 Gießen, Bismarckstraße 37, Universitätsbibliothek.

Mitteilungen

des

Oberhessischen Geschichtsvereins

Herausgegeben für

Heinrich Klenk †

von

Herbert Krüger

Neue Folge

Einundfünfzigster Band

GIESSEN 1966

Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, Gießen

Der Oberhessische Geschichtsverein dankt dem hessischen Kultusministerium, dem Kreistag des Landkreises Gießen und der Universitätsstadt Gießen für die Beihilfen zu den Druckkosten dieser „Mitteilungen".

Weiter haben wir zu danken für die Förderung des Druckes der „Arbeitsgemeinschaft der Historischen Vereine Hessen" und ihrem Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. W. Heinemeyer.

Gesamtherstellung: Mittelhessische Druck- und Verlagsgesellschaft mbH, Gießen, Marburger Straße 18—20, Fernsprecher 33021—24

Inhaltsübersicht

Dr. Heinrich Klenk zum Gedächtnis 7

A. AUFSÄTZE:

Friedrich Karl Azzola: Das Arnsburger Steinkreuz — ein spätmittelalterlicher Grabstein? 9

Gerhard Bernbeck: Die große Reise von A. H. Franke im Jahre 1717 12

Wilh. Alfred Eckhardt: Zum Inventar des Nachlasses Jean George Willes im Nationalarchiv Paris 16

Erwin Knauß: Die Entwicklung Gießens von seinen Anfängen bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges 18

Herbert Krüger und Peter Merck: Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715—1808) übersetzt nach Georges Duplessis: „Mémoires et Journal de J. G. Wille", 2 Bde., Paris 1857 36

Rüdiger Moldenhauer: Die Petitionen aus Oberhessen an die deutsche Nationalversammlung 1848—1849 75

Heinrich Otterbein: Die Rambach'sche Bibliothek im Landgraf-Ludwigs-Gymnasium zu Gießen 120

Hans Szczech: Jacob Theodor Franz Rambach, der Autor der „Anmerkungen" zur Dietrich'schen Chronik von 1613 134

B. BESPRECHUNGEN:

Hans Szczech: Heimatbuch Holzheim. Bearbeitet von Waldemar Küther. Herausgegeben von der Gemeinde Holzheim 135

H. Krüger - E. Knauß: Erwin Meyer: Heimatforschung in Hessen, 3. Band 137

Abbildungsteil 139

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter des Bandes 51/1966:

Dr. Friedrich Karl Azzola, Industriechemiker, 4 Düsseldorf-Benrath, Nördlinger Straße 7

Gerhard Bernbeck, Dekan, 63 Gießen, Lutherberg 1

Dr. Wilhelm Alfred Eckhardt, Staatsarchivrat, Marburg, Staatsarchiv

Dr. Erwin Knauß, Realschullehrer, 63 Gießen, Georg-Philipp-Gail-Str. 14

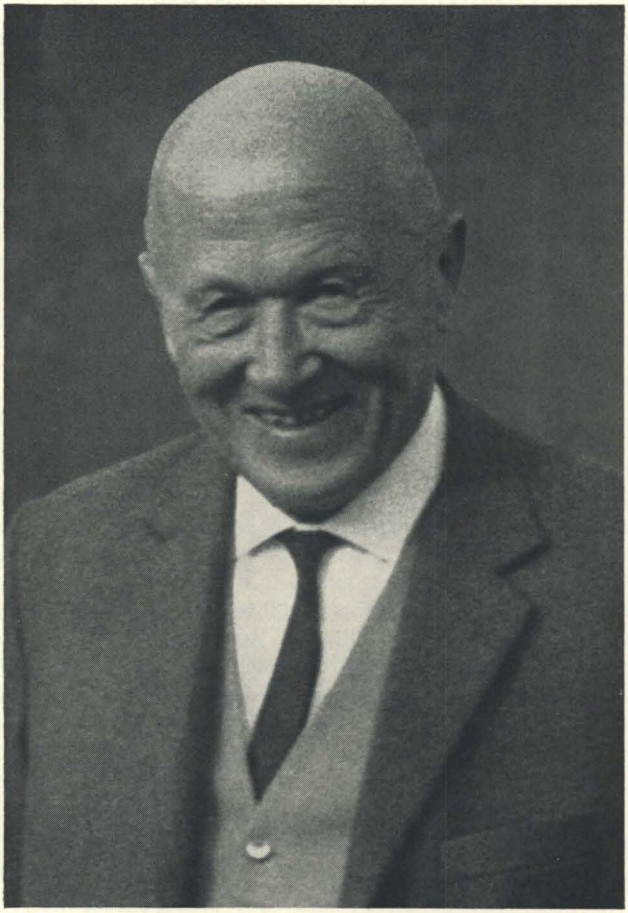
Dr. Herbert Krüger, Museumsdirektor, 63 Gießen, Philosophenwald 10

Peter Merck, Studienreferendar, 63 Gießen, Frankfurter Straße 10

Dr. Rüdiger Moldenhauer, Staatsarchivrat, 6 Frankfurt, Seckbächergasse 4

Dr. Heinrich Otterbein, Oberstudiendirektor, 63 Gießen, Geranienweg 8

Hans Szczech, Oberstudienrat, 63 Gießen, Tulpenweg 17



Dr. HEINRICH KLENK

* 19. 8. 1893 Mainz — † 13. 6. 1966 Gießen

Dr. Heinrich Klenk zum Gedächtnis

Am 13. Juni 1966 verstarb in Gießen nach kurzer Krankheit im 73. Lebensjahr Oberstudiendirektor a. D. Dr. Heinrich Klenk. Als Sohn eines Stadtschulrats wurde er am 19. August 1893 in Mainz geboren, am dortigen humanistischen Gymnasium bestand er 1912 die Reifeprüfung. Sein Studium der klassischen Philologie, Archäologie und Germanistik wurde durch den ersten Weltkrieg jäh unterbrochen. Von 1914 bis 1918 war er Soldat, zuletzt Leutnant d. R. Nach Kriegsende setzte er das Studium fort und schloß es 1921 mit dem Staatsexamen und der Promotion über ein archäologisches Thema ab. Es folgte eine kurze Tätigkeit als Mitarbeiter am Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz, dann trat Dr. Klenk in den höheren Schuldienst ein und wirkte als Assessor und Studienrat am Realgymnasium in Mainz bis 1945. Auch den zweiten Weltkrieg hat er von Anfang bis Ende, zuletzt als Hauptmann d. R. mitgemacht.

Nachdem er 1945/46 wieder ein Jahr am Museum in Mainz gearbeitet hatte, ließ er sich nach Gießen versetzen, wo er im Oktober 1946 seine Tätigkeit am Landgraf-Ludwigs-Gymnasium aufnahm. Dreizehn Jahre hat er hier gewirkt, als Lehrer, Fachleiter für alte Sprachen, stellv. Schulleiter und seit 1955 als Direktor. In dieser Zeit hat er sich um die Schule große Verdienste erworben. Er hatte einen klaren Blick für die Erfordernisse des Gymnasiums in der heutigen Zeit und war überzeugt von dem Wert der humanistischen Bildung. Von der Verantwortung für die Aufgabe des Erziehers erfüllt, hatte er stets großes Verständnis für die ihm anvertraute Jugend. Seine freundliche und hilfsbereite Art wußten Kollegen und Schüler zu schätzen. In zahlreichen Veröffentlichungen hat er sein wissenschaftliches und methodisches Können bewiesen. Mit der Planung des Neubaus des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums aber hat er sich ein bleibendes Denkmal nicht nur in der Geschichte dieser traditionsreichen Schule, sondern auch der Stadt Gießen gesetzt.

Auch nach der Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1959 rastete Dr. Klenk nicht, blieb ihm nun doch mehr Zeit für sein Wirken im öffentlichen Leben. Vor allem lag ihm die Erwachsenenbildung am Herzen, um die er sich als Vorsitzender der Gießener Volkshochschule bemühte; ihm ist die Einrichtung des Abendgymnasiums zu danken, an dem begabte Nichtschüler die Reifeprüfung ablegen können. Als Leiter des Oberhessischen Geschichtsvereins setzte er das von Oberstudiendirektor Dr. Glöckner begonnene Werk fort.

Am 16. Juni 1966 nahmen Angehörige, Freunde, Kollegen und ehemalige Schüler in der Kapelle des Neuen Friedhofs in Gießen für immer Abschied von diesem echten Humanisten, dessen Andenken das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Ehren halten wird.

Dr. Otterbein

Das Arnsburger Steinkreuz — ein spätmittelalterlicher Grabstein? [1])

Von Friedrich Karl Azzola

Neuere Arbeiten über steinerne Flurdenkmäler einerseits, frühe Grabsteinformen andererseits beschreiben vier Grundtypen: den Kreuzstein, das Steinkreuz, das Scheibenkreuz und das Radkreuz (Abbildung 1). Um bereits in der Benennung zwischen steinernen Flurdenkmälern bzw. Grabsteinen unterscheiden zu können, sollen diese Bezeichnungen den Flurdenkmälern vorbehalten bleiben. Für die frühen Grabsteinformen wurden deshalb kürzlich [2]) folgende Bezeichnungen vorgeschlagen (in gleicher Reihenfolge wie auf Abbildung 1): Grab-Kreuzstein, Grab-Steinkreuz, Scheibenkreuz-Grabstein und Radkreuz-Grabstein.

Nach dem bisherigen Kenntnisstand über die Verbreitungsgebiete des Grab-Kreuzsteins bzw. des Scheibenkreuz-Grabsteins als Frühformen mittelalterlichen Ursprungs in Hessen wird im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert der Raum nördlich der Linie Marburg [3]) — Fulda [4]) vom Grab-Kreuzstein, dagegen der Teil Oberhessens südlich der Linie Gießen [5]) — Büdingen [6]) vom Scheibenkreuz-Grabstein bestimmt. Im Bereich zwischen diesen Linien begegnen und durchdringen die beiden Formen einander, wobei die Grenzen bis zum Untergang des Scheibenkreuzes als früher Grabsteinform in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Süden verschoben werden; es gibt Hinweise, daß sich vom 13. bis 16. Jahrhundert das Verbreitungsgebiet des Grab-Kreuzsteins auf Kosten des Scheibenkreuz-Grabsteins erweiterte [7]).

---

[1]) Zugleich 18. Beitrag zur Frage früher Grabsteinformen in Hessen. 17. Beitrag: „Der Grab-Kreuzstein von Dreieichenhain." 12. Beiheft zum Atlas für Stadt und Landkreis Offenbach a. M., zur Zeit im Druck.

[2]) Azzola, Friedrich Karl: „Das Grab-Steinkreuz — die frühe Grabsteinform des Odenwalds?" Der Odenwald 11 (1964), Nr. 4, S. 112—118.

[3]) Azzola, Friedrich Karl: „Frühformen kleinbürgerlich-bäuerlicher Grabsteinkunst im Raum um Marburg. Teil I. Der Kreuzstein", ZHG 74 (1963), S. 57—80. Ders.: „Frühformen bürgerlich-bäuerlicher Grabsteinkunst im Raum um Marburg. Die Rauschenberger Grab-Kreuzsteine", ZHG 77 (1966), zur Zeit im Druck. Ders: „Zur Frage früher Grabsteinformen in der Schwalm", ZHG 74 (1963), S. 179—180.

[4]) Einen wertvollen Bestand besitzt in Fulda der alte Friedhof der Dompfarrei vor dem Paulustor. Sehr gefährdet sind die Grab-Kreuzsteine in der Totenkirche von Rothenkirchen/Haune.

[5]) Azzola, Friedrich Karl: „Die beiden Gießener Scheibenkreuze. Ein Beitrag zur Frage früher Grabsteinformen." ZHG 73 (1962), S. 122—123. Ders.: „Weitere Scheibenkreuze aus dem Raum Gießen-Marburg" (Grabsteine), Hessische Heimat NF 13 (1963), Nr. 4/5, S. 20—23. Ders.: „Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine der Wetterau", Wetterauer Geschichtsblätter, 14 (1965), S. 49—60 und 109—111.

[6]) Azzola, Friedrich Karl: „Büdingens spät- und nachmittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine", Büdinger Geschichtsblätter, Band VI (1966), zur Zeit im Druck. An dieser Stelle sei auch noch auf die bisher unveröffentlichten Scheibenkreuz-Grabsteine von Ranstadt und Stockheim hingewiesen.

[7]) Belegen läßt sich diese Entwicklung nur durch noch unveröffentlichte Funde wie z. B. einerseits eines spätromanischen Scheibenkreuz-Grabsteins in Ziegenhain und eines Scheibenkreuz-Grabsteins aus der Mitte des 14. Jahrhunderts in Marburg, andererseits durch nachmittelalterliche Grab-Kreuzsteine in Butzbach und Büdingen.

Bereits im späten Mittelalter ist in anderen Landschaften Deutschlands, so z. B. an Rhein und Mosel, das Steinkreuz als bürgerlich-bäuerliche Grabsteinform aufgekommen [8]). Dort löste das Grab-Steinkreuz den Grab-Kreuzstein ab, der sich schon in fränkischer Zeit im Rheinland [9]) und nach der Jahrtausendwende auch im mittelhessischen Bergland [10]) nachweisen läßt. Auch der Scheibenkreuz-Grabstein muß noch vor 1000 nach Christus aufgekommen sein [11]), weshalb diese Grabsteinform ebenfalls wesentlich älter als das Grab-Steinkreuz ist. Hieraus darf man schließen, daß im hohen Mittelalter nur das Scheibenkreuz und der Kreuzstein als Frühformen bekannt waren; erst im späten Mittelalter trat das Grab-Steinkreuz als dritter Typus hinzu.

Der ober- und niederhessische Raum wird bis in nachmittelalterliche Zeit hinein vom Grab-Kreuzstein und vom Scheibenkreuz-Grabstein beherrscht. Dagegen konnte sich hier im ausgehenden Mittelalter das Grab-Steinkreuz n i c h t — wie im Rheinland und an der unteren Lahn — durchsetzen und die beiden anderen, bereits seit mehreren Jahrhunderten bodenständigen und überlieferten Formen verdrängen. Wenn dennoch in Ober- und Niederhessen in spät- und nachmittelalterlicher Zeit das Grab-Steinkreuz vereinzelt auftritt, so bedeutet dies ein Bruch mit der landschaftsgebundenen Überlieferung. Nur besondere, überregionale Einflüsse konnten einen solchen Bruch herbeiführen.

Ein solcher Fall scheint in Kloster Arnsburg vorzuliegen. Dort befindet sich im nördlichen Seitenschiff der Basilika unter anderen Werkstücken auch ein Steinkreuz aus Basalttuff. Es ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gehalten. Leider ist sein Sockel abgebrochen und auch die Rückseite erheblich beschädigt. Dennoch erscheint es recht groß. Als einzigen Schmuck trägt die Vorderseite (Abbildung 2) eine eingeritzte Glocke. Das ist ungewöhnlich und bisher an Flurdenkmälern gleicher Art — soweit dem Verfasser bekannt — nicht beobachtet worden. Es besteht deshalb keine Notwendigkeit, dieses Steinkreuz als ein in den klösterlichen Bereich verschlepptes Flurdenkmal, z. B. Sühnekreuz, zu betrachten.

Aber auch gegen die zweite Möglichkeit, das Arnsburger Steinkreuz als Grabstein anzusprechen, gibt es einen gewichtigen Grund: die frühe,

---

[8]) Eine Zusammenfassung des bisherigen Kenntnisstandes findet sich in dem bereits unter Anmerkung 2 zitierten Beitrag in der Zeitschrift „Der Odenwald".

[9]) Rademacher, Franz: „Frühkarolingische Grabsteine im Landesmuseum zu Bonn", Bonner Jahrbücher 143/144 (1939), S. 265—282. Walther Zimmermann: „Das Münster zu Essen", Essen 1956, S. 128—130, sowie die Abbildungen 110 und 112. Kurt Böhner: „Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes", Berlin 1958, Textband S. 241 bis 254 und Bildband Tafeln 69—75.

[10]) Wesenberg, Rudolf: „Die Freilegung eines Zentralbaues in Unterhaun. Ein vorläufiger Bericht", Hessische Heimat 1 (1937), Nr. 2, S. 52—60, insbesondere Abbildung 38 auf Seite 62; ders.: „St. Crucis bei Hersfeld", Zeitschrift für Kunstgeschichte 18 (1955), S. 61—67, Abbildung 7. Der kleinere der beiden, von Rudolf Wesenberg geborgenen Steine kann nicht der Zeit vor 900 nach Christus entstammen, sondern dürfte spätmittelalterlichen Ursprungs sein. Siehe hierzu Friedrich Karl Azzola: „Das doppelbalkige Kreuz als Grabzeichen in Hessen", Hessische Blätter für Volkskunde 55 (1964), S. 181—185.

[11]) Eine Diskussion dieser Frage findet sich in der unter Anmerkung 5 zitierten Arbeit des Verfassers in den Wetterauer Geschichtsblättern.

überlieferte Grabsteinform der Wetterau und des sich daran anschließenden Gießener Raums [5]) ist das Scheibenkreuz und nicht das Steinkreuz! So sind z. B. allein auf dem ehemaligen Arnsburger Klosterfriedhof zwei mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine aufgefunden worden. Der jüngere der beiden Arnsburger Steine zeigt in Ritzzeichnung einen Schild mit zwei sich kreuzenden Pickeln, was man als „redendes Wappen" interpretieren darf und auf „Bickel" als Namensträger weist [12]). Erst um 1450 tritt der Brauch auf, ein eingeritztes Namenszeichen mit einem Schild einzufassen und hierdurch in ein „redendes Wappen" zu überführen. Vor 1450 wird ein einfacher Grabstein — wenn überhaupt — nur mit einem „redenden Namenszeichen" in Ritztechnik versehen (wappenführende Geschlechter ausgenommen) [13]).

Faßt man die auf dem Arnsburger Steinkreuz eingeritzte Glocke (Abbildung 2) als „redendes Namenszeichen" auf, so könnte man auf „Glock" oder „Glöckner" als Namensträger schließen, weshalb dieses Steinkreuz demzufolge ein Grabstein vermutlich aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sein dürfte.

Das Auftreten des Steinkreuzes als spätmittelalterliche Grabsteinform in Arnsburg bedeutet einen Bruch mit der überlieferten, bodenständigen Form des Scheibenkreuz-Grabsteins. Dies ist jedoch nicht verwunderlich, da auf Grund überregionaler Beziehungen des Klosters in Arnsburg auch Steinmetzen (z. B. als Laienbrüder) vom Mittelrhein oder der unteren Lahn gearbeitet haben könnten, denen das Grab-Steinkreuz vertraut war, der Form des oberhessischen Scheibenkreuz-Grabsteins jedoch fern standen. Diese überregionalen Einflüsse aus anderen Landschaften konnten zwar im klösterlichen Bereich zur Geltung gelangen, eine Ausstrahlung und eine Breitenwirkung in den oberhessischen Raum hinein blieb ihnen versagt.

---

[12]) Diese Interpretation verdankt der Verfasser Herrn Pfarrer i. R. Hermann Knodt, Darmstadt.

[13]) Auch diese Interpretation verdankt der Verfasser Herrn Pfarrer i. R. Hermann Knodt, Darmstadt.

Die große Reise von A. H. Franke im Jahre 1717

Betrachtungen zu seinen Tagebuchnotizen über seinen Aufenthalt in Gießen

Von Gerhard Bernbeck

Orthodoxie, Pietismus, Rationalismus, Aufklärung, Liberalismus sind Worte, die wie Kennziffern aus der Welt der Theologie zu verstehen sind. Sie lassen sich keineswegs in wenigen Worten dechiffrieren, sondern man kann darüber ganze Bände schreiben. Wenn der eine seine Enthüllungen niedergeschrieben hat, so bedeutet das keineswegs, daß ein anderer doch wieder neue Entdeckungen zu machen vermag, wenn er diesen Kennziffern zu Leibe rückt. Eins können wir aber bei allen Ergebnissen sagen: Niemand wird über diese großen geistigen Bewegungen aus vergangenen Tagen schreiben können, ohne nicht irgendwie einmal auch auf den Namen Gießen zu stoßen und die Stadt mit ihrer Universität zu erwähnen. Seine Professoren, seine Studenten waren es, die in Gießen mit diesen Bewegungen der Orthodoxie, des Pietismus usw. erfüllt waren und die dann das Erlernte, Erlebte und Erfahrene ins Land hinaus trugen. Eine kurze Erwähnung in einem Buch* gab mir Anlaß, einen Faden aufzugreifen. Dort heißt es auf Seite 216: „In Gießen und Frankfurt warteten viele Freunde auf Fr." Ich schrieb an den Verfasser, was ihm Anlaß gegeben habe, gerade Gießen besonders zu erwähnen. Ein Briefwechsel setzte ein und ich wurde auf den Verwalter des Francke-Archivs in Halle verwiesen, der bestimmt zu weiteren Auskünften bereit und fähig sei. Dies war auch der Fall; denn eines Tages kamen 27 Seiten Fotokopien aus zwei Tagebüchern an, die in besonderer Weise auf diesen Aufenthalt von Fr. Bezug nahmen. Mit diesem Anfang war natürlich auch zugleich die Fortsetzung gegeben, nämlich zu ergründen, wer es war, der mit Fr. in Gießen in Berührung kam und was die Gründe waren, daß sie zu Fr. oder Fr. zu ihnen kam.

Zum Verständnis nur ganz kurz eine Lebensskizze von Fr. Geb. 1663 in Lübeck, 1727 als Professor der Theologie in Halle verstorben. Mit sieben Jahren verliert er seinen Vater, mit 16 Jahren besucht er die Universitäten Erfurt, dann Kiel und Leipzig. Er wird Magister der Philosophie. Aus freiwilligem Entschluß lernt er z. T. im Umgang mit ausländischen Studenten die englische, französische, italienische, holländische und russische Sprache. Der 24jährige erhält ein Stipendium zu einem Sonderstudium, das er in Lüneburg absolvieren soll. Dort erlebt er das, was wir in Kürze „Bekehrung" nennen. „Da ich mich niederlegte, glaubte ich nicht, daß ein Gott wäre, da ich aufstand, hätte ichs wohl ohne Furcht und Zweifel mit Vergießung meines Blutes bekräftigt."

Zwei Tage vor Weihnachten kehrt Fr. im Jahre 1688 nach Leipzig zurück. Dieser Aufenthalt bringt ihm dann die Begegnung mit dem Vater des Pietismus, Ph. J. Spener in Dresden. Sp. hatte 1675 als Pfarrer in Frank-

* Erich Beyreuther: August Hermann Francke
Zeuge des lebendigen Gottes, Marburg 1956

furt a. M. seine „Pia desideria“ geschrieben, war dann Hofprediger in Dresden geworden. Seine Anregung zu „collegia pietatis“ hatte Fr. zunächst einmal unter den Studenten in Leipzig verwirklicht. Über 300 Studenten kamen zu dem von Fr. angekündigten „collegia philobiblica“. Kein Wunder, daß dadurch, wie es in einer Beschwerde hieß, „der geruhige Zustand der Fakultät“ in Bewegung geriet. Völlig unerhört war es noch, daß obendrein Bürger und Bürgersfrauen zu diesen Vorlesungen in hellen Scharen kamen. Fr. weicht aus und hofft in einem Pfarramt zu Erfurt Erfüllung seines Lebens zu finden. Er wird fristlos entlassen. „Bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfs soll er sich binnen zweier Tage von dato von hier hinweg anderswohin begeben.“ Vier Monate zuvor war sein Gönner Spener als Propst und Konsistorialrat nach Berlin berufen worden. Geradezu abenteuerlich ist der Weg, den Fr. schließlich nach Glaucha bei Halle und zur neu entstehenden Universität Halle führt.

Wen soll man nun mehr bewundern? Fr., den Professor der orientalischen Sprachen und damit auch den profunden Bibelausleger, oder den großen Prediger, der gelegentlich vor Tausenden sprach, oder den ersten Mann der evangelischen Christenheit mit seinen weltweiten Beziehungen, der zum Vater der äußeren Mission wurde, oder den großen Pädagogen, der u. a. den ersten naturwissenschaftlichen Unterricht in seinen Schulen einführte, oder den großen Mann der helfenden Tat, der schließlich insgesamt bei 2000 Kinder betreute, von denen er vielen das verlorengegangene Elternhaus ersetzte?

„In Halle wurde der moderne Leistungsmensch herangebildet. Aber an seiner Wiege stand nicht die Zweckmäßigkeit, sondern die Frömmigkeit“, so ist es zu seinem 300. Geburtstag in der „Frankfurter Allgemeinen“ zu lesen. Wenn man den ganzen Mann verstehen will, so muß man wissen, was er über sich selbst schreibt: „Ich bin in allen Dingen immer passiv gegangen, habe still gesessen und nicht einen Schritt weiter getan, als ich den Finger Gottes vor mir hatte. Wenn ich sah, was der Finger Gottes vorhatte, trat ich wie ein Knecht hervor und brachte ohne Mühe und Sorge es zustande.“

Nun zur eigentlichen Sache, der „großen“ Reise. Im August des Jahres 1717 tritt Fr. eine große Reise an. Auf etwa sechs Wochen war sie berechnet, sieben Monate wurden daraus. Dabei hält er sich auch zweimal in Gießen auf. Ein Tagebuch wird sowohl von ihm selbst als auch von seinen Begleitern geführt. Beide Aufenthalte waren nur kurz. Der eine dauerte vom 6. bis 9. September, der andere vom 7. bis 12. Oktober. Leider fehlen uns die Eintragungen vom 9. bis 12. Oktober, die es bei der Ausführlichkeit der übrigen Eintragungen bestimmt auch gegeben haben muß. Insgesamt liegen die Fotokopien von 27 Seiten vor mir. In dem einen Tagebuch heiß es, daß Fr. sich in Gießen „mit dasigen Herrn Professoribus, sonderlich denen Herrn Theologis, auch mit anderen werthen Gönnern, Freunden und manchen studiosis“ besprochen habe. Insbesondere wird die Predigt am 9. September 1717 des Oberkirchenrats und Professors Bilefeld über Psalm 119 Vers 101 bis 105 erwähnt, deren Thema war: Wie das Wort Gottes den Menschen vor Sünden bewahre.

Was veranlaßte Fr., gerade bei B. in Gießen einzukehren? Die Antwort ist schnell gegeben. Beide waren durch Vermittlung von Spener zu einer Professur gekommen, ebenso war es mit dem Kollegen May in Gießen zugegangen, der nach den Einträgen verschiedentlich besucht wurde. Es sei zugegeben, daß Fr. und May ihrem Protektor alle Ehre machten, während das Urteil über B. von den Kennern der Geschichte wesentlich eingeschränkt wird. Bilefeld und May hatten in Gießen dem Pietismus zum Durchbruch verholfen, die Beziehungen zum Fürstenhaus in Darmstadt, die Spener hatte, lieferten die Waffen zum Sieg. Frauen spielten dabei keine geringe Rolle und „Unterrockpolitik" wird kurz die Methode gekennzeichnet. Eine merkwürdige Duplizität der Ereignisse besteht darin, daß fast auf den Tag genau Fr. seine „collegia philobiblica" in Leipzig ankündigte und Prof. May in Gießen im Anschluß an den Gottesdienst abkündigte, „er habe sich in dem Herrn entschlossen — — — die stätige Katechismus- und biblische Übung in seinem Hause zu treiben". Fr. mußte darüber Leipzig verlassen, May rief einen Rattenschwanz von Eingaben und Vernehmungen hervor. Kein Wunder, daß Fr. auch bei May zu Gast ist. „Herr D. Majus betet nach der Mahlzeit und darauf gingen wir allseits erquickt nach Hause". Sie müssen sich sehr gut verstanden haben; denn beim zweiten Aufenthalt im Oktober heißt es: „— — und bat, daß der Herr Professor (nämlich Fr.) auf den Sonntag die Predigt verrichten möchte." Bibliothek und Auditorium wurden durch den Professor der Beredsamkeit und Poesie, Kortholt, gezeigt, der seit 1700 zugleich das Amt des Bibliothekars versah. Als besondere Kuriosität wurde Fr., der ja so viel für die Bibelverbreitung in deutscher und in fremden Sprachen getan hatte, eine finnische Bibel aus dem Jahre 1642 gezeigt, die auf Veranlassung der später zum katholischen Glauben übergetretenen Königin Christine von Schweden gedruckt wurde, die eine Tochter Gustav Adolfs war. Immerhin vermag der Eintrag über collegia und auditoria uns mit einem gewissen Stolz erfüllen; denn sie bekommen das Prädikat: „— — welche besser sind als die Hallischen."

Nicht verwunderlich erscheint es, daß Fr. den hortus botanicus besichtigt. Erstaunlich wie erfüllt der Tageslauf ist. Allein für den 8. September sind unter fortlaufender Zahl 25 Begegnungen eingetragen. Ein Herr Gottschalk bedankt sich für die Aufnahme seiner Kinder in die Schule in Halle, ein Pfarrer Hellmond aus Wetzlar veranlaßt einen Besuch in Wetzlar, ein Schuster Hertling meldet sich als ein Hörer einer Predigt in Halle, deren Text er noch nennen kann: Sprüche Kap. 23 Vers 26: Gib mir Sohn dein Herz! und „ist dadurch gerührt und seine Frau fürchtet auch Gott". Ein Gegenbesuch im Haus des Schusters erfolgt. Diesem Besuch geht voraus ein Besuch bei dem Professor Meyer: „— — der Herr Professor expectoriert sich völlig, seiner Seelen Zustand betreffend." M., nicht zu verwechseln mit May, war Professor der Moral.

„Beym Abschied werden Bücher ausgetheilt", so heißt es in einer Randbemerkung. Prof. May bekommt „die königlichen Edicte, die disciplin der Universität betreffend, übergeben". Die Abreise erfolgte um 8.30 Uhr in der Frühe, und um 1 Uhr kamen die Reisenden in Friedberg an.

14 Jahre später kommt Gießen im Waisenhaus in Halle wieder ins Gerede. Der Schüler und Nachfolger von Fr. hat zwischen einer Berufung als Hofprediger nach Kopenhagen und einer Berufung als Professor nach Gießen zu wählen. J. J. Rambach entscheidet sich für Gießen und übt dort eine kurze, aber reich gesegnete Tätigkeit aus. Nicht zuletzt mag dazu der Bericht seines Vorgängers über Gießen den Ausschlag dazu gegeben haben.

Zum Inventar des Nachlasses Jean George Willes im Nationalarchiv Paris

Berichtigungen zu Band 49/50, 1965, S. 144 ff.

von Wilhelm Alfred Eckhardt

Das von meinem verstorbenen Kollegen und Freund Wolf Erich Kellner aufgestellte Inventar des Nachlasses Jean George Wille ist in dieser Zeitschrift nach einem nicht druckreifen Durchschlag des Manuskripts veröffentlicht worden; das für den Druck vorbereitete Original (Nachlaß W. E. Kellner im Hessischen Staatsarchiv Marburg) wurde leider nicht herangezogen[1]). Dadurch sind nicht nur eine Reihe von Korrekturen und Ergänzungen Kellners unberücksichtigt geblieben, sondern durch Einführung einer Numerierung, die mit der des Bestandes im Nationalarchiv Paris nicht übereinstimmt, ist die Veröffentlichung als Inventar dieses Bestandes sogar unbrauchbar geworden. Es erscheint daher notwendig, nachstehende Berichtigungen nach dem Originalmanuskript mitzuteilen.

Der Nachlaß Wille (Paris, Archives Nationales, 219 AP) ist von 1 bis 248 durchnumeriert. Das veröffentlichte Inventar stimmt nur bis Nr. 6 mit dieser Numerierung überein. Nr. 7a—c des Inventars entsprechen Nr. 7—9 des Bestandes, und so weiter bis Nr. 105 des Inventars = Nr. 248 des Bestandes. Bei der Umnumerierung ist zu beachten, daß S. 159 zwischen Nr. 28 h (= Nr. 68) und Nr. 28 i (= Nr. 70) ein Brief vom 2. Oktober 1761 bisher keine Nr. hatte (= Nr. 69).

Entsprechend sind die z. T. falschen Verweisungen in der Einleitung zu verbessern: S. 146 Z. 16 v. u. ‚Nr. 74, i' ist zu streichen; S. 148 Z. 16 lies ‚Nr. 245, 248' statt ‚Nr. 49 [?], 70, 102, 105', Z. 22 ‚Nr. 237' statt ‚Nr. 95', Z. 25 ‚Nr. 150' statt ‚Nr. 63a', Z. 37 ‚Nr. 57' statt ‚Nr. 24', Z. 38 ‚Nr. 238' statt ‚Nr. 74b', Z. 44 ‚Nr. 125, 126' statt ‚Nr. 50a/b'; S. 149 Z. 2 lies ‚Nr. 2, 64, 65, 67, 68, 70, 74, 88, 89, 106—110, 118, 165' statt ‚Nr. 2, 28, 36, 38, 44, 72', Z. 24 ‚Nr. 248' statt ‚Nr. 28', Z. 27 ‚Nr. 26, 36, 63' statt ‚Nr. 28a/e, 28g', Z. 29 ‚Nr. 64, 122' statt ‚Nr. 28d, 48a', Z. 30 ‚Nr. 248' statt ‚Nr. 105'.

Weitere Korrekturen zur Einleitung: S. 147 Z. 7 ist hinter ‚erworben hat' einzufügen ‚(Paris, Archives Nationales, 219 AP, 1—248)'; S. 148 Z. 12 lies ‚Papierabdrucke' statt ‚Papierabdrücke', Z. 20 ‚francoiseß' statt ‚franczoizeß', Z. 32 ‚regieret' statt ‚regiret', Z. 39 streiche ‚als Dreißigjähriger'; S. 149 Z. 31 lies ‚1767' statt ‚1763', Z. 2 v. u. ‚Unsere Verzeichnung' statt ‚Unser Verzeichnis'. S. 150 ist als vorletzter Absatz der Einleitung einzufügen: ‚Mit besonderem Dank erfüllt es mich, daß das Nationalarchiv mir, dem Gast des „Stage technique international d'archives 1963", die Arbeit an den Briefen vertrauensvoll überließ, daß ich — zumal von M. Robert Marquant, Conservateur en chef et Chef du Service des Stages

[1]) Weil es dem Herausgeber nicht bekanntgegeben worden war. Vgl. Vorbemerkung des Herausgebers.

— vielfache Unterstützung erfuhr und daß das Ergebnis vonseiten des Nationalarchivs freundlich anerkannt wurde.'

Zum Inventar: Der Asteriskus beim Datum (vgl. Anm. auf S. 150) bedeutet, daß der betreffende Brief in französischer Sprache geschrieben ist; die nicht mit Sternchen bezeichneten Briefe sind deutsch. Die Angaben über Vermerke Willes (‚handschriftlich' ist, da selbstverständlich, jeweils zu streichen) sind von den Inhaltsangaben abzusetzen; Kellner hatte dafür jeweils eine neue Zeile vorgesehen.

Zu den einzelnen Briefen: Nr. 2 lies ‚† Tuschers' statt ‚+ Tuschers', ‚a Copenhague' statt ‚à Copenhague'; Nr. 11 (bisher 9) ‚a Gießen', statt ‚à Gießen'; Nr. 16 (bisher 13) ergänze: ‚Vermerk Willes: „Repondu a Mr. Clodius professeur a Leipzig".'; Nr. 27 (bisher 17g) datiert vom 28. August (nicht April) 1761; Nr. 38 (bisher 17s) lies ‚Porträts' statt ‚Porträt'; Nr. 43 (bisher 18b) ‚Crespi' statt ‚Crespie'; Nr. 44 (bisher 19) ‚Mechel' statt ‚Mechl'; Nr. 49 (bisher 20e) zu ‚Spahr' Anm.: ‚Oberspaar bei Dresden'; Nr. 57 (bisher 24) sind auch am Anfang des Reiseberichts Bindestriche zwischen die Ortsnamen zu setzen; Nr. 61 (bisher 28a) sind die Worte ‚in Schwyz' am Schluß zu streichen; Nr. 63 (bisher 28c) gehört hinter Wouwermann ein Semikolon; Nr. 64 (bisher 28d) lies am Schluß ‚Ryhiner' statt ‚Ridinger' und ergänze: ‚Vermerk Willes: „rathschreiber des Hochedeln rathes der stadt Zürch".'; Nr. 68 (bisher 28h) ‚Mechel' statt ‚Mechl' und ‚jav.' statt ‚janv.'; Nr. 78 (bisher 31) Semikolon zwischen ‚London' und ‚seine'; Nr. 83 (bisher 34) ‚Mechel' statt ‚Mechl'; Nr. 87 (bisher 35d) ‚Nr. 98' statt ‚Nr. 38, h'; Nr. 95 (bisher 38e) fehlt Bindestrich zwischen ‚Berneck' und ‚Bayreuth'; Nr. 98 (bisher 38h) ‚Stiche nach „Versuck"' statt ‚Stich nach „Versuch"'; Nr. 109 (bisher 38t) ‚Einzelnem' statt ‚Einzelnen'; Nr. 110 (bisher 38u) datiert vom 11. November (nicht Oktober) 1782; Nr. 116 (bisher 43a) ‚Empfehlungen' statt ‚Empfehlung'; Nr. 122 (bisher 48a) ‚Repondu a' statt ‚Repondu à'; Nr. 124 (bisher 49) ‚S. Colombe' statt ‚St. Colombe'; Nr. 125 (bisher 50) ‚Comte' statt ‚Conte'; Nr. 129 (bisher 52) ‚Gesner' statt ‚Gestner'; Nr. 136 (bisher 59) ‚eine eigene' statt ‚seine eigene'; hinter Nr. 161 (bisher 70b) ist einzufügen: ‚Nr. 160 und Nr. 161 stehen auf einem Blatt.'; Nr. 163 (bisher 71b) ‚Hagedorn' statt ‚Hagedorns'; Nr. 174 (bisher 74f) ‚frere' statt ‚frère' und ‚Intrigen' statt ‚Intriguen'; Nr. 176 (bisher 74h) ‚Nachrichten' statt ‚Nachricht'; Nr. 178 (bisher 74k) ergänze ‚Vermerk Willes: „cette lettre Mr. Schmidt me l'ecrit de Petersbourg".'; Nr. 180 (bisher 74m) ‚an Massé' statt ‚von Massé'; Nr. 184 (bisher 74q) datiert vom 28. (nicht 23.) Mai 1763; Nr. 188 (bisher 74u) ‚† Splitgerber' statt ‚+ Splitgerber'; Nr. 193 (bisher 74z) ‚Willes Arbeit' statt ‚Willes Arbeiten'; Nr. 194 (bisher 74a') ‚dète' statt ‚dette'; Nr. 214 (bisher 86) ergänze ‚vor recu'; Nr. 215 (bisher 87a) und Nr. 216 (bisher 87b) ‚a Mr. Wasserschlebe' statt ‚à Mr. W. . . .'; Nr. 221 (bisher 87g) ‚Repondu a' statt ‚Repondu à'; Nr. 231 (bisher 91a) ‚Heiligen' statt ‚heiligen'; Nr. 245 (bisher 102) ‚Vorbereitung der Verzeichnung und Übergabe' statt ‚Vorbereitung des Verzeichnisses zur Übergabe'.

Zum Anhang: S. 186 ist vor den Tagebucheintrag vom 7. September 1751 die Zwischenüberschrift ‚September' einzufügen; S. 187 Z. 7 v. u. ‚gewessen' statt ‚gewesen'; S. 188 Z. 6 v. u. ‚bleib' statt ‚bleibt'.

Die Entwicklung Gießens von seinen Anfängen bis zum Ausgang des 30jährigen Krieges

(unter besonderer Berücksichtigung seiner Funktion als hessische Stadt) *

Von Erwin Knauß

Wenn man es unternimmt, die 700jährige Zugehörigkeit einer Stadt zu dem gleichen Territorium in einem Festvortrag zu würdigen, so befallen einem gewisse Zweifel, ob dieses Unterfangen in einer Zeit berechtigt ist, in der alte territoriale Bindungen weithin im Zerfall begriffen sind, ja deren politische und wirtschaftliche Zielsetzungen über das hinausgreifen, was noch vor wenigen Jahrzehnten das Denken und Handeln der Menschen bestimmt hat. Was bedeutet schon eine kürzere oder längere Zugehörigkeit zu einem einzelnen deutschen Land, wenn die Sehnsucht deutscher Menschen der Wiedervereinigung getrennter Landesteile gilt, wenn wir ungeduldig werden, weil die Einigung Europas keine Fortschritte macht, wenn die Menschheit hinausgreift in den Weltraum und wenn man sich nicht nur von weltlicher, sondern auch von kirchlicher Seite konkrete Vorstellungen von einer weltumspannenden politischen Gemeinschaft macht?

Nun, es geht in diesem Vortrag sicher nicht darum, Licht oder Schatten der Vergangenheit zu beschwören, in Reminiszenzen zu schwelgen, überholten Vorstellungen eines Duodezstaates zu huldigen, etwa prohessische oder antipreußische Gefühle zu erwecken.

Wie sehr sich das alles gewandelt hat, mag der ermessen, der einmal nachliest, was der um die Stadt Gießen so verdienstvolle Carl Ebel bei der aus dem gleichen Anlaß durchgeführten Feierstunde vor 50 Jahren in seinen einleitenden Worten gesagt hat.

Es gilt in dieser Stunde vielmehr, sich der geschichtlichen Vorgänge zu erinnern, die Gießen hessisch werden ließen und daran zu denken, daß eine 700jährige Vergangenheit das Gesicht unserer Stadt geprägt, das Leben ihrer Bewohner bestimmt hat. Wir wollen nicht in erster Linie lernen aus der Geschichte, wir wollen sie schlicht und einfach kennenlernen. Wenn wir dabei dann so viel lernen, daß der Einzelmensch wie die staatliche Gemeinschaft zu allen Zeiten vor Probleme und in Entscheidungen gestellt waren, daß diese Probleme und Entscheidungen zwar je und dann anders geartet waren und verschieden aussahen, sie bei näherer Betrachtung sich aber nicht wesentlich von dem unterschieden, was heute das Leben des Individuums wie der Staaten bewegt, dann hat uns auch die Geschichte dieser Stadt etwas zu sagen, dann gewinnen wir als Volk wieder an dem so notwendigen Geschichtsbewußtsein, dann können wir auch aus der Vergangenheit Kräfte schöpfen.

Das Bild der Stadt in all seiner Entwicklung und Wandlung ist natürlich maßgebend bestimmt von der staatlichen Ordnung, in die dieses Gemein-

*) Vortrag, gehalten bei der Matinee im Foyer des Stadttheaters Gießen am 24. Oktober 1965 zur 700-Jahr-Feier „Gießen, hessische Stadt".

wesen eingebettet war. So gesehen ist das, was wir heute miteinander überdenken wollen, nicht nur Stadtgeschichte im engeren Sinne, sondern auch ein gut Stück hessischer Landesgeschichte, ja zuweilen sogar Reichsgeschichte.

Sie werden es dem Historiker nicht verübeln, wenn er versucht, in diesem Sinn einen Einblick zu geben in die Vorgänge des 13. Jahrhunderts in unserem Raum, die zu dem Übergang unserer Stadt an Hessen führten, um dann manche der vielfältigen Beziehungen und Wechselwirkungen lebendig zu machen, die Gießen mit Hessen im Laufe der Geschichte verbanden. Aber da es auch meine Pflicht ist, wesentliche Ereignisse nicht zu stark zu vereinfachen und die Linien der Entwicklung scharf zu zeichnen, muß ich meine Darlegungen, um den Rahmen einer solchen Feierstunde nicht zu sprengen, auf die erste Hälfte des Weges, den Gießen als hessische Stadt zurückgelegt hat, beschränken; ich werde daher mit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges einen Einschnitt vornehmen müssen. Die zweite Wegstrecke Gießens bis in unsere Tage darzustellen, müßte eine dankenswerte Aufgabe für eine andere Gelegenheit sein.

Um die Bedeutung des zwischen dem 18. August 1264 und dem 29. September 1265 erfolgten Übergangs der Stadt Gießen an die Landgrafschaft Hessen zu erkennen, erscheint es mir notwendig, in wenigen Strichen ihre Entwicklung im ersten Jahrhundert ihres Bestehens zu zeichnen und die allgemeine politische Situation der damaligen Zeit mit dem Schwerpunkt auf unserem Raum darzustellen.

Die Anfänge Gießens verlieren sich wie die vieler anderer Stadtgründungen des 12. und 13. Jahrhunderts im Dunkel der mageren geschichtlichen Überlieferung. Als sicher darf jedoch gelten, daß die um die Mitte des 12. Jahrhunderts erfolgte Teilung der Grafschaft Gleiberg von unmittelbarem Einfluß auf die Entstehung einer kleinen Wasserburg gewesen ist, die Graf Wilhelm von Gleiberg zum wirtschaftlichen und militärischen Mittelpunkt seiner durch die Teilung erworbenen Grafschaftshälfte zu machen gedachte. Wenn er dabei die bis dahin völlig siedlungsleere, ja siedlungsfeindliche Talaue der Wieseck in der Nähe ihrer Mündung in die Lahn aussuchte, so hatte dies wohl zwei Hauptgründe: Einmal konnte er über diese Landstrecken frei, und ohne Schwierigkeiten befürchten zu müssen, verfügen, zum anderen war jene leicht über die Talsohle sich erhebende Geländeschwelle um das heutige Wallenfelssche Anwesen hinter dem Stadtkirchenturm geeignet zur Anlage einer starken Befestigung, die für die Sicherung seines kleinen Herrschaftsgebietes unerläßlich war.

Dieser Burgplatz, der von Anfang an mit Burgmannen besetzt war, gab dem Territorialherren in den folgenden Jahrzehnten die willkommene Möglichkeit, den Handelsverkehr der die Umgebung der Burg tangierenden großen Fernstraßen an sein „Regierungszentrum" heranzuführen. So verstanden war Gießens Gleiberger Zeit, wiewohl es damals noch nicht als Stadt angesprochen werden kann, sicher die einzige Periode seiner rd. 800-jährigen Geschichte, in der es einmal „Residenz" gewesen ist.

Aber das Erlöschen des Mannesstammes im Gleiberg-Gießener Grafenhaus beendet schon bald diese so verheißungsvoll begonnene Entwicklung von

Burg und Herrschaft Gießen. Gleichzeitig endet eine erste, im damaligen Kräftespiel nicht unwichtige politische Rolle der kleinen Herrschaft Gießen, auf die insbesondere schon Karl Glöckner, der um die Geschichte Gießens und des südwestdeutschen Raumes so verdiente Forscher, aufmerksam machte: Die Gleiberger Herren von Gießen standen damals in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in freundschaftlicher Verbindung zum Erzbistum Mainz. In jener Zeit, in der sich die zentrale Macht des staufischen Kaisers Friedrich Barbarossa mit ihrer Kirchengutpolitik gegen die bedrohliche Ausdehnung des Erzbistums besonders im Rhein-Main-Gebiet und im nordhessischen Raum richtete, mußte den Mainzern jeder noch so schwache Freund willkommen sein, der ihnen den Zugang von ihrem Zentrum am Rhein zu ihren nordhessischen Stützpunkten Fritzlar, Amöneburg usw. erleichterte.

Als die kleine Herrschaft Gießen dann zwischen 1197 und 1203 durch Heirat an die Pfalzgrafen von Tübingen überging, zeichnete sich ja schon ab, was sich in den nächsten Jahrzehnten vollenden sollte: Der Niedergang der zentralen Reichsgewalt und der Aufstieg fürstlicher Gewalten zu territorialer, vom Reich weitgehend unabhängiger Macht. In diesen nun im 13. Jahrhundert einsetzenden Kampf um die übergreifende Landeshoheit wurde auch Gießen schon wegen seiner topographischen Lage einbezogen.

Seine Tübinger Zeit aber verschafft ihm zunächst noch eine Atempause, und diese rd. 6 Jahrzehnte dauernde Periode ist gekennzeichnet durch das Bemühen der Pfalzgrafen, ihrem Außenposten Gießen, der ihnen praktisch unvorhergesehen in den Schoß gefallen war, ein besseres Gesicht und ein stärkeres Gewicht zu geben. Die vermutlich schon in Gleiberger Zeit einsetzende Entwicklung, die um die ursprünglich älteste Grafenburg eine Art Vorburg (suburbium) entstehen ließ und damit den Zuzug von Handwerkern und Kaufleuten an diesem Platz ermöglichte, setzte sich nun verstärkt fort. Ebenso wird der weitere Ausbau der Nahverkehrswege der Herausbildung eines ständigen Marktplatzes förderlich gewesen sein. Die neuen Herren Gießens begünstigten diese Ansiedlung, weil mit ihr eine Stärkung ihres Außenpostens verbunden war, ja sie dürften das allmähliche Zusammenwachsen von Markt und Burg dadurch beschleunigt haben, daß sie der jungen Siedlung eine erste Umwehrung gaben. Der planmäßige Ausbau Gießens durch den Stadtherren wird dadurch bewiesen, daß in jenes siedlungsfeindliche, versumpfte Mündungsgebiet der Wieseck ein freiwilliger Zuzug von Menschen in größerer Anzahl kaum anzunehmen ist. Es war überdies anfangs auch nur ein sehr kleiner Raum, der für die erweiterte Burgsiedlung zur Verfügung stand, kaum mehr als zwei bis drei Hektar groß.

Höhepunkt dieser Entwicklung war dann zweifellos die Erhebung Gießens zur Stadt. Dies muß vor dem Mai 1248 geschehen sein, denn zu dieser Zeit urkunden Schultheiß, Schöffen und Bürger von Gießen. Jene erste Hälfte des 13. Jahrhunderts war den Stadtgründungen günstig; Tübingen selbst ist 1231 erstmals als Stadt bezeugt. Was lag für die Stadtherren näher, als ihrem weitentlegenen Vorposten Gießen auch dieses Recht zu

verschaffen; es mußte der Sicherung und Stärkung dieses Herrschaftsgebietes dienen.

Es liegt die Vermutung nahe, daß nunmehr die zur Stadt erhobene Siedlung als Ganzes den Namen der Burg Gießen oder richtiger „zu den Giezzen" (= zu den Wasserbächen) angenommen hat. Der Übergang von der Burgverwaltung zur Stadtverfassung ist von den Tübingern sicher eher gefördert als gehemmt worden, da sie ihren Außenposten nicht so straff regieren konnten wie ihre Stammlande im süddeutschen Raum.

Aber die Uhr der Geschichte blieb auch in der Mitte des 13. Jahrhunderts nicht stehen. Wir haben alle einmal von der kaiserlosen, der sog. schrecklichen Zeit gehört: Das staufische Kaisertum und damit die zentrale Macht des Reiches war untergegangen, die Zeit des Landesfürstentums, der domini terrae, 1220 durch die „confoederatio cum principibus ecclesiasticis" für die geistlichen Fürsten und 1231 durch das „statutum in favorem principum" für die weltlichen Herren auch rechtlich begründet, hatte begonnen. In unserem Raum werden die zwei folgenden Jahrhunderte bestimmt von dem harten Ringen der beiden mächtigsten Territorialgewalten, der Landgrafen v. Hessen und der Erzbischöfe von Mainz, das praktisch bereits während des 12. Jahrhunderts mit Heftigkeit eingesetzt hatte. In dieser Auseinandersetzung mußten Stadt und Herrschaft Gießen infolge ihrer günstigen verkehrsgeographischen Lage eine bedeutsame wirtschaftliche und politische Rolle spielen. Es ist im Rahmen dieses Vortrages nicht möglich, im einzelnen darzulegen, auf welche Weise und in welcher Intensität diese für die gesamthessische Geschichte so bedeutungsvolle und einschneidende Auseinandersetzung zwischen Mainz und Hessen entstanden ist und ausgetragen wurde. Es muß genügen, die Entwicklung zu zeigen, die unser Gießener Gebiet unmittelbar berührt.

Seit 1122 bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts hatten sich die Landgrafen von Thüringen im niederhessischen oder besser althessischen Raum um Kassel und südlich davon, sowie im oberhessischen Raum mit Marburg als Stützpunkt, eine territoriale Machtposition aufbauen können, von der aus sie in der Lage gewesen wären, mit der Zeit das gesamte Gebiet zwischen Marburg und Kassel, zwischen Werra, Lahn und Eder zu beherrschen, wenn sich ihnen nicht zwei Umstände in den Weg gestellt hätten: Zum einen bestand der Besitz der Thüringer in Hessen zu einem bedeutenden Teil aus Mainzer Lehen, die das Erzstift vom Reich übernommen hatte, zum anderen legte sich zwischen die nieder- und oberhessischen Gebiete als Sperre und Trennung zugleich die ansehnliche Grafschaft Ziegenhain, während die westlich und südwestlich sich anschließenden Räume durch ebenso stark aufkommende Grafengeschlechter, wie z. B. die von Waldeck, Wittgenstein, Solms, Nassau und Katzenelnbogen, eine weitere Ausdehnung nicht mehr ohne weiteres gestatteten.

So befestigten die Thüringer Landgrafen in dem bezeichneten und relativ kleinen Gebiet ihre landesherrliche Stellung desto nachdrücklicher, und sie bedienten sich dabei vor allem des Mittels einer großzügigen und erfolgreichen Städtepolitik. Allein zwischen 1180 und 1230 wurden zahlreiche Orte durch die Landgrafen zu Städten erhoben, von denen ich hier

Alsfeld, Grünberg, Homberg/Ohm, Marburg, Frankenberg und Biedenkopf im oberhessischen sowie Homberg/Efze, Melsungen, Eschwege, Witzenhausen und Kassel im niederhessischen Raum erwähnen möchte. Von dieser Ausgangsbasis war die Politik der Thüringer darauf gerichtet, ihr Gebiet nicht nur zu stabilisieren, sondern es auch auf Kosten rivalisierender Herrschaften auszuweiten.

Ebenfalls seit dem 12. Jahrhundert war es das Bestreben des Erzbistums Mainz gewesen, die bei der Ausbreitung seiner Kirchenprovinz erworbenen Gebiete zu einem einheitlichen Territorium zusammenzufassen. Die ihnen 965 verliehene Würde eines Erzkanzlers des Reiches und die ebenfalls von Kaiser Otto dem Großen erworbene Hohe Immunität gaben dem Mainzer Erzbischof schon früh die Stellung eines reichsunmittelbaren Fürsten und sicherten ihm bei dem Versuch, die Landeshoheit auszubauen, einen Vorsprung vor anderen weltlichen Gewalten bzw. Grafenhäusern. Das althessische Land zwischen Gießen und Kassel wurde von den Mainzern als Bindeglied zwischen Rhein und Elbe betrachtet und wäre — in der Hand von Mainz — geeignet gewesen, das Zentrum um Mainz mit dem in Hessen und Thüringen weit verstreuten Besitz zu verbinden und zu einem einheitlichen Herrschaftsgebiet zusammenzuschließen. Im hessischen Raum waren es insbesondere die Gebiete um Hofgeismar, Fritzlar und um die alte Missionszelle der Amöneburg sowie seit 1237 auch Teile der alten Ohm/Lahn-Grafschaft, die als Stützpunkt den Mainzern eine hervorragende Stellung sicherten und zu denen ähnlich wie bei den Landgrafen eine ganze Anzahl fester Burgplätze gezählt werden müssen. Hinzu kam die begründete Aussicht auf den Heimfall der thüringischen Lehensgebiete, die mit dem Niedergang der staufischen Reichsgewalt noch ständig wuchs.

In dieser politischen Situation befand sich unser Gebiet, als mit dem Tode des letzten Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe, im Jahre 1247 die seit 1122 bestehende Verbindung Thüringens mit Hessen ein Ende fand. Trotz ungünstigster Vorbedingungen gelang es der Herzogin Sophie v. Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth, das hessische Erbe aus der Hinterlassenschaft der Thüringer für ihren unmündigen Sohn, den späteren ersten Landgrafen von Hessen, Heinrich I., zu erhalten. Auch dieser außerordentliche politische Erfolg kann hier nicht im einzelnen erörtert werden. Jedenfalls mußte Mainz 1263 in dem denkwürdigen Vertrag im Feldlager vor Langsdorf bei Hungen das Haus Brabant als Inhaber der mainzischen Lehen in Hessen anerkennen und den Bann über den Landgrafen sowie das Interdikt über Hessen aufheben. Im folgenden Jahr wird auch die endgültige Auseinandersetzung und Trennung zwischen Hessen und Thüringen vertraglich geregelt.

Nunmehr kann der inzwischen großjährig gewordene Landgraf Heinrich I. darangehen, die selbständig gewordene Grafschaft Hessen in den Wirren des Interregnums gegen mancherlei Feinde, insbesondere gegen Mainz, zu sichern und auszubauen.

Jetzt wenden wir den Blick wieder unmittelbar auf unsere Stadt. Die territorialgeschichtliche Entwicklung im mittelhessischen Raum, wie ich

sie bis ins 6. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts darzustellen versuchte, mag die Tübinger Herren von Gießen dazu bewogen haben, bei realistischer Einschätzung der ihnen verbliebenen Möglichkeiten eine Abstoßung des Gießener Besitzes ins Auge zu fassen. Die aus anderen Tübinger Territorien überlieferte, wohl aus finanziellen Erwägungen zu erklärende Neigung der Pfalzgrafen zu Verkäufen von Besitztümern mag der nun kommenden Entwicklung förderlich gewesen sein.

Für uns stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, wer an einem Erwerb der Herrschaft Gießen vordringlich interessiert war. Nach Lage der Dinge konnten dies damals nur der Erzbischof von Mainz und der Landgraf von Hessen sein. Würde sich jener in den Besitz von Gießen setzen, so blieb ihm, wie schon in Gießens Tübinger Zeit, der Weg von Mainz zu seinen nordhessischen Gebieten offen. Gelang es jedoch den Landgrafen, Gießen zu erwerben, so waren sie in der Lage, die wichtige Nord-Süd-Verbindung, die sog. „Weinstraße", als Verkehrsweg der Erzbischöfe von Mainz über die Wetterau, Butzbach, Großen-Linden nach Nordhessen zu sperren.

Die mangelnde Überlieferung setzt uns außerstande, den Vorgängen nachzuspüren, die schließlich zwischen dem 15. August 1264 und dem 29. September 1265 zu dem Übergang der Herrschaft Gießen an die Landgrafschaft führten. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß die Tübinger ihr Besitztum an Hessen verkauften; es bleibt uns lediglich verborgen, warum sie die Landgrafen den Erzbischöfen vorzogen. Für die junge Landgrafschaft Hessen aber bedeutete der Erwerb Gießens im Zuge ihrer konsequent durchgeführten Territorialpolitik einen erheblichen Machtzuwachs, denn neben der Stadt selbst wurde auch das umliegende Land, eben die Herrschaft Gießen, mit Wieseck, jener wohl ältesten Siedlung unseres engeren Raumes, Klein-Linden, Großen-Linden, Klein-Rechtenbach (als Exklave) sowie mit zahlreichen Wüstungen übernommen. Ferner gehörten dazu große Teile des alten Wiesecker Waldes, insbesondere der heutige Gießener Stadtwald und der Hangelstein bis hin zur Badenburg an der Lahn. Schließlich darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß durch den Übergang der Herrschaft Gießen auch noch andere Rechte von Landgraf Heinrich I. übernommen wurden, so vor allem die mit den anderen Gleiberger Erben, den Herren von Merenberg, gemeinsamen Besitzungen an der Lahn, der Anteil am Hüttenberg und am Wiesecker Wald, das Anrecht an der Stammburg Gleiberg sowie die Gerichtsrechte, die Vogtei über den Schiffenberg.

Durch diesen Machtzuwachs konnte Hessen nunmehr von der Lahn bis zum Vogelsberg einen vollständigen Sperriegel ausbilden, der dem Mainzer Erzstift die großen Fernstraßen aus dem Rhein-Main-Gebiet in die nordhessischen Besitzungen blockierte. 1186 bereits sperrte der Landgraf mit der Burg Grünberg die Straße durch die „kurzen Hessen"; zwischen 1237 und 1254 erwarb er die das mittlere Lumdatal beherrschende Burg Nordeck und verlegte damit dem Erzbischof den direkten Weg auf der sog. „Salinenstraße" von Bad Nauheim aus der Wetterau über Großen-Buseck

zur Amöneburg. Gießen aber unterbrach die wichtigste Nord-Süd-Verbindung, die schon erwähnte „Weinstraße". Hessens Ausgangsstellung im Kampf mit Mainz um die Landesherrschaft war damit nach dem Erwerb Gießens wesentlich günstiger geworden. Gießen selbst aber wacht nach dem Übergang an Hessen aus seinem Dornröschenschlaf auf und gewinnt dank seiner verkehrspolitischen und strategischen Lage eine stetig wachsende Bedeutung. Ihrer Betrachtung soll nun der zweite Teil meiner Ausführungen gewidmet sein.

Der mit Weitblick und Tatkraft ausgestattete neue Herr Gießens, der Landgraf Heinrich I., der von 1256 bis 1308 über ein halbes Jahrhundert lang regierte, zögerte nicht, den Erwerb Gießens auch politisch zu nutzen. Zunächst versicherte er sich der Freundschaft Hartrads von Merenberg, des Herren der Gleiberger Restgrafschaft, indem er auf die Rechte am Gleiberg verzichtete und dem Merenberger den Wettenberg zu erblichem Lehen überließ. Gleichzeitig bestätigte er ihm ein Gießener Burglehen und machte sich auch die anderen Gießener Burgmannen, alles kleinere Adelsfamilien der Umgebung, zu Gefolgsleuten und beließ sie in ihren Gießener Burgsitzen. Vor allem aber erkannte Heinrich die politische Notwendigkeit, die von ihm neu erworbene, aber nicht begründete Burg und Stadt Gießen zu einem starken Bollwerk, einem Vorposten, zu machen, der seine Landgrafschaft nach Süden abschirmen konnte.

Wenn auch die urkundliche Tradition für das 13. und 14. Jahrhundert nur sehr spärliche Nachrichten über die älteste Geschichte unserer Stadt auf uns kommen ließ, so glaube ich doch an anderer Stelle nachgewiesen zu haben, daß es bereits der erste hessische Landgraf war, der durch eine großzügige Schenkung an Grund und Boden der Stadt den lebensnotwendigen Rückhalt gab, und damit ihre Bewohner, Burgmannen wie Bürger, in die Lage setzte, ein wirtschaftlich gesundes, lebensfähiges Gemeinwesen aufzubauen. Der große Gießener Stadtwald wurde seinen Vasallen und Untertanen zu markgenossenschaftlicher Verwaltung übergeben und ihnen außerdem das Recht zuerkannt, das für ihre landwirtschaftlichen Bedürfnisse nötige Land aus dem Wald zu roden. Es war eine echte „Entwicklungshilfe" im modernen Sinn dieses Wortes, die hier gewährt worden ist. Schon 1310 erscheint das „Alte Feld" in einer Arnsburger Urkunde; es ist — auf dem ursprünglich bewaldeten Nahrungsberg gelegen — das älteste angerodete Ackerfeld der Stadt oberhalb der damals alljährlich überschwemmten Talaue der Wieseck.

In unseren Tagen nun wird auch das „Alte Feld" — wie wenige Jahre zuvor der Rodtberg — überbaut werden, und dann sind sicher nur noch die Flur- oder Straßennamen Erinnerung daran, daß hier bis unmittelbar vor die Tore der Stadt einst der Wald reichte und die Einwohner dort ihre ersten Feldfrüchte auf frischem Rodungsland ernteten.

Hat auch das Holz als Rohstoff, Brenn- und Gebrauchsmaterial an Wert und Bedeutung verloren, so wissen wir heutigen Bürger in der Rückschau auf sieben Jahrhunderte doch recht gut, was diese Waldgabe für das Leben der Stadt und ihrer Bewohner bis auf diesen Tag wert gewesen

war, und die rd. 100 Gulden, die Gießen noch bis ins 18. Jahrhundert jährlich an den Landesherren zahlte, scheinen uns nur ein unbedeutendes Äquivalent für ein großes Geschenk.

Stärkte Landgraf Heinrich so die innere Kraft der Stadt und suchte die Treue ihrer Bewohner zu gewinnen, so ließ er auch nichts unversucht, die Stadt nach außen fest und sicher zu machen. Wahrscheinlich baute er schon die Mauer, die um 1300 vorhanden war, mindestens aber errichtete er Erdwerke und führte zahlreiche künstliche und natürliche Wieseckarme um die kleine Wasserburg. Bezeichnend ist jedenfalls, daß Erzbischof Werner von Mainz die Stadt im Jahre 1280 vergeblich belagerte und abziehen mußte, nachdem er zwar die Umgebung, aber nicht die Stadt selbst verwüstet hatte. Ein unbefestigtes Gießen hätte diesen Widerstand nicht leisten können. Dem Landgraf gelingt es dann sogar, im gleichen Jahr den Erzbischof in dessen ureigenem Gebiet bei Fritzlar entscheidend zu schlagen. Damit war auch der Besitz Gießens für Hessen gesichert, denn Ludwig von Isenburg-Büdingen, ein Anhänger des Erzbischofs, hatte bis dahin — auf Mainzer Betreiben — den Erwerb Gießens durch Hessen nicht anerkennen wollen, weil er selbst als Miterbe an Teilen des Wiesecker Waldes Ansprüche auf Gießen erhob.

Wenige Jahre später vergleicht sich der Landgraf mit einem zum Ausgleich neigenden Nachfolger auf dem Mainzer Erzstuhl und erreicht sogar mit dessen Hilfe 1292 die Erhebung in den Reichsfürstenstand durch den damaligen deutschen König Adolf von Nassau. Nunmehr hatte das hessische Landgrafenhaus eindeutig den Vorrang vor allen anderen hessischen Grafengeschlechtern und war die führende weltliche Macht in unserem Raum geworden.

Gewarnt durch die Erfahrungen und in der klaren Erkenntnis, daß der Kampf mit Mainz um die Landeshoheit damit nicht beendet, sondern eigentlich erst in seine entscheidende Phase getreten war, gingen die Landgrafen Heinrich I. und sein Sohn und Nachfolger Otto I. nunmehr daran, ihren südlichen Eckpfeiler Gießen weiter auszubauen. Die älteste Bürgersiedlung um den Marktplatz und die wohl noch ältere Vorburg erweitern sich durch den vom Landesherren geförderten Zuzug aus den Nachbardörfern schnell; die Stadt greift vor allem nach Osten, Süden und Südwesten weiter aus. Mit dem Mauerbau wird das „Alte Schloß" am Brandplatz als landgräfliche Wasserburg in die Umwehrung einbezogen. Seine Errichtung möchte ich in Übereinstimmung mit jüngeren Forschungen Herbert Krügers schon für die Zeit kurz vor 1300 annehmen. Im Westen entsteht die Neustadt, die bereits 1307 genannt wird und deren Bewohner 1325 vom Landgrafen die gleichen Rechte erhalten wie die Bewohner der älteren Marktsiedlung. Aber schon 1330 liegt der „vicus Santgasse" „extra muros oppidi" außerhalb der Stadtmauer, so daß diese Neustadt — nicht identisch mit der heutigen Straße Neustadt — wohl der Bezirk ist, der zwischen der ältesten Marktumwehrung und der Stadtmauer inzwischen besiedelt worden war, nämlich die jetzige Marktstraße. Ursprünglich hatte die Stadt nur das Südtor, das nach Selters und das Nordtor, das zum

Wiesecker Wald und in Richtung Marburg-Kassel führte; nun kommt mit der Neustadt auch das dritte Tor hinzu, das den Weg zur Lahn und hinüber ins „Kroppacher" Feld auf der rechten Lahnseite öffnete. Aber auch die stärkere Befestigung kann es nicht hindern, daß Gießen während neuer schwerer Auseinandersetzungen zwischen Mainz und Hessen im September 1327 nach längerer Belagerung von den Truppen des Erzbischofs Mathias eingenommen wurde. Es spricht für die positive Einstellung der Gießener Bürger zu ihrem Landesherren, daß sich die Einwohnerschaft bald gegen die Mainzer Besatzung erhob und sie aus der Stadt vertrieb. Freilich soll nicht verschwiegen werden, daß die Besatzungssoldaten — wie die Chronik Winckelmanns überliefert — nicht gerade sehr maßvoll mit der Bevölkerung umgingen. War durch den Sieg des Landgrafen 1328 bei Wetzlar und den folgenden Friedensschluß von 1329 die Gefahr auch zunächst gebannt, so hatten doch die verlustreichen Kämpfe dazu geführt, daß die Landgrafschaft in erhebliche finanzielle Bedrängnis geriet. Dieser Umstand stellte auch noch einmal die Zugehörigkeit Gießens zu Hessen in Frage. Schon bald nach dem vorläufigen Frieden mit Mainz finden wir unsere Stadt verpfändet an die Herren von Falkenstein; diese Pfandschaft ging nach 30jähriger Dauer 1364 je zur Hälfte an Graf Johann von Nassau-Weilburg und Landgraf Heinrich II. von Hessen über. Damit gerät Gießen in den Machtbereich einer dritten bedeutenden territorialen Kraft im westhessischen Raum, der Nassauer Grafen, die seit 1328 die Merenberger Erbschaft angetreten hatten und damit als Besitzer des Gleiberger Landes unmittelbarer Grenznachbar unserer Stadt geworden waren. Noch heute heißen Fluren in der Nähe des Umspannwerkes „Äcker an der Weilburger Grenze", und mancher, der das liest, mag sich erstaunt nach dem Ursprung dieser Benennung fragen. Als Erbe der Gleibergisch/Merenberger Rechte legte sich Nassau in bedenklicher Weise rings um Gießen fest, da es ja nunmehr Lehensherr der Gerichte Kirchberg/Lollar, Treis und Londorf, Vogtherr des Schiffenbergs sowie Mitbesitzer des Hüttenbergs geworden war. Teile des Wiesecker Waldes, die Badenburg, der „Fernewald", Dörfer wie Annerod, Hausen und seit 1396 auch Großen-Linden finden sich in gemeinsamem Besitz von Nassau und Hessen.

Daneben war die starke Burg Staufenberg — mit ihrem Streubesitz in der Markgenossenschaft Altenstruth am Ostrand des Hangelsteins — in Ziegenhainer Besitz. Gießen als südlicher Vorposten Hessens also von feindlichem „Ausland" umgeben, ohne unmittelbare Verbindung zum Marburger und Kasseler Landgrafengebiet. Eine ebenso aussichtslose Lage für unsere Stadt und ihren Landesherren als die wenige Jahrzehnte zuvor.

Aber waren es gegen Mainz die Waffen, so sind es diesmal zarte Bande, die Gießen für Hessen erhalten. „Bella gerant alii; tu felix Hassia nube" könnte man in Abwandlung eines berühmt gewordenen Satzes über die habsburgische Heiratspolitik des ausgehenden Mittelalters sagen. 12 000 Pf Heller gibt Graf Johann von Nassau/Weilburg als Mitgift seiner Tochter für ihre Ehe mit dem hessischen Landgrafen Hermann, und das Pfand dafür ist die halbe Stadt Gießen; die andere Hälfte aber gibt der

Landgraf Heinrich II. seiner künftigen Schwiegertochter 1367 als Brautgeschenk. So ist Gießen der hessischen Gebietshoheit ganz zurückgewonnen.

Aber weitere, nicht minder schwere Gefahren, lassen nicht lange auf sich warten: Zu Beginn der 70er Jahre des 14. Jahrhunderts schließt sich die überwiegende Zahl des hessischen Adels unter Führung des Grafen von Ziegenhain zum Ritterbund der „Sterner" zusammen und beginnt einen auch von äußeren Feinden Hessens unterstützten Aufstand gegen die Landgrafschaft, der das Ziel verfolgt, die lästige, ihre Unabhängigkeit bedrohende Herrschaft der Landgrafen zu brechen. In dieser bedrohlichen Lage, die durch seine militärischen Mißerfolge im niederhessischen Raum noch verschärft wurde, stützte sich der hessische Landgraf allein auf die Treue seiner oberhessischen Städte, und vor allem Gießen gab seiner Herrschaft finanziellen und ideellen Rückhalt.

Diesmal rettet politisch-diplomatisches Geschick den Landgrafen vor schlimmeren Folgen: Er schließt mit den Markgrafen von Meißen 1373 eine Erbverbrüderung und erreicht beim deutschen Kaiser Karl IV. die Erhebung der gesamten Landgrafschaft zu einem reichslehnbaren Fürstentum, was seine Stellung wesentlich festigt.

Wenig später rebellieren sogar die niederhessischen Städte gegen Steuerforderungen Landgraf Hermanns, und ein anderer Ritterbund, der von der „alten Minne", diesmal unter Führung des Nassauer Grafen, macht ihm im Süden seines Landes schwer zu schaffen. Auch die Solmser Grafen und die Reichsstadt Wetzlar stellen sich zeitweise gegen ihn. Wieder steht Gießen neben anderen oberhessischen Städten treu auf seiner Seite, und mit diesem Rückhalt ist es ihm möglich, aus der Krise ohne Einbußen hervorzugehen. Vorgänge, wie sie uns episodenhaft in Riehls „Stummem Ratsherren" entgegentreten.

Plastischer und charakteristischer aber ist, was Justi in seinen „Hessischen Denkwürdigkeiten" überliefert hat: Der Gießener Bürger Eckard Holzschuher hört — in einem Baum versteckt auf dem Feld — von dem Plan einiger Ritter von der „alten Minne", den Landgrafen zu töten. Er warnt seinen Herrn und rettet ihm das Leben. Zum Dank dafür befreit der Landgraf Haus und Hofstatt des Eckard in Gießen für ewige Zeit von allen Abgaben. Ein Einzelfall oder ein eindrucksvoller Beweis für die innere Haltung der Bürgerschaft zu ihrem Stadtherren? Es mag schwer zu entscheiden sein für uns, und doch darf bei einer Würdigung alles dessen, was uns die Beziehungen Gießens zu Hessen im späten Mittelalter in Urkunden und Akten verdeutlicht, geschlossen werden, daß seit dem Übergang Gießens an Hessen eine Gemeinsamkeit entstanden war, die nicht zuletzt ihre Ursache in einem wechselseitigen Geben und Nehmen hatte.

Die Stadt aber weitet inzwischen ihren ursprünglich so eng begrenzten Lebensraum aus; sie schafft sich neue Siedel- und Anbaumöglichkeiten. Große Flächen in der Lahn- und Wiesecktalaue werden trockengelegt, die zahlreichen kleinen Bäche und Rinnsale reguliert und zusammengefaßt.

Gießen wird anziehender für die engere und weitere Nachbarschaft, Kaufleute und Händler zieht es in stärkerem Maße in den Marktbereich, zu dem inzwischen längst die festen Verbindungswege von den Fernstraßen der Umgebung führen. Der Stadtherr sah den Zuzug nicht ungern, vielleicht hat er ihn auch begünstigt oder gar erzwungen, denn eine feste Stadt brauchte viele Hände zum Auf- und Ausbau, zur Versorgung und Verteidigung. Bauern aus Nachbardörfern lockte nicht nur die „freie" Stadtluft; sie erkannten bald, daß man seine Äcker auch von der Stadt aus weiter bearbeiten konnte, und so wurden ganze Dorfplätze verlassen, und ihre Feldfluren gingen in der Stadtgemarkung auf. In bestimmten Quartieren siedelte man sich an und setzte dort die alte dörfliche Gemeinschaft fort.

Auf diese Weise sind Kroppach im W., Läuffertsrod im NW., Achstadt und Didolshausen im N., früh schon Ursenheim im O. und zuletzt das große Selters im S. in die Stadt aufgenommen worden, so wuchs die Gemarkung zu einer Größe, wie sie vergleichbare Städte nicht hatten. Das mag auch der Grund gewesen sein, warum Kaufmannsstand und Handwerkerschaft, Märkte und Zünfte nie überörtliche Bedeutung hatten wie etwa in Alsfeld, Grünberg, Friedberg oder Wetzlar. Der Ackerbürger blieb das Charakteristikum unserer Stadt, und noch bis weit ins 19. Jahrhundert behielt der studentische Ausspruch seine Gültigkeit: „Wenn alle Bauern auf den Feldern sind, ist kein Bürger mehr in der Stadt." Wald, Weide und Ackerfeld waren der Reichtum der Stadt und bildeten die Lebensgrundlage ihrer Bewohner. Ohne Unterschied trieben alle, auch später die Professoren, ihr Vieh auf die Allmendweide, die den Berechtigten gemeinsam zur Nutzung zugänglich war. Der Reichtum freilich hielt sich relativ in engen Grenzen; wohlhabende Patrizierfamilien haben sich nicht entwickeln können; die Häuser blieben klein und schmalbrüstig, künstlerischer Schmuck, ausladende Verzierungen waren die Ausnahme. Und doch ist uns aus dieser Zeit das Leibsche Haus bewahrt geblieben, das der hochverdiente Nestor hessischer Kunsthistorie, der heute unter uns weilende 88jährige Professor Rauch, zu den ältesten gotischen Fachwerkhäusern Deutschlands zählt und dessen Bauzeit wohl für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts angesetzt werden kann. Mit diesem und anderen Burgmannen- und Bürgerhäusern breitete sich das Fachwerk auch in Gießen weiter aus. Neben das Spital an der Maigasse tritt weit vor der Stadt das Siechhaus an der Frankfurter Straße, dort wo heute die Wieseck im Flußbett des alten Siechbaches fließt. Zu den ursprünglichen Toren der Stadt, dem Tor nach Selters und dem nach Marburg, kam das Neustädter Tor im 14. Jahrhundert und mit dem Ausgreifen der Stadt nach Osten auch das Neuweger Tor hinzu, das vor allem dem Verkehr zu Wald und Weide offenstand. Doch lagen die Tore damals noch weit hinter dem heutigen Anlagenring zurück.

So blieben Grenzen, doch nicht n u r in der baulichen Ausdehnung und der Bevölkerungszahl. Wir müssen s i e auch sehen, wollen wir das Bild unserer Stadt nicht verzeichnen. Gießen konnte keine bauliche Pracht entfalten, dazu fehlte ihm der Charakter einer ständigen Residenz und auch

die Berührung mit der großen Welt der Kunst. Es fehlte der Stadt auch das religiöse Zentrum, die eigene große Kirche; ja nicht einmal eine klosterähnliche Niederlassung hat ihren Platz innerhalb der engen Mauern gefunden. Lediglich gegen Ende des Mittelalters werden geistliche und weltliche Bruderschaften urkundlich erwähnt, die sich aber in erster Linie der Krankenpflege verschrieben hatten. Erst um die Wende zum 16. Jahrhundert wird Gießen eigenständige, von der ehemaligen Mutterkirche in Selters unabhängige Pfarrei. Patron der dem hl. Pankratius geweihten Kirche war der Landgraf.

Unsere Stadt konnte sich deshalb im 15. Jahrhundert in Ruhe und Gelassenheit unter landgräflichem Schutz weiterentwickeln, weil seit 1427 der Existenzkampf Hessens mit Mainz endgültig siegreich bestanden war. 1450 wird die Grafschaft Ziegenhain hessisch; dies bedeutete das Zusammenwachsen der bisher getrennten Landesteile in Nieder- und Oberhessen; für Gießen sperrte der Staufenberger Riegel nicht mehr den Weg nach Marburg. 1479 fällt auch die weit ausgedehnte Grafschaft Katzenelnbogen — wiederum durch Heirat — der Landgrafschaft Hessen zu, die damit eine machtvolle Position an Rhein und Main im heutigen Südhessen erwirbt. Allerdings blieb diese Katzenelnbogener Erbschaft nicht unbestritten, denn das Nassauer Grafenhaus erhob ebenfalls nicht unberechtigte Ansprüche. In dem nun folgenden Katzenelnbogener Erbfolgestreit, der sich bis zum Jahre 1557 hinzog, wurde noch einmal die besondere strategische Bedeutung und der wirtschaftliche Wert Gießens für die Landgrafschaft augenfällig. Dies zeigte sich u. a. darin, daß die Stadt gegen Ende des 15. Jahrhunderts mehrfach für Schuldverschreibungen der Landgrafen Bürgschaft geleistet hatte, so 1470 schon und wieder 1489 für eine erhebliche Summe. Bereits 1446 war der Katzenelnbogener Erbtochter Anna bei ihrem Verlöbnis mit Landgraf Heinrich III. ein Vermächtnis auf die Stadt Gießen gegeben worden.

Als Dank für die vielfältige Treue der Stadt und in der Absicht, ihre wirtschaftliche Lage zu festigen und zu bessern, schenkte ihr der Landgraf 1498 einen großen Teil seines Hangelsteinwaldes zu freiem Eigentum. Ein derart großzügiges landesherrliches Geschenk war für jene Zeit ungewöhnlich und einmalig, und dies ist nur so zu erklären, daß der Landgraf ganz bewußt seine Stadt förderte, die in schwerer Zeit zu den wenigen festen Plätzen zählte, auf die er sich in diesem südlichen Grenzbereich seines zerrissenen Landes stützen konnte. Vier Jahre später erwirbt die Stadt mit Erlaubnis des Landgrafen auch den Steltzenmorgenwald — oder, wie der Volksmund sagt, den Stolzenmorgen — jenen seit 30 Jahren verschwundenen schönen Waldbezirk, der sich vom ehemaligen Flughafen bis vor die Gemarkungsgrenze nach Rödgen hinzog. Glücklicherweise blieb die Stadt in jenen Jahrzehnten von kriegerischen Ereignissen und Drangsalen weitgehend verschont, obwohl der Landgraf rund um die Stadt, besonders im Westen gegen Nassau und im Süden gegen den Wetterauer Grafenverein, alle Hände voll zu tun hatte.

Diese vielfältigen wirtschaftlichen und politisch-militärischen Verflechtungen und das geschilderte gute Einvernehmen zwischen der Landgraf-

schaft und unserer Stadt haben natürlich auch ihren Einfluß auf die innere Verwaltung und Verfassung Gießens gehabt. Die reiche Ausstattung an Waldbesitz wie die Vergrößerung der Feldfluren durch das Aufgehen benachbarter Dörfer ließen die Gießener weder auf den Gedanken kommen, außerhalb ihrer Gemarkung – wie es viele andere Städte taten – grundherrliche Rechte anzustreben, noch den Versuch zu machen, sich der „iurisdictio" des Landgrafen als „dominus terrae" zu entziehen. Man akzeptierte seine obrigkeitlichen Rechte, vor allem die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, sowie das Steuerrecht, vermochte aber gleichzeitig eine von der landesherrlichen Verwaltung weitgehend unabhängige Selbstverwaltung zu erreichen. Es waren die Zeiten schwerster Bedrängnis der Landgrafschaft in ihren Kämpfen mit Mainz und den Ritterbünden im 14. Jahrhundert, in denen der Stadtherr die ihn unterstützenden Städte mehr oder weniger freiwillig mit größeren Freiheiten ausgestattet hat. Seit dieser Zeit hat sich Gießen seine Rechte immer wieder gelegentlich vom Landgrafen bestätigen lassen; auf diese Weise ist uns einiges aus der Verfassung unserer Stadt in jener Frühzeit ihrer Geschichte überliefert.

So tritt um 1450 erstmals der Bürgermeister neben den landgräflichen Schultheiß oder Amtmann als leitenden Beamten des Stadtherrn, und das Schöffenkolleg wird zum Rat der Stadt, neben dem die Burgmannen des Landgrafen nun ihre eigene Vertretung haben. Landgraf Hermann gibt nach glücklich überstandenen Kämpfen gegen die Ritterbünde seiner Stadt im Jahre 1400 das Recht, für ihre Forderungen zu pfänden, und verordnet die „Vier aus der Gemeinde" als Aufsichtspersonen dem Schöffenrat bei. Sie bestimmen aus ihren Reihen einen Unterbürgermeister, wie es die erweiterte Ratsordnung von 1430 vorsieht. Vermutlich wurden damals wie allenthalben in den Städten die Zünfte aktiv und verlangten die Gleichstellung mit den alten vorherrschenden Familien, den bis dahin allein „Ratsfähigen". Damit bildet sich eine Art Zweikammersystem heraus. Doch jene schweren Auseinandersetzungen, wie sie uns aus anderen Städten, etwa aus Wetzlar, bekannt sind, werden in unserer Stadt dank der Autorität des Landgrafen nicht vorgefallen sein.

Die leitenden Positionen der Stadt werden zwar bald doppelt besetzt, im allgemeinen mit einem Rats- und einem Zunftmitglied; bedeutende Vorrechte aber sind den Burgmannen und den Beamten des Landgrafen vorbehalten. Sie bleiben trotz aller Zugeständnisse an die Bürgerschaft letztlich die entscheidende Gerichts- und Verwaltungsinstanz, wie es etwa auch die landgräfliche Gerichts- und Polizeiordnung von 1455 zeigt. Wer von Demokratie in der spätmittelalterlichen Stadt spricht, verkennt das soziologische Gefüge und die Lebensordnungen einer landesherrlichen Stadt in jener Zeit. Es ist allenfalls eine Demokratie für Privilegierte. Es gibt nicht gleiche Rechte und Pflichten, sondern die Bevölkerung scheidet sich streng in die contributionsfreien landgräflichen Vasallen und Beamten, die vollberechtigten Bürger, die halbberechtigten Beisassen und die Fremden. Übergänge von einer zur anderen Gruppe sind selten und nur unter Schwierigkeiten zu erreichen.

Und doch bleibt der Bürgerschaft ein nicht unbedeutender Spielraum der Selbstverwaltung, den sie nach besten Kräften wahrnimmt. Sie zahlt zwar dem Landgrafen die von den Ständen unter Mitwirkung der Städte festgesetzte Steuer, aber sie bekommt das Recht, die Gesamtsteuersumme nach ihrem Gutdünken auf die einzelnen Einwohner zu verteilen. An der Märkerverfassung des großen Stadtwaldes ist sie zu gleichen Teilen berechtigt, und erst dem absolutistischen Staat des 18. Jahrhunderts bleibt es vorbehalten, der Stadt dieses Recht wie viele andere zu nehmen. Die Zünfte, in Gießen besonders die Wollenweber, die Leinen- und Tuchmacher, die Färber, Walker (Wolkengasse) und Lohgerber (Löwengasse), gaben sich ihre vom Landgrafen sanktionierten strengen Zunftordnungen und wohnten meist in besonderen Gassen. Die Händler und Kaufleute hielten ihre Märkte, deren erste Verleihung durch die Herrschaft uns aus dem Jahre 1442 überliefert ist, die aber auf Grund des Charakters unserer Stadt sicher sehr viel älter sind.

Die Bürgerschaft nimmt zu; immer neue schmucke Fachwerkhäuser entstehen, teilweise weit vor den zu eng gewordenen Mauern. Eine größere Kirche tritt gegen Ende des 15. Jahrhunderts an die Stelle der alten, St. Pankratius geweihten Kapelle, und um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird auch das 1944 zerstörte Rathaus gebaut, das Symbol einer begrenzten Selbstverwaltung war. Die leider im zweiten Weltkrieg verlorenen Zinsbücher des Jahres 1495 lassen vermuten, daß es ungefähr 1500 Menschen waren, die in unserer Stadt wohnten, als die Landgrafschaft Hessen in das 16. Jahrhundert eintrat, das ihr bedeutendstes werden sollte.

Kehren wir nun noch einmal von der Stadtgeschichte zur Landesgeschichte zurück. Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert sah es wenig verheißungsvoll für die Landgrafschaft aus. Kaum war das Land nach 40jähriger Trennung in Nieder- und Oberhessen wieder unter einem Herrscher vereinigt, da schien der Mannesstamm des hessischen Hauses auszusterben, und die potentiellen Nachfolger standen bereit.

Wieder war es — wie 250 Jahre zuvor Sophie von Brabant — eine Frau, die Landgräfin Anna, die mit Geschick und Tatkraft ihrem minderjährigen, körperlich schwächlichen Sohn Philipp das Erbe sicherte gegen die Widerstände einer Regentschaft, hinter der natürlich auf Grund der im Jahre 1373 geschlossenen Erbverbrüderung das sächsische Fürstenhaus stand. Erneut erleben wir, wie sich die Bürgerschaft Gießens 1514 hinter ihre Stadtherrin stellt und die der Regentschaft zuneigenden Beamten der Stadt zum Gehorsam zwingt. Der Amtmann des Amtes Gießen Balthasar Schrautenbach und der Gießener Burgmann Konrad von Elkershausen leisteten dabei wertvolle Dienste.

Als im Jahre 1518 Franz von Sickingen mit Götz von Berlichingen die hessischen Lande um Darmstadt verwüstete und auf Nordhessen vorzustoßen im Begriff stand, hielt sich der knapp 14jährige junge Landgraf Philipp, den seine Mutter gerade hatte für volljährig erklären lassen, vom 12. bis 29. September in seinem Schloß in Gießen auf, wo damals auch der Landtag versammelt war. Der Angriff der Ritter konnte abgewendet werden.

Wenige Jahre später gelingt es Philipp, den Anfängen des Bauernkrieges in Hessen zu wehren; auch in Gießen kam es um die Jahreswende 1525/26 zu vorübergehenden Unruhen, die sich zwar gegen die Burgmannen und landgräflichen Beamten richteten, aber doch wohl mehr religiöse als soziale Ursachen hatten.

Emporgetragen von den Wogen der Reformation wird Philipp, dem die Geschichte den Namen der Großmütige gegeben hat, als Landesherr eines zentral gelegenen, nunmehr geschlossenen Territoriums einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit.

Im Blick auf die drohenden und — wie er vorhersah — unvermeidbaren religiösen Auseinandersetzungen baute er die Militärmacht seines Landes aus und machte zwischen 1530 und 1533 unter großem Aufwand Gießen zu einer der stärksten Festungen und Waffenplätze des Landes. Weit hinaus wurden die Wälle und Gräben, die vier bekannten Stadttore vorverlegt, alle bis dahin vor den alten Mauern angesiedelten Häuser einbeziehend. Die Wieseck wurde um die Stadt herumgeleitet und erhielt ihr heutiges Bett. Die letzten Bewohner des Dorfes Selters mußten in die Stadt ziehen, ihr Gotteshaus, St. Peter geweiht, bis dahin Mutterkirche für Gießen, wurde niedergerissen und in die Stadt eine starke Besatzung verlegt. — Die Reformation hielt ihren Einzug, und 1532 wird der erste protestantische Pfarrer in Gießen eingeführt.

Im Nordosten des so erweiterten Stadtgebietes schafft sich der Landgraf eine eigene kleine Residenz, in der er sich zu gewissen Zeiten aufhalten konnte. Ihr bedeutendstes Bauwerk, das Neue Schloß, errichtet 1533—37 als eines der Kleinode hessischer Fachwerkkunst, hat eine glückliche Fügung im 2. Weltkrieg vor der Zerstörung bewahrt. So war der Aufschwung unserer Stadt unverkennbar; die Einwohnerzahl stieg mit etwa 2800 auf fast das Doppelte, ungerechnet die Soldaten und ihr Anhang, deren Zahl zeitweise nicht geringer war. Es schien für Hessen und in ihm für das so günstig gelegene Gießen eine hoffnungsvolle Zeit anzubrechen.

Da scheiterte der mit so großen Fähigkeiten ausgestattete Landesfürst an den Schwierigkeiten und Fehleinschätzungen seiner überregionalen Politik, die er nicht zuletzt durch sein Versagen in der persönlichen Sphäre selbst mit herbeigeführt hatte. Seine Niederlage im Schmalkaldischen Kriege hatte das Schleifen der gerade erst aufgeführten Gießener Festungswerke durch den auf kaiserlicher Seite stehenden Grafen Reinhard zu Solms-Lich zur Folge.

Das ganze Land — ausgeblutet und finanziell zerrüttet — schien dem Untergang nahe, und auch unsere Stadt lag schwer darnieder. Die Launen internationaler Hof- und Kabinettspolitik aber befreiten Philipp überraschend aus kaiserlicher Gefangenschaft und gaben ihm 1552 noch einmal die Chance, sein Werk im religiösen und politischen Bereich fortzuführen. Aber trotz des Augsburger Religionsfriedens von 1555 und des gelungenen Ausgleichs mit Nassau im Katzenelnbogener Erbfolgestreit 1557 mißlingen ihm seine weitergreifenden Pläne. Auf religiösem Gebiet ist er machtlos

gegenüber den immer stärker um sich greifenden Lehrstreitigkeiten innerhalb des Protestantismus, zumal er selbst an Vertrauen verloren hatte; auf politischem Gebiet hat er durch sein unkluges Testament sein Lebenswerk, die einige, mächtige Landgrafschaft, eigenhändig zerstört.

In seinen letzten Lebensjahren hat er allerdings noch den Wiederaufbau der Festung Gießen befohlen, die von 1560 bis 1564 stärker als zuvor ausgebaut wurde. Es spricht für die besondere Vorliebe und Fürsorge Philipps für seine Festungsstadt, daß alle von ihm erlassenen Forst- und Holzordnungen mit ihren strengen Bestimmungen die althergebrachte Märkerverfassung des Gießener Stadtwaldes nicht antasteten. Bei seinem Tode 1567 erfolgte die Teilung des Landes in vier recht unterschiedliche Teilgrafschaften unter seine vier ehelichen Söhne. Gießen kam dabei zur Landgrafschaft Hessen-Marburg. Die rund 40 Jahre, die Gießen unter dem Landgrafen Ludwig IV. von Marburg verbrachte, waren noch einmal eine relativ ruhige Zeit für die Stadt vor ihrem Abstieg in Armut, Not und politische Unfreiheit. Der Marburger Landgraf sah die Bedeutung Gießens für seine kleine Herrschaft in ihrem Charakter als Garnisons- und Festungsstadt und ließ ihre Werke noch verstärken. 1586—90 errichtete er neben dem Neuen Schloß den prachtvollen, 80 m langen Renaissancebau des Zeughauses. Es war das mächtigste Gebäude unserer alten Stadt und ist dank der Energie einiger einsichtsvoller Männer in fast gleichem Stil nach der Zerstörung von 1944 wieder aufgebaut worden.

Die Stellung Gießens im südlichen Teil der kleinen Landgrafschaft Marburg wurde nicht unwesentlich gestärkt durch den Teilungsvertrag mit Nassau von 1585, durch den das Gericht Kirchberg/Lollar die Stadt Großen-Linden sowie die Dörfer Heuchelheim, Rodheim und Fellingshausen zu Hessen kamen. Aber als Landgraf Ludwig IV. 1604 kinderlos starb, waren alle Ansätze für einen Ausbau des kleinen Territoriums beendet. Sein Testament verfügte die Teilung seines Herrschaftsgebietes zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt. Der südliche Bezirk um Gießen fiel damals an Hessen-Darmstadt, Marburg und Umgebung aber an Hessen-Kassel.

Nun begann zum großen Verhängnis für das ganze Hessenland und nicht zuletzt auch für unsere Stadt der fast 50jährige Streit um dieses Marburger Erbe zwischen den Landgrafschaften von Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel, die sich über die Teilung des Landes Hessen-Marburg nicht auf die Dauer einigen konnten. Heftiger wurde dieser Streit, nachdem der Kasseler Landgraf zum Calvinismus übergetreten war, seine „Verbesserungspunkte" im kirchlichen Bereich einführte und nach dem bekannten Grundsatz „cuius regio eius religio" auch seine neuen Marburger Untertanen zu diesem Glauben zwingen wollte. Gerade das aber hatte der kinderlos verstorbene Marburger Landgraf Ludwig IV. seinen lutherischen Landeskindern im Marburger Land durch testamentarische Bestimmung ersparen wollen. Der Darmstädter Landgraf Ludwig fühlte sich natürlich als Sachwalter der Lehre Luthers und forderte nun ganz Oberhessen für sich. Er nahm die wegen ihres Glaubens vertriebenen Marburger Professoren in Gießen auf, gründete dort 1605 unser heutiges Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, aus dem

schließlich, als ein Ende des Streits nicht mehr abzusehen war, 1607 die Gießener Ludwigs-Universität hervorging, deren Gründung vom deutschen Kaiser Rudolf II. privilegiert wurde.

Mit der Universitätsgründung war für Gießen eine Fackel entzündet worden, deren Licht unsere Stadt auch durch die nun folgenden dunkleren Zeiten getragen hat. Der Landgraf stattete die Universität aus seinem Eigentum reich aus; schon 1609 konnte in einem Teil des Schloßparks der Botanische Garten angelegt werden, einer der ältesten in Deutschland. Am Brandplatz, zwischen dem Alten und Neuen Schloß, entstand 1611 das erste Kollegiengebäude mit seiner charakteristischen Sternwarte, die auf den alten Stichen von Gießen wie ein Turm herausragt. Stets betrachteten die Darmstädter Landesfürsten ihre einzige Universität als Lieblingskind; von den Brosamen, die von der Hohen Schule Tisch fielen, profitierte auch immer ein wenig die bürgerliche Stadt. Ihr geistiges Leben wurde bis auf den heutigen Tag maßgeblich von dem mitbestimmt, was Professoren und Studenten ausstrahlten.

Mit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges wird die Universität – nur ein Jahrzehnt nach ihrer Gründung – infolge einer neuen politischen Konstellation innerhalb Hessens noch einmal für ein Vierteljahrhundert der Stadt Gießen entzogen und nach Marburg zurückverlegt. Der grausame Krieg, vor allem seine drei letzten Jahre, in dem sich die beiden hessischen Landgrafschaften im sogenannten „Hessenkrieg" auseinandersetzten, bedrohte die Existenz unserer Stadt ebenso, wie mehrere schwere Pestepidemien ihre Bevölkerung dezimierten. Doch bleibt ihr dank der Festungswerke erspart, was die Burgen Gleiberg und Staufenberg damals erleiden müssen: die völlige Zerstörung. Im Westfälischen Frieden kommt Gießen 1648 endgültig an Hessen-Darmstadt, nunmehr als nördlicher Vorposten dieses Landesteils, und 1650 erhält die Stadt nach erheblichen Bemühungen auch ihre Universität zurück.

Hier nun lassen Sie mich die notwendige Zäsur machen, weil damit zwar nicht eigentlich die hessische Periode dieser Stadt zu Ende geht, aber doch ein tief einschneidender, besonderer Abschnitt ihrer Geschichte in einem neuen, auf Grund der Zeitverhältnisse anders gearteten Staatswesen beginnt, dem eine eigene Betrachtung gewidmet sein müßte.

Die Herausbildung des absolutistischen Fürstenstaates, besonders ausgeprägt auch in Hessen-Darmstadt, bringt unserer Stadt den Verlust ihres Charakters als eigenes politisches Gemeinwesen. Ihre Privilegien der Selbstverwaltung, wie sie sich im Mittelalter herausgebildet hatten, gehen nach und nach verloren. Nicht nur die Befestigungswerke bewirken die unnatürliche Abschnürung vom umliegenden Land. Fortan bestimmen fürstliche Beamte die Ordnung in der Stadt, und der Landesherr preßt sie auch finanziell je und dann gehörig aus. Die Bürgerschaft verliert ihr Selbstvertrauen, wird in sich unbeweglicher, der Gruppenegoismus wächst, und ein dem Landesherrn serviler Geist zieht ein. Die leitenden Ratsstellen werden von der Protektion weniger Familien beherrscht, deren Eigennutz zu Mißwirtschaft und Verschuldung führt. Erst zu Beginn des 19. Jahr-

hunderts, ja eigentlich erst nach 1870, als Hessen-Darmstadt ein Teil des von Bismarck gegründeten Deutschen Reiches wird, beginnt ein Wiederaufstieg unserer Stadt, der sich trotz der Rückschläge zweier Weltkriege bis heute fortgesetzt hat.

Nach 1945 ist im hessischen Raum aus historisch gewachsenen Gebilden ein neues Staatswesen entstanden, knapp drei Jahre eigenständig, und dann eingeordnet in den größeren Rahmen der Bundesrepublik, das im wesentlichen jene Gebiete umfaßt, die auch im 16. Jahrhundert hessisch waren, in der Zeit also, mit der wir unsere Betrachtungen im wesentlichen abschlossen. Gießen sieht sich in diesem Lande nicht mehr als südlicher oder nördlicher Grenzposten; es liegt im Zentrum, und diese günstige Lage gibt unserer Stadt in gegenwärtiger Zeit alle Aussicht auf eine hoffnungsvolle Zukunft. Im gemeinsamen Wirken zum Wohle der Bürger mögen Landesregierung und Stadtverwaltung nicht nur den notwendigen Aufgaben der Gegenwart nachkommen, sondern sich in dieser Stunde auch ihrer langen, gemeinsam durchschrittenen Vergangenheit bewußt werden und die Verpflichtung verspüren, Zeugnisse und Denkmäler ihrer Geschichte der Nachwelt zu erhalten.

Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges Wille (1715—1808) übersetzt nach Georges Duplessis: «Mémoires et Journal de J. G. Wille», 2 Bde., Paris 1857

von Herbert Krüger und Peter Merck

Teil I

Vorbemerkung

In den Bombennächten des 2. und 6. Dezember 1944 wurde ein erheblicher Bestand an Altertümern des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen ein Raub der Flammen; ein in jahrzehntelanger liebe- und mühevoller Sammeltätigkeit zusammengetragener Museumsbesitz, mit dem rund 40 Räume unseres repräsentablen Alten Schlosses fast überreich ausgestattet worden waren.

Als um so kostbareren Besitz werten wir heute die umfangreiche Sammlung von Originalblättern des aus dem benachbarten Biebertal stammenden Müllersohnes Johann Georg Will (a), der als einer der bedeutendsten Kupferstecher seiner Zeit in Paris zu Ruhm und Ansehen gelangte. Zum größeren Teil aus der Gail'schen Stiftung stammend, durch Museumsdirektor Paul Helmke in planmäßiger Sammeltätigkeit erfreulich ergänzt, umfaßte unsere Wille-Sammlung vor dem Zweiten Weltkrieg nahezu das gesamte, etwa 170 Stiche umfassende Oeuvre. Dank der rechtzeitigen Magazinierung durch Stadtbaudirektor Wilhelm Gravert ist bei bescheidenen Verlusten doch noch ein Bestand von rund 150 Originalen vor der Vernichtung bewahrt geblieben.

Es lag nahe, daß die Museumsleitung darauf bedacht war, diesen geretteten Besitz der Wille-Stiche, zu dem überdies bemerkenswerte Originalzeichnungen und seltene Autographen gehören, einer interessierten Öffentlichkeit bei besonderem Anlaß vorzulegen. An solchen Anlässen hat es im Laufe der letzten Jahre nicht gefehlt. Als die Vertreter der Stadt Gießen im Herbst des Jahres 1960 die „Exposition Gießen dans le passé et dans le présent", der auch eine Reihe von Wille-Stichen eingefügt war, in ihrer Partnerstadt Versailles eröffneten, durften die Bürger beider Partnerstädte überrascht feststellen, daß sich aus dem Zusammenklang von Heimaterde und Wirkungsstätte unseres gemeinsamen Landsmannes geistige Brücken schlagen lassen über Zeit und Raum.

Später haben wir im Rahmen der Deutsch-Französischen Kulturtage 1961 in Anwesenheit unserer französischen Gäste den Gesamtbestand unserer Wille-Sammlung in der schönen Eingangshalle der Universitätsbibliothek geschlossen ausstellen können; wir haben dabei in bescheidenem Umfang

a) In der folgenden Übersetzung bedienen wir uns ausschließlich der in den späteren Jahren üblichen Namensform „Jean Georges Wille".

die Bedeutung des Werkes unseres hessischen Landsmannes herauszuarbeiten versucht (b).

Schon damals, doch noch stärker im Jahre 1965, als wir im Gedenken an den 250. Geburtstag des meisterlichen Kupferstechers unsere Wille-Ausstellung in den neuen Räumen des Bürgerhauses wiederholten (c), wurde in weiten Kreisen der Wunsch lebendig, mehr als bisher vom Leben und Werk dieses interessanten, knapp $1^1/_2$ Meilen vor den Toren unserer Stadt geborenen „französischen" Kupferstechers zu erfahren, um so mehr, als er in den französisch geschriebenen „Mémoires et Journal", mit eigener Feder sein ungewöhnlich langes bewegtes Leben bis zurück in seine hessischen Jugendjahre vor uns ausgebreitet hat.

Die Kunstwissenschaft hat sich bereits im frühen 19. Jahrhundert, fast noch aus dem Miterleben heraus, bemüht, die künstlerische Bedeutung unseres Meisters zu würdigen, zumal er nicht nur ein umfangreiches Oeuvre hinterlassen, sondern durch die große Zahl seiner Schüler, Nachfolger und Nachahmer die Entwicklung des Kupferstichs bis weit in das 19. Jahrhundert hinein maßgeblich beeinflußt hat. Seit dem umfassenden Werk von Charles le Blanc, der kaum 40 Jahre nach dem Tode Willes im „Catalogue" ein rund 170 Stiche umfassendes Oeuvre zusammengestellt und interpretiert hat (d), bis zu den großen Künstlerbiographien, dem „Nagler" (e), der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (f) und dem „Thieme-Becker" (g) ist unserem hessischen Landsmann eine durchaus beachtenswerte Rolle in der Entwicklung des künstlerischen Kupferstichs zugestanden worden. Daß im wandelbaren Kunstgeschmack der Jahrhunderte die Wertung Willes zwischen einem „Fürsten des Kupferstichs", einem „nur im Technischen unerreichten Meister" und sogar einem „für den Niedergang der Stechkunst" Verantwortlichen schwankt, haben wir andernorts bereits ausführlicher besprochen (h). Daß sich dabei die Interpreten bis auf den heutigen Tag zumeist weitgehend auf die nicht fehlerfreien Angaben le Blancs stützen, sei nur am Rande vermerkt.

Eine modernen Ansprüchen genügende monographische Bearbeitung von Willes Leben und Werk fehlt noch immer, obwohl die, wie bereits bemerkt, uns von ihm in den „Mémoires" und dem „Journal" an die Hand gegebenen ausführlichen Lebens- und Schaffensdaten in dem von Georges Duplessis sorgfältig zusammengestellten Werk vor nunmehr bereits 110 Jahren vorgelegt wurden (i). Die bedeutenden Kunstkritiker Edmond

---

b) Krüger, H.: Der „französische" Kupferstecher Jean Georges Wille (1715—1808) aus Oberhessen. Gießener Hochschulblätter Jg. 9, 1961, H. 1.

c) Krüger, H.: Zum 250jährigen Geburtstag des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille, des Müllerssohnes aus Oberhessen. Mitteilungen des Oberhess. Gesch.-Ver., N. F. 49/50, 1965.

d) Le Blanc, Charles: Catalogue de l'oeuvre de J. G. Wille, . . ., Leipzig 1847.

e) Nagler, G. K.: Neues Allgemeines Künstler-Lexikon, Originalausgabe Wien 1832—52, Bd. 24, Neudruck 1924, S. 342—392.

f) Schmidt, W., in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 43, 1898, S. 257—260.

g) Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 36, Lzg. 1947.

h) Zum 250jährigen Geburtstag, 1965, S. 201 ff.

i) Duplessis, Georges: Mémoires et Journal de J. G. Wille . . . avec un préface par Edmont et Jules Goncourt, 2 Bde. Paris 1857 (vgl. Faksimile, Abb. 7).

und Jules de Goncourt hatten darin eine liebenswürdige biographische Einführung beigesteuert. Eine beachtenswerte Ergänzung der bisher bekannten Originalquellen erfolgte nach langen Jahrzehnten erst jüngst durch Wolf-Erich Kellner (k).

Nur ungern führt man unter den Wille-Biographen den „Volksschriftsteller" Otto Glaubrecht auf, der nicht nur im „Ungeratenen" (l) ein Zerrbild der tatsächlichen Vater-Sohn-Beziehungen entworfen hat, sondern auch für die zählebige Mär von Willes Zugehörigkeit zur Ehrenlegion und seiner Beisetzung im Pantheon verantwortlich zu machen ist. Ein wirkliches Verdienst um die Einführung heimatkundlich interessierter Leser in Willes hessische Jugendjahre hat sich der zur Wille-Sippe zählende Zeichenlehrer Gustav Schaum mit den aus Duplessis übersetzten Partien der Memoiren erworben, die i. J. 1912 erschienen sind (m). Seine allerdings nicht immer fehlerfreien Übersetzungen und nicht überall genügend kritischen Deutungen sind häufig genug im heimischen Schrifttum wiederzufinden (n).

Ergänzend hat dann aus deutschen Originalquellen Friedrich Back Nachweise geliefert über den in der Tat ungewöhnlich lebhaften Kontakt Willes mit deutschen Fürstenhäusern und den geistigen Größen seines Vaterlandes (o), doch sind die „Weitgespannten Beziehungen" Willes bei guter Quellenkenntnis mit bemerkenswerter Gründlichkeit gelegentlich auch im heimischen Schrifttum behandelt worden (p). Im allgemeinen freilich schöpft dieses immer wieder nur den begrenzt fließenden Born leer, und so wird der bereits eingangs geäußerte Wunsch vieler heimatgeschichtlich Interessierter nach einem unbeschränkten Zugang zu den Originalquellen durchaus verständlich.

Gewiß kann hier daran erinnert werden, daß durch Duplessis' umfangreiche Publikation die Lebensdaten unseres hessischen Landsmannes seit langem vor uns ausgearbeitet wurden, und daß wir über Willes künstlerisches Schaffen in kaum ergänzungsbedürftiger Folge durch Le Blanc

---

k) Kellner, W. E.: Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille. Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver. N. F. 49/50, 1965, S. 144—189.

l) Glaubrecht, O.: (= Oeser): „Der Ungeratene." In: Erzählungen aus dem Hessenlande, 1. Aufl. Frankf. u. Erlangen 1853, 5. Aufl. Stuttgart 1891.

m) Schaum, G.: Der Kupferstecher Jean George Wille und seine Jugenderinnerungen. Mitt. d. Wetzlarer Gesch.-Ver. 4, 1912, S. 16—44.

n) Hier muß ich bekennen, daß, da mir die Originalquellen lange Zeit nicht zur Verfügung standen, ich mich bei der Schilderung der Begeisterung Willes für das Straßburger Münster i. J. 1736 unkontrolliert auf Schaums allzu freie „Übersetzung" verlassen hatte (vgl.: Zum 250jährigen Geburtstag, 1965, S. 193; vgl. dagegen H. Krüger: Die Gesellenwanderung des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille aus Oberhessen über Straßburg nach Paris im Jahre 1736. Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 1966).

o) Back, Friedrich: „Johann Georg Wille" in: Ein Jahrtausend künstlerischer Kultur am Mittelrhein. Darmstadt 1932, S. 164—170, 244—245.

p) Ploch, Georg: Weitgespannte Beziehungen. Der Kupferstecher Johann Georg Wille im Verkehr mit seinen deutschen Landsleuten. Hessische Heimat 6, 1963. Vgl. auch Merck, Peter: „Vom Müllerssohn zum ‚Graveur du Roi'." Zum 250. Geburtstag von Jean Georges Wille. Heimat im Bild, 1965.

unterrichtet worden sind. Wir haben demgegenüber jedoch einzuwenden, daß diese beiden grundlegenden französischen Publikationen seit Jahrzehnten vergriffen sind und im Auswärts-Leihverkehr unserer Bibliotheken stets nur für beschränkte Zeit zur Verfügung stehen. Und wer wollte nicht eingestehen, daß ihm die zusammenhängenden Passagen der Memoiren und mehr noch die ermüdende Menge der im einzelnen zeit- und kulturgeschichtlich äußerst aufschlußreichen Tagesnotizen des Journal in der Übersetzung bequemer lesbar wären, zumal die aufgewandte Mühe der Lektüre des Originals nicht durch den Genuß eines eleganten Französisch aufgewogen wird.

Nachdem eine frühe Anregung zur Bearbeitung und Publikation einer Duplessis-Übersetzung ohne Echo geblieben ist (q), hat es sich der Oberhessische Geschichtsverein in Gießen zur Aufgabe gemacht, die Übersetzung des schriftlichen Nachlasses seines bedeutenden Landsmannes abschnittsweise in den jährlich erscheinenden „Mitteilungen" zum Abdruck zu bringen (r).

---

q) Krüger, H.: Der „französische" Kupferstecher, 1961, S. 18.

r) Hier ist nachzufügen, daß nach Abschluß unserer Übersetzung der „Mémoires" uns ein schreibmaschinengeschriebenes „Wille"-Manuskript aus dem Nachlaß Wilhelm Graverts zugänglich gemacht wurde. Es enthält in seinem offenbar während der Inflationsjahre 1921/23 (vgl. S. 106) geschriebenen Kernstück, das 109 Seiten umfaßt, eine Übersetzung der „Mémoires" nach Duplessis. Diese Übersetzung wurde durchgeführt von Hofkammerrat Carl Schaum, einem Urenkel Willes, und ist dem Andenken seines Onkels, dem „Wille-Forscher" Gustav Schaum, gewidmet mit der Auflage, daß dieses Manuskript nach seinem Tode in der Obermühle aufbewahrt werde.

Die weiteren teils vorangehenden, teils anschließenden, nicht einheitlich paginierten 14 + 180 Manuskriptseiten enthalten eine Teilübersetzung des „Journal", eine Zusammenstellung genelogischer Notizen und die Übersetzung des Vorworts von Le Blanc. Diese Passagen des Manuskriptes scheinen nicht mehr von Carl Schaum zu stammen; als Datierungsmöglichkeit bietet sich die auf S. VIII gegebene Notiz vom Tod des kinderlosen letzten „Obermüllers" am 2. Juli 1933 an (Christian Will, 1851—1933).

Die eben gekennzeichneten 194 Manuskriptseiten weisen den gleichen Schriftduktus auf und sind auf dem gleichen guten Wasserzeichen-Papier (ALFELD-GRONAU NORMAL 4a BEHOERDENEIGENTUM) getippt wie eine zwischengefügte, 19 Seiten umfassende Übersetzung des Vorworts der Gebrüder Goncourt aus Duplessis, die eindeutig gekennzeichnet ist als: „übersetzt von Gravert".

So ist wohl anzunehmen, daß nach dem i. J. 1933 erfolgten Tode des letzten Obermüllers das dort deponierte Manuskript Carl Schaums an Gravert gelangte, der seit Beginn seiner Gießener Amtszeit i. J. 1928 stets ein unmittelbares Interesse an Wille gezeigt und bewiesen und hier offenbar Vorarbeiten zu einer Gesamtpublikation geleistet hat. Meines Wissens waren diese zu Graverts Lebzeiten dem Verein jedoch nicht bekannt.

Vorwort

Von Edmond und Jules de Goncourt

Eine honette Unterkunft, eine freundliche Kunstschule, das gute deutsche Handwerkerwesen, das war das Haus Nr. 20 des Quai des Augustins! Ein angenehmes Haus, das Haus des Herrn Wille! Ein gastfreier Türklopfer, der 43 Jahre lang von Deutschland, Dänemark und Rußland angeschlagen wurde. Durchwandern Sie das Paris des 18. Jahrhunderts und Sie werden nirgends eine fröhlichere Stätte der Arbeit und heiterer Gesellschaft vorfinden, nirgends einen köstlicheren Duft von Sauerkraut! Und Sie finden nirgends den feinen Humor, der dem Humor der großen vergnügten jungen Leute, der Schüler von Herrn Wille, gleichkommt. Sagen Sie noch, ob es das ganze Jahr hindurch reicher beladene und überfülltere Rauchfänge gibt als die des Herrn Wille, und ob es Hände gibt, die zarter und mit frommerer Sorgfalt für die kranken Gäste da sind als die Hände der Frau Wille? Und wo gleichen die Tränen der Dankbarkeit denen, die von den alten Gästen vergossen werden, die Jahr für Jahr ausziehen, wie Enkelkinder des Großvaters Wille — wo werden Sie solche wiederfinden?

Ein gesunder Geist, mühelose Freuden, leichte Träume, Gedanken ohne Überhitzung, Seelenfrieden, Heiterkeit der Wünsche, geruhsames Streben nach Glück und Ruhm, erprobte Freundschaften, Kümmernisse, die sich bei den Liebkosungen der Kleinen verflüchtigen, ein aufrechtes und einträchtiges Leben, das man gemächlich zurücklegt, die geliebte Hausfrau an der Seite — welch ein Hauch ungezwungener Künstlergemeinschaft daraus dringt, ebenso wie es die von Chardin [1]) gezeichneten Intérieurs zeigen! Und welch eine schöne Sache ist der gesunde Menschenverstand und das Glück, die in diesem Hause lachen!

Dieses gütige Haus steht unter der Schutzherrschaft des Gottes Terminus. Wer auch immer aus Deutschland oder Italien kommt, die regelmäßigen Besucher, die Freunde, die Kunden, finden das gleiche „Wahrzeichen" an der Tür, den freudigen Empfang durch Joseph, den alten Joseph, der sich eine Minute vor seinem Herrn im Vorzimmer über die glückliche Rückkehr eines Gastes freut. Nichts hat sich verändert, sobald man die Schwelle überschritten hat: den Schlüssel des Küchenschrankes, den Kellerschlüssel am Gürtel hängend, gleicht Frau Wille immer der holländischen Hausfrau, die Wille aus dem von ihm gestochenen Bild Terborchs [2]) geheiratet zu haben scheint; die Sonntagskleider der Kinder, nun verschlissen, werden für die Werktage als gut genug erachtet; die volle Börse ist wie zuvor in ihren guten Händen, die den Taler zweimal umdrehen; aber keiner der Gäste hat Mangel leiden müssen, und die bemerkenswert runden und frischen Gesichter der blonden Deutschen zeigen, daß in ihrer Unterkunft zwischen Ordnung und Sparsamkeit der Wohlstand immer zu sitzen kommt.

Sobald die Grabstichel weggelegt, die Kupferstichblätter gepreßt sind, läßt eine freundschaftliche Disziplin dem Frohsinn dieses Kollegiums des

[1]) Chardin, Jean-Baptiste-Simeon: französischer Maler, geb. 1699 in Paris; malte Stilleben, Porträts und Genreszenen; gest. 1779.

[2]) Terborch, Gerard: geb. 1608, holländischer Genremaler; gest. 1681.

Kupferstiches die Zügel schießen. Die Possenreiter treten zur Erheiterung auf und der große Spaßmacher, Herr Baader [3]), der komische Silen der Gruppe, führt, entfesselt und beherrscht die deutschen Eulenspiegeleien, Jungenstreiche und Fröhlichkeiten. Beim Abendessen ist die Tafel von lärmendem Übermut, wie eine Tafel mit Kindern, die von der Gutmütigkeit eines Großvaters beherrscht wird. Und wieviel heiterer geht es erst zu, wenn es sich darum handelt, der Flasche Bordeaux eines Freundes, den Flaschen Rheinwein eines anderen Freundes die Ehre zu erweisen, den Schinken zu begießen, den Herr von Livri aus Versailles geschickt hat, um das Fasten der schwachen Christenmägen zu beenden. Festtage, an denen die Kameraden aus Paris, Basan, Saint-Aubin und viele aus anderen Orten kommen, ihre Ellbogen auf den Tisch stützen und ihre französischen Witze den naiven Teutonen ins Gesicht schleudern, die sich abmühen, sie zu verstehen. Manchmal bringt Carlin [4]), das Genie der Posse, die italienische Komödie zur Tafel mit; und bei seinen Harlekinaden sind die Ausbrüche des Lachens so stark, daß sie verspätete Passanten am Quai des Augustins neidisch machen.

Es kommen die schönen Tage. Verspricht der Himmel den kleinen Schuhen von Frau Wille einen trockenen Spazierweg und Sterne auf dem Heimweg, was gibt es dann für einen Aufbruch! Frau Wille, die Freundinnen und ihre Verwandten setzen die Kapuzen auf — man bietet den Damen den Arm und die durch die Boskette wandernde Karawane erreicht auf den längsten frisch grünen Wegen Auteuil und das Haus von Kopofer, dem Musiker von M. de la Poplinière; oder man überrascht Madame Huet, die eilig die Gedecke in der grünen Laube ihres „Jardin des Gobelins" auslegt. Diese guten Leute sind keine eingefleischten Städter. Sie gehen zwar zu Bancelin und auf den Markt von Saint-Laurent; doch sind sie nicht Bürger von Paris? Sie gehen zu Nicolet, Nicolet hatte ihnen ja seinen schönsten Logenplatz geschickt; sie gehen in die Comédie Française, dort debütiert ja ein Schauspieler namens Talma [5]). Es lebe die Wiese und der Wald! Die Hände voller Feldblumen, das Gras unter den Füßen, der abendliche Wind, das Mahl ohne Tischtuch, die Korken auf der Wiese verstreut! Es lebe die Seine bei Charenton! Es lebe die feuchte Tallandschaft von Saint-Bonnet, ein „Tempe" der guten Braten, wo Herr Wille die ausgedehnten Schmausereien der Künstler am Quai de l'École vergißt! Dann sind es die Ballspiele, und die ganze Familie — drei Generationen, von denen sich die älteste an den Vergnügungen der jüngsten ergötzt — kommt zurück, der Enkel ganz vorne, der einmal links, einmal rechts auf beiden Seiten des Weges laufend, sich müde macht, gefolgt von dem ständig auf einem Bein hüpfenden Übersetzer der Gessnerschen Werke [6]), der,... bei Gott! Da liegt er auf der Erde!

---

[3]) Baader, Johann Michael: deutscher Maler, geb. 1736 in Eichstätt, um 1759 Studium in Paris, Maler des Bischofs von Eichstätt; malte Gesellschaftsstücke, die u. a. von Chevillet geätzt wurden.

[4]) Carlin, Martin: französischer Kunsttischler, seit 1766 in Paris; Lieferant Ludwigs XVI. und Marie-Antoinettes.

[5]) Talma, Schauspieler; 1763—1823.

[6]) Gessner, Salomon: Schweizer Schriftsteller und Maler; 1730—1788.

Aber, was haben diese bewußten Übertreiber Gillot [7]) und Lancret [8]) gesagt? Studieren Sie, lernen Sie von der Natur! Ihre Freude daran wird Ihnen Nutzen bringen. Der Baum und die Strohhütte sollen Modell sein; durch solche Skizzen werden Ihre Bilder gefördert. Die Stifte sind gespitzt, der Bildvorwurf abgesteckt, um skizziert zu werden. Die alten Mauern des Arsenals, die Hütten der weit entfernt liegenden Chaussée d'Antin, die moosbedeckten Ruinen des Schlößchens Soissons, locken oft die Bewohner des Quai des Augustins an, sobald der Sommer da, sobald der Herbst gekommen ist. Sceaux, Meudon, die Abtei von Saint-Maur, Mantes, Longjumeau, Marcoussy, Montlhéry, die Gärten von Arcueil, diese Akademien der Landschaftsmaler des 18. Jahrhunderts unter freiem Himmel, überrascht vom italienischen Marmor [8a]), werden naturgetreu von diesen Sammlern malerischer Motive eingeheimst: Wille Vater und Sohn, Weirotter [9]), Chevillet [10]), Pariseau [11]), Freudenberg [12]), Dunker [13]), Vangelisti [14]), Klauber [15]), Preisler [16]). Manchmal sind der Regen oder Zecken garstige Gesellen! Aber die Heimat ist so nahe! Am Horizont erscheinen die Kirchen von Paris so greifbar! Und nicht wahr, man hört schon das Geräusch des Wagens, der Frau Wille gewöhnlich zu einem der weitentfernten Vororte bringt, denen entgegen, die schlecht zu Fuß sind! Es ist nur ein Weg von vielen, diese Fahrt nach Mortcerf, jenseits von Brie-Comte-Robert; es ist nur ein mißglücktes Abenteuer unter so vielen glücklichen Odysseen: der kurze Aufenthalt in dieser gallischen Wildnis, die ganz erstaunt ist, Franzosen zu sehen, die sich auf einem Kopfkissen aus Sand und auf Eierschalen niederlegen!

Willes Sohn hatte in der Umgebung eines dieser Vororte ein besseres Obdach entdeckt: eine bischöfliche Residenz, eine ausgezeichnete burgun-

---

[7]) Gillot, Claude: französischer Kupferstecher, Lehrer Watteaus; 1673—1722.

[8]) Lancret, Nicolas: französischer Maler, malte galante Szenen; 1690—1743.

[8a]) („. . . surpris à la pierre d'Italie",).

[9]) Weirotter, Franz Edmund: deutscher Maler und Radierer; geb. 1730 in Innsbruck, gest. 11. 5. 1771 in Wien. Durch Kurfürst Joh. Friedrich Carl, seinen Gönner in Mainz, in die Lage versetzt, in Paris unter Wille weitere Ausbildung zu genießen; 1767 Prof. der Akademie in Wien.

[10]) Chevillet, Justus: deutscher Kupferstecher; geb. 1729 in Frankfurt/Oder, gest. um 1800 in Paris; lernte bei G. F. Schmidt in Berlin, später bei Wille, seinem Schwager; 1778 Mitglied der Akademie zu Wien.

[11]) Pariseau, Pierre: französischer Dramatiker; geb. 1753 in Besançon, gest. 1794 in Paris.

[12]) Freudeberg, Sigmund (wohl Freudenberger): Schweizer Maler und Kupferstecher; geb. 1745 in Bern; 1765 mit A. Zingg nach Paris, wo er mit Wille, Hallé, Boucher und Greuze Bekanntschaft machte; gest. 1801.

[13]) Dunker, Balthasar Antonius: schwedischer Maler und Kupferstecher; geb. 1746 bei Stralsund; Schüler von Hockert und Wille. Illustrierte das Heptameron der Königin von Navarra; gest. 1807.

[14]) Vangelisti, Vincenzo: italienischer Kupferstecher; geb. 1744 in Florenz. Er arbeitete 6 Jahre unter Willes Leitung in Willes Manier.

[15]) Klauber, Ignaz Sebastian: deutscher Kupferstecher; geb. 1754 in Augsburg; 1787 an der französischen Akademie für Malerei in Paris; gest. 1817 in Petersburg.

[16]) Preisler, Johann Georg: dänischer Zeichner und Kupferstecher; geb. 1757 in Kopenhagen; lernte bei seinem Vater (dänischer Hofkupferstecher), später bei Wille in Paris; 1786 Mitglied der französischen Akademie; um 1808 gest. in Kopenhagen. Vgl. Willes frühen Porträtstich.

dische Herberge, die ihn ein wenig die Arbeit vergessen ließ, wie er auch im folgenden seltsamen Brief an seinen Vater, der uns in die Hände fiel, gesteht:

Sens, den 2. August 1769

Mein sehr lieber Vater,

ich bitte Euch, nicht zu glauben, daß ich die Stifte, die Ihr mir geschickt habt, übel aufgenommen habe; im Gegenteil, ich war außergewöhnlich gerührt über Eure Aufmerksamkeit; doch habe ich schon berichtet, daß sie mir vielleicht nicht von allzu großem Nutzen sein werden, damit Ihr nicht damit rechnet, eine Menge wunderbarer Zeichnungen zu sehen. Ihr wißt, daß ich nicht gerne lüge; aus diesem Grund gebe ich Euch einen treuen und genauen Bericht über meine Lebensführung. Das Bild, an dem ich hier arbeite, macht keine schlechten Fortschritte; gestern habe ich drei Köpfe und die Hemdsärmel, die darauf sind, zu zeichnen beendet, und ich rechne damit, es zum Saint-Louis-Tag beendet zu haben, der, wie ich glaube, der Abschluß meines Ausfluges außerhalb des väterlichen Hauses sein wird, das ich wiederzusehen große Lust habe. Monseigneur geht es gegenwärtig ein wenig besser, und er hofft, Euch unverzüglich eine Kassette aus Weißblech schicken zu können, damit Ihr die Güte habt (sagt er), Euren neuen Kupferstich hineinzulegen, damit er dadurch der erste sein möchte, die neuesten Drucke zu besitzen.

Ich habe es von Herrn Buldet merkwürdig gefunden, daß er mich „Philippe" genannt hat; es scheint mir, daß dieser Herr um jeden Preis möchte, daß ich den Namen meines Schutzpatrons verleugne, was ich nicht zulassen möchte, da es mich teuer zu stehen kommen könnte. Der Platz, den er im Himmel einnimmt, ist für mich zu wertvoll, und ich will mir dadurch bestimmt keinen Feind schaffen. Wenn viele Bittsteller bei den Großen die Taktik betreiben würden, sich beim Portier gut zu stellen, so würde es nicht lange dauern, bis sie ihre Bitte erfüllt bekommen.

Ich habe aus dem Rat Nutzen gezogen, den Ihr mir gegeben habt, nicht zu Hause zu versauern. Gestern, gegen 6 Uhr abends, bin ich mit Halm [17]) weggegangen; dieser hatte ein Gewehr geschultert und hatte dem Monseigneur gesagt, daß er sich noch sehr gut an seine frühere Betätigung als Jäger erinnere. Auf diese Versicherung hin läßt er ihn gehen, und ich begleite ihn. Wir gehen über das Gebiet von Sainte-Colombe, und wir verstecken uns an einem sumpfigen Platz. Da mein Fuß es mir nicht gestattet zu jagen, setze ich mich ins Gras, wo ich eine Weide gezeichnet habe. Ich verliere Halm aus den Augen; er hatte sich von mir entfernt, um Wild aufzuspüren. Ich höre ununterbrochen Piff! Paff! Puff!, und rufe ihm mit aller Kraft zu: „Hast du etwas?" Ich höre eine klägliche Stimme, die keine Antwort gibt, und fahre mit Zeichnen fort. Als schließlich mein Baum fertig gezeichnet war, erhob ich mich und fand ihn in dem Augenblick, als er einen Raben auf einem Baum anvisierte; doch sobald der

[17]) Halm, Matthäus: deutscher Zeichner und Stecher; geb. in Koblenz, ausgebildet in Paris bei Wille. Nach seiner Vorzeichnung hat J. F. Bause 1766 Willes Porträt gestochen (siehe Abb. 10).

Schuß losgegangen ist, fliegt der Vogel fort, indem er sich frech umschaut. Ich lache laut über Halm und sage ihm, daß ich es ohne Pulver und Blei besser machen würde als er. Ich hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als ich mich umdrehe und hinter mir auf der Erde eine Wildente sehe, die offenbar ganz jung war und sich, wie ich glaube, von ihrer Mutter entfernt hatte. Ich bücke mich, hebe sie auf und zeige sie dem sogenannten Jäger, der, wütend über mein unverschämtes Glück, sagt: „Bei Gott! Jetzt gehe ich nicht, ohne etwas nach Hause gebracht zu haben." Er sagt es, und macht sich daran, auf der Wiese den größten Frosch zu suchen, den er finden kann. Mit seinem Messer befestigt er ihn an einem Baum, um nach Belieben auf ihn zu schießen. Der Schuß geht los und der Frosch hängt noch genau wie vorher: keine Spur von Blei. Wütend schultert er stolz sein Gewehr und wir nehmen gemeinsam, ich, mit meiner lebenden Wildente in der Hand, den Heimweg auf. Ich habe meinen Vogel Mutter Loyson gegeben, die ihn einer Frau auf dem Land schenkte. Eine Henne hat sich seiner angenommen und ihn als Kind adoptiert. Wäre ich näher bei Paris gewesen, hätte ich ihn Frédéric mitgebracht, dem ich Gesundheit wünsche und den ich ebenso herzlich küsse wie meine liebe Mutter, die ich gleichermaßen umarme. Es wäre passender gewesen, meine liebe Mutter vor meinen Bruder zu setzen, doch ich bitte sie sehr, mir deshalb nicht gram zu sein, denn sie kann davon überzeugt sein, wenn sie auch erst am Ende meines Briefes erwähnt wird, daß sie in meinem Herzen doch am Anfang steht. Meine Empfehlungen bitte an meine Tante Chevilet, Herrn Chevilette, Frau Bracognier, die Herrn Messager, de Marcenay, Daudet und Baader. Ich wünsche allen gute Gesundheit wie auch Euch, mein lieber Vater. Ich umarme Euch von ganzem Herzen und bin aufrichtig Euer sehr ergebener, sehr gehorsamer und sehr folgsamer Sohn, P. A. Wille.

Bitte an Joseph und Marie meine Empfehlungen, ich wünsche ihnen guten Mut für den Umzug, eine Sache, die man nicht ohne gute Gesundheit unternehmen kann.

Halm empfiehlt sich Euch; er hat den Entwurf seiner Tapisserie beendet und graviert jetzt den Fußboden nach Euren Angaben.

Während der Bischof de Callinique [18]) den Sohn des Kupferstechers Wille beherbergt — wer ersteigt die Treppe Willes, um ihn zu sehen und zu grüßen? Leute von höchstem Ansehen in jener Zeit. Die Klatschbasen von Versailles und Paris machen ihm den Hof. Er gehört zu den Berühmtheiten, die man aufsucht. Der Marquis de Marigny [19]) kommt, um den Grabstichel, der für den Maler arbeitet, zu ermuntern. Unser Kupferstecher lehnt Clairon ab, Clairon, der ihn bittet, Clairon, der ihn drängt, sein Porträt zu stechen, um besser unsterblich zu werden. Von Paris, aus Frankreich hat die Berühmtheit Willes über ganz Europa gestrahlt; die

---

[18]) Callinique: Bischof von Sens.

[19]) Marigny, Abel-François Poisson, Marquis de M.: Bruder der Madam Pompadour; geb. 1727; Generaldirektor der königlichen Bauten; gest. 1781. „Der vorzügliche Porträtstich des Marquis nach einem Ölgemälde von L. Tocqué dürfte unserem damals sechsundvierzigjährigen Landsmann im Jahre 1761 den zweiten Grad der Academie Royal in Paris, den des Membre, eingetragen haben.

Herrscher kennen seinen Namen, die großen Herren seine Tür, die Liebhaber sein Werk. Europa beglückwünscht ihn, befragt ihn, besucht ihn, schickt ihm Talente vom Rhein und von der Newa. Bei berühmten Versteigerungen schickt ihm Deutschland Geld und vertraut es seinem Geschmack an. Er ist der Beichtiger und Beschützer der prinzlichen Launen; er bringt den Ruf Frankreichs dem Norden zur Kenntnis. Rußland, das sich diesen Dingen öffnet, lächelt ihm zu und umschmeichelt ihn. Dänemark, das Talente hofiert, das ganze Dänemark, König, Edle, Botschafter, hat er für sich eingenommen. Er korrespondiert mit Wien, Berlin, Kopenhagen, Moskau, empfängt fast die ganze Welt, er ist der Voltaire der Kunst, dieser Patriarch des Kupferstichs. Welch berühmte Gäste? Gestern Struensee, heute Gluck! Und der Herzog von Zweibrücken, der Comte d'Olna, und die Prinzessin Galitzin! Kaum sind die Besucher fort, kommt die Post: der Graf von Kaunitz fragt an, ob er Schüler annehmen könne, und der Graf Wasserschleben, ein Minister, ob Wille ihm seinen letzten Stich schicken könne; die Markgräfin von Baden-Durlach, ob er für sie ein Bild bei der Auktion des Grafen von Vence erstehen könne, und der Baron von Kessel, Kammerherr des Kaisers, ob er ihm die Ehre erweise, am Abend mit ihm zu dinieren! Und jeden Tag neue Besucher, neue Ehrerbietungen, ein Diplom, ein Geschenk, sogar eine eigenhändige Zeichnung der Markgräfin von Baden-Durlach, mit der sie die Bildergalerie des Herrn Wille bereichert, eine Goldmedaille, mit der die Großherzogin von Rußland das Münzkabinett des Herrn Wille bereichert!

Denn er selbst ist auch ein großer Sammler, unser Herr Wille. Der Leiter und Berater ausländischer Sammlungen in seinem kleinen Museum, das er liebt und vermehrt. Er ist versessen auf Münzen, und Tocqué [20]) bringt sie ihm aus Dänemark; er ist interessiert an Porzellan aus Sachsen, und Dietrich schickt ihm alle Stücke, die er bemalt hat. Er ist interessiert an Gemälden, an Zeichnungen, an Stichen, und es gibt keine große Auktion, bei der sich Wille nicht ein bißchen ruiniert. Sein Stuhl befindet sich nahe beim tabakschnupfenden Auktionator, sein Gebot ist bekannt wie das von Herrn Mariette, sein Verzeichnis der Gegenstände ist unter allen beachtlich. Im Kreuzfeuer der Angebote hat er diesen schönen „Poelembourg" erworben, diesen wunderbaren „Greuze", die Zeichnung Bossuets von Rigaud. Wer wird ihn jedoch trösten, daß er sich die Rötelzeichnung „Sanguines" von Bouchardon hat entgehen lassen, den „Chris de Paris"? Welch ein Stammgast bei Huquier, dem Kupferstichhändler? Unermüdlich durchblättert er dessen Angebotslisten! Wieviel Nachmittage verwendet er auf die Durchsicht seiner Mappen!

Was für ein leidenschaftlicher Liebhaber des Rokokos, dieser gute Wille, der zur Genesung seines Freundes Peters einen ganz neuen Spaziergang erfindet: den Besuch aller Pariser Trödler! Seltene, wunderbare Schätze! Gepflegte Wertgegenstände! Eine Freude fürs Auge, von überall her zusammengetragene Stücke eines ganzen Lebens sogar, die ein einziger Tag auf einer Auktion in alle Windrichtungen verstreuen wird.

---

[20]) Tocqué, Louis: französischer Maler; geb. 1696; 1734 wurde er Mitglied der Pariser Akademie; besuchte Dänemark; er war vornehmlich Porträtist; gest. 1772.

So wanderten in diesen glücklichen Jahren die Kostbarkeiten adliger Häuser in sein Atelier. Ein Luxus an schönen und wertvollen Dingen schmückt diese Wände, die der Blick des Künstlers wie eine stumme und doch sprechende Lektion um Rat befragt. Er verschafft sich eine anregende Umgebung, ein Milieu, das ihm ein Vergnügen und gleichzeitig eine Ermunterung ist. Es war nicht nur das Atelier von Wille, sondern von anderen auch: von Boucher, Oudry, Coppel, Aved, Deshayes, Hallé, Baudoin, die dem französischen Bürgertum den Geschmack am Intérieur lehren wollten, die Auswahl an Stoffen, am Marmor, den Bronzen, und ihm die Mode der Kunstgegenstände, der Meisterwerke und der flandrischen Arbeiten aufdrängen wollten.

Der Stolz des Bilderkabinetts von Wille war die gute Auswahl an alten Meistern; doch der besondere Ruhm bestand in der geglückten Zusammenstellung seiner Bilder alter berühmter Namen sowie bekannter Namen von Zeitgenossen. Die Börse des Künstlers hatte sich auch für die Werke seiner Freunde geöffnet; und dieses kleine Panthéon, in dem die Lebenden nicht ausgeschlossen waren, war das schönste Lob seines gerechten Geistes, seines wenig neidischen Herzens. Wille war der Freund, der wahre Freund, und nicht der mißgünstige Vertraute begabter und liebenswürdiger Talente seiner Zeit. Viele Bilder und Zeichnungen in seiner Sammlung offenbarten eine gute Tat, bescheinigten einen guten Dienst, zeigten seine Dankbarkeit, beschworen ein Band, das nur der Tod allein hatte zerreißen können. Seitdem er als junger Mann manche Flasche alten Weins mit dem alten Parrocel [21]) bei den Gobelin-Herstellern geleert hatte, bis hin zur morgendlichen Schokolade, die Frau Greuze dem Greise anbot — verfließen die Jahre Willes in einer loyalen und herzlichen Kollegialität mit allen Berühmtheiten seiner Zeit; und es bereitet Freude zu sehen, mit welcher Zuneigung und mit welcher aufrichtigen Bewunderung der Freund Wille den Freund Greuze umgibt, diesen gründlichen und soliden Maler, wie er ihn nennt. Greuze und Wille! Die beiden alten Freunde, die beiden alten einmütigen Herzen! Sehen Sie sie nur, wie sie bei der Amme des kleinen Greuze einen Besuch machen! Sehen Sie, wie Greuze mit seinen besten Pinseln das feine und wohlwollende Gesicht Willes malt [22])! Und sehen Sie die beiden, wie sie auf einer Leiter sitzend, die Rubensbilder des Luxembourg kritisch begutachten, die Nase auf der Leinwand, zusammen theoretisieren und das ohne Streit zwölf Fuß über der Erde — Urteile des 18. Jahrhunderts!

---

[21]) Wille stach, wohl 1753, 12 Zeichnungen von Reitern und Landsknechten nach Parrocel.

[22]) Greuze, Jean-Baptiste: französischer Maler; geb. 1725; gehörte zum Freundeskreis Willes. Nach seinem Gemälde von Wille stach J. G. von Müller das bekannte Kupferstich-Porträt; gest. 1805. Am 19. November 1763 schreibt der damals 48jährige Wille in sein „Journal": Ich begab mich früh zu Herrn Greuze auf Grund einer Einladung, die Chokolade mit Mme. Greuze zu trinken. Dabei bat er mich, vor der Staffelei Platz zu nehmen und zu meiner großen Überraschung begann er mein Porträt; den ersten Entwurf machte er in glänzender Manier, würdig eines Rubens oder van Dyck. Ich speiste dann bei ihm, nachdem er so lange es der Tag erlaubte, gearbeitet hatte. Lt. Tagebuch: 10. 12. 1763: Besichtigung des fertigen Bildes mit der Familie (siehe Abb. 11).

Dann jedoch kommt die Revolution. Als die Revolution gekommen, beginnt Wille spazierenzugehen. Inmitten aller Parteien, die Frankreich zerreißen, nimmt er eine mehr resignierte als aktive Haltung ein, was mehr seine Beine als seinen Kopf in Verlegenheit bringt; er ist Zuschauer. Er sieht die Ereignisse vorüberziehen. Die Massen, die Wut, die Schreie, das Toben, das Vivatschreien, die Kanonen — das alles ist für ihn ein Schauspiel; und da er ein Optimist ist, sieht er nichts anderes als Feuerwerk in diesem Spiel von Tod und Zufall. Glücklicher Mann! Er geht, die Massaker des September zu sehen: er kommt zurück, als das Schauspiel zu Ende ist[23])!

Doch hat Wille während dieser Jahre noch eine bedeutende Rolle zu spielen: sein ältester Sohn wird Hauptmann, dann Bataillonschef der Nationalgarde. Das ist eine wichtige Aufgabe für diesen Biedermann, der Vater seines Sohnes zu sein, es auszusprechen, es zu wiederholen, und sich in treuherzigem Stolz seiner goldenen Achselstücke zu erfreuen, letzte Freude des Greises, der bald ein hartes Opfer folgt! Der Vater muß diesem Regime, das seinem Sohn eine feine Uniform gegeben hat, die Ehrenurkunden seiner langen, arbeitsreichen Karriere ausliefern, damit sie verbrannt werden, die Dokumente seines Talents, die Adelsbriefe für seinen Grabstichel, seine Akademie-Patente: der Akademie von Rouen, der ehemaligen königlichen Akademie von Paris, der kaiserlichen Akademie von Augsburg und Wien, der Berliner Akademie der Künste, der Akademie von Dresden! Im Oktober 1793 läßt die Republik daraus ein wenig Rauch werden.

Das Unglück war schon seit einigen Jahren in das lachende Haus gekommen; das Herz Willes war bereits angegriffen und verwundet. Der kleine Frédéric, das hübsche Kind, das Kind seiner Liebkosungen, war vom Tode hinweggerafft worden[24]). Der Tod hatte noch einmal, am 29. Oktober 1785, an die Pforte des Quai des Augustins geklopft. „Dieser Tag", schrieb Wille, „war der unseligste und unglücklichste Tag meines Lebens. Meine Frau, die vortrefflichste Frau auf der Welt, war mit dem sicheren Glauben an die Güte ihres Schöpfers eingeschlafen. Gott! wieviel Tränen hat mich diese Trennung gekostet! Wie rasch sind die 38 Jahre, die ich glücklich mit ihr verbracht habe, vergangen!"

Sorgen und Unruhen bedrängen den Greis ohne Lebensgefährtin. Eines Tages wechselt das Haus am Quai des Augustins seinen Besitzer und Wille ist bedroht, sein Bett, auf dem er sterben soll, hinauszutragen. Um ihn herum macht sich die Einsamkeit langsam breit; die Tafel leert sich, die Tischgesellschaft ist nicht mehr oder geht. Der alte Baader, Gast seit 30 Jahren, geht auch und nimmt das Lachen aus der Wohnung mit. Ach, so ist der traurige Lauf der Welt! Noch weitere 20 Jahre und der einzige Erbe dieser glücklichen und frohen Dynastie, Alexander Wille, wird nicht die Kosten für den Unterhalt seiner Frau in Charenton bezahlen können

---

[23]) Allerdings büßte dabei der fast blinde Wille durch einen in seiner unmittelbarer Nähe abgefeuerten Kanonenschuß weitgehend auch das Gehör ein.

[24]) Freilich kann er erst als verheirateter Mann gestorben sein, denn nach der Beerdigungsnotiz vom Jahre 1808 wurde Vater Wille „an der Seite seines Sohnes und seiner Schwiegertochter" in der Pfarrkirche St. Severin beigesetzt.

und wird die Herzogin von Angoulême mit Rücksicht auf sein Elend und seine 73 Jahre bitten, dieses Almosen der armen Geisteskranken zu gewähren!

„Ihrer königlichen Hoheit, der Herzogin von Angoulême. Verehrungswürdige, tugendhafte und erhabene Fürstin, erlaubt einem Greis von 73 Jahren zu wagen, seine Stimme bis zu Eurer Königlichen Hoheit zu erheben.

Fürstin, ich bin der Sohn des berühmten Kupferstechers Jean-Georges Wille, der mit der Schönheit seiner Werke sein Jahrhundert so gut illustriert hat, und dessen Umgangsformen seinem seltenen Talent gleichkamen. Maria Theresia, die Kaiserin von Deutschland und Königin von Ungarn, Eure erlauchte Ahne, hat meinen Vater mit ihrer Wertschätzung geehrt und mit Gnadenbeweisen überhäuft. Ich habe mein Möglichstes getan, um den Spuren des Schöpfers meines Lebens zu folgen. Sehr jung wurde ich als Mitglied in die alte königliche Akademie der Malerei aufgenommen, und aufgrund unermüdlicher Arbeiten hatten wir, mein Vater und ich, ein für Künstler recht beträchtliches Vermögen ersparen können. Doch hat leider die schreckliche revolutionäre Meute auf immer die Früchte der Mühen und Anstrengungen, die wir uns gemacht haben, verschlungen; mit einem Wort, das Werk von 70 Jahren Arbeit wurde gänzlich zerstört. Seit 45 Jahren, oh Fürstin, bin ich mit einer Frau verheiratet, die immer der Zauber meines Lebens gewesen ist, nun bin ich des Glücks beraubt, sie zu besitzen. Nachdem meine Frau mehr als 12 Jahre eine durch grausamen Seelenschmerz hervorgerufene Krankheit erduldet hat, hat sie nun gänzlich den Verstand verloren und ist gegenwärtig im Königlichen Haus von Charenton. Da ich keine Mittel zur Verfügung habe, die Kosten ihrer Pension zu bezahlen, bitte ich mit gefalteten Händen Eure Königliche Hoheit zu geruhen, einen wohlwollenden Blick auf meine Lage und auf meine unglückliche Gemahlin zu werfen, und mir einen kleinen Teil der Spenden zu gewähren, die Ihr über die unglücklichen Ehrenmänner auszustreuen Euch die Freude macht; über die, die in ihrem Kummer mit Sicherheit bei Eurer Erhabenen Persönlichkeit die Linderung ihrer Leiden erfahren..

9. Januar 1821, Wille, Quai des Grand-Augustins, 29, 1

Ein Kupferstich-Händler aus Nürnberg kam im Jahre 1792 auf den Gedanken, den 77jährigen Wille um seine Memoiren zu bitten. Der Greis antwortete ihm, daß seine Eitelkeit und sein Stolz noch nicht reif genug seien für die gedruckte Lektüre seiner eigenen Geschichte, und daß er nie bereit wäre und es nie sein werde, sich mutwillig der Lächerlichkeit preiszugeben; daß man jedoch, wenn er nicht mehr am Leben sei, und man Lust habe, seine Geschichte aufzuschreiben, etwas in seinen Tagebüchern finden würde, die er zwar oft mit Nachlässigkeit, aber stets mit Aufrichtigkeit geführt habe [24a]).

[24a]) Demnach haben Thieme-Becker diese Angabe der Gebrüder de Goncourt falsch interpretiert, wenn sie notieren, Wille habe seine Memoiren im Jahre 1798 (sic!) zu schreiben begonnen, angeregt durch dieses faktisch im Jahre 1792 erfolgte Druckangebot, das er demnach jedoch zweifelsfrei abgelehnt hat.

Dies sind nun die Tagebücher von Wille, die wir zum ersten Male veröffentlichen.

Hier sind die friedlichen Seiten, die der Kupferstecher ohne Ehrgeiz nach der Tagesarbeit schrieb. Hier ist das Buch, in dem er jeden Abend seine Erinnerungen ordnete, die er jeden Abend sich selbst erzählte. Es ist die gewissenhafte Abrechnung seines Lebens: die Aufnahme eines Freundes, der Empfehlung eines großen Herrn, der beendete Spaziergang, der geschriebene Brief, der eingetroffene Brief, die Heirat des Sohnes, der Kauf eines Bildes, die Überwindung einer Krankheit, die Vollendung eines Stiches, der neu ins Haus gezogene Schüler, das am Morgen von eigener Hand gebrachte Möbelstück, das Ereignis und die Einzelheit, die Katastrophe und das Nichts von je 12 Stunden, das alles ist festgehalten, nichts fehlt in dieser genauen Autobiographie, in diesen in gutem Glauben gemachten Bekenntnissen. Welch glückliches Geschick für den Wißbegierigen der Kunst! Das Haus Wille ist ein Glashaus, und sein Leben ist darin ganz geborgen!

Als Zeugnis der Sitten seiner Zeit ist das „Journal" von Wille gewiß mehr als ein Dokument, es ist eine Lehre. Es zeigt die verbindende Rolle und Stellung des Künstlers, da der Maler, Bildhauer, der Kupferstecher nicht mehr Künstler des 18. Jahrhunderts und noch nicht Künstler des 19. Jahrhunderts ist. Es zeigt ihn, wie er sich in der Gesellschaft bewegt und entfaltet; einen besonderen Stand bildet, einen kleinen dritten Stand der Fähigkeiten und Talente zwischen dem Volk, an dem er durch seine Herkunft und seine Arbeitergewohnheiten festhält, und dem Bürgertum, dem er durch seine erworbene Freizügigkeit verwandt ist. Das „Journal" läßt uns eindringen in diese geregelte, eng gezogene und gefestigte Atmosphäre seines Hauses, wo der Künstler des 18. Jahrhunderts wie in einem kleinen, lieben Vaterland lebt. In dieser Atmosphäre malt er diese „Söhne der Götter", ganz gemäß seiner Aufgabe, zufrieden mit einem bescheidenen Ruhm, zufrieden mit seinem gekochten Huhn, glücklich ohne viel Lärm, Ehemann, Vater, Familienvater, der keine andere Freude, keine andere Welt, keine andere Muse kennt als sein Zuhause.

Edmont et Jules de Goncourt

Die Memoiren von Jean Georges Wille

Im Alter von fast 88 Jahren erscheint es mir an der Zeit, mein sehr lieber Sohn, auf Dein Verlangen hin einige Begebenheiten meines Lebens, an die ich mich noch gut erinnern kann, niederzuschreiben. Ich sage dir zuerst, daß mein Vater Johann Philipp Will, Bürger von Königsberg war, einem sehr alten Ort, der Sitz eines Amtes war und an der äußersten Grenze der Wetterau lag; meine Mutter schrieb sich Anna Elisabeth Zimmermann. Mein Vater wohnte nicht direkt in Königsberg, sondern im

Biebertal [25]); seine Wohnung war nahe der Quelle der Bieber, und in ihrer Nähe ließ er seinen Landbesitz bearbeiten, der ziemlich ausgedehnt war. Und da war es, wo ich am 5. November 1715 zur Welt kam [26]). Ich war der älteste von sechs Jungen und einem Mädchen, die mein Vater von seinen beiden Frauen bekommen hatte. Meine Gesundheit war tadellos. Man hatte bemerkt, daß mein Naturell fröhlich war; doch ich war unruhig, eigenwillig und sogar mitunter launenhaft, ohne jedoch bösartig zu sein.

Im Alter von zwei bis drei Jahren war es mein höchstes Glück, mit einem Kreidestück bewaffnet auf dem Fußboden des Zimmers Vögel, Bäume und andere Dinge, die ich gesehen hatte, zu zeichnen. Wehe dem, der so vermessen gewesen wäre, auf meine Arbeiten zu treten! Als jedoch mein Vater meine Lebhaftigkeit und meinen Verstand bemerkt hatte und daß ich immer etwas zu tun haben wollte und ohne Ruhe war, beschloß er, mir das Lesen und Schreiben beizubringen, und seine Mühen blieben nicht ohne Erfolg.

Er wollte mich erst mit sechs oder sieben Jahren zur Schule schicken, da es für ein kleines Kind zu schwer gewesen wäre, den Berg hinaufzugehen, wo Königsberg liegt, das eine Viertelmeile von unserem Haus entfernt war. Mein Vater brachte mich also erst in diesem Alter zur Schule. Doch außer dem Unterricht in unserer Sprache mußte ich noch lateinische Studien hinzunehmen. Das war doppelte Arbeit, aber infolge meines guten Gedächtnisses zog ich mich ganz gut aus der Affäre; der Lehrer lobte mich sogar, er war gleichermaßen nicht unzufrieden mit meinen schriftlichen Arbeiten in beiden Sprachen, doch war er es, wenn er am Heftrand meine Zeichenentwürfe entdeckte. Oft zeichnete ich die Profile meiner Kameraden, die mir angenehme Gesichtszüge zu haben schienen, und die ich lächerlich auf Papier wiedergab, daß viele verärgert waren. Doch andere lachten nur darüber. Noch mehr, ich vergnügte mich damit, diesen Porträts Spottverse hinzuzufügen. An freien Tagen strich ich um die Reste

---

[25]) Gegenwärtig gehört die Obermühle zur Gemeinde Bieber bzw. zur Doppelgemeinde Rodheim-Bieber im heute hessischen Kreis Wetzlar. Der früheren Gemeindezugehörigkeit wegen ist es nicht falsch, wenn ältere Autoren, wie etwa Charles Le Blanc im Jahre 1847, Königsberg für den Geburtsort Willes in Anspruch nehmen.

[26]) Der Text auf der Marmortafel, der von dem Wille-Forscher G. Schaum in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Obermühle angebracht wurde, entspricht nicht in allen Passagen der Wirklichkeit:

„In diesem Hause erblickte der Kupferstecher Johann Georg Wille, Ritter der Ehrenlegion und Mitglied vieler Kunst-Akademien anno 1715 das Licht der Welt. Er starb am 8. August 1808 in Paris. Was sterblich an ihm war, liegt im Pantheon zu Paris begraben."

Das heute vorhandene Gebäude ist erst im Jahre 1747 von Willes nächstfolgendem Bruder Johannes, der den Mühlenbetrieb übernahm, errichtet worden. Und Willes Zugehörigkeit zur Ehrenlegion sowie die Überführung seiner Gebeine in das Pantheon ist eine Mär, die wir dem „Volksschriftsteller" Otto Glaubrecht = Oeser verdanken, eine Mär freilich, die bis in unsere Tage lebendig geblieben und offenbar unausrottbar ist. Die offiziellen Stellen in Paris haben Glaubrechts Angaben durch nichts zu erhärten vermocht (Rückfragen auch durch Peter Merck).

Schließlich ist Wille nicht am 8. August 1808, sondern in den ersten Tagen des Monats April gestorben; der 5. April ist als Tag der Beisetzung in der Pfarrkirche St. Severin zweifelsfrei bezeugt.

der alten Burg Königsberg herum, die während des 30jährigen Krieges durch die Schweden schrecklich zerstört worden war, und die ich zeichnete. Hier begann damals die Freude, die ich immer am Landschaftszeichnen gehabt habe [27]).

Während dieser Zeit kam uns regelmäßig der Bruder Gärtner des Wetzlarer Franziskanerklosters besuchen, um hier Lebensmittel zu sammeln. Mein Vater schätzte ihn, denn er sprach mit Sachkenntnis vom Okulieren des Pflaumenbaumes, vom Anpflanzen von Kohl und Rüben, vom Wachsen der Gurken auf trockenem oder feuchtem Boden. Dieser gute Bruder befand sich gerade bei uns, als mein Vater, um mich zufriedenzustellen, einige Bildchen von einem Tiroler Kupferstichverkäufer kaufte, der im Haus war. Und da er bemerkt hatte, welche Freude mir dieser Erwerb gemacht hatte, zog er aus der Tasche seiner Kutte eine große Brieftasche voller Bilder aus der Werkstatt von Jérôme Wolf in Augsburg, und bat mich, sie anzunehmen. Diese Gabe bestand aus sechs großen Blättern; jedes Blatt hatte 18 Bilder. Ich besaß also in diesem Augenblick ohne es zu wissen, eine hübsche Sammlung von 108 genau gezählten Stücken; auch konnte ich mich vor Freude nicht halten, die Fülle der voneinander abstechenden Farben Grün, Blau und Rot zu betrachten. Doch blieb auch der Bruder nicht ohne Belohnung, denn man gab ihm dieses Mal statt eines Topfes geschmolzener Butter oder statt eines Dutzend in diesem Jahr gelegter Eier eine Anzahl dampfender Blutwürste. Er war darüber sehr gerührt. Die Freude leuchtete in seinem Gesicht, als er das erwähnte Geschenk in die Tiefen seines Bettelsacks steckte, der noch leer war. Er trieb seine Dankbarkeit noch weiter: er lud mich ein, ihn in Wetzlar zu besuchen, während er mir versicherte, daß er mir von jedermann geschätzte Bilder zeigen wolle, die sie glücklicherweise im Kloster ihres Ordens besäßen [28]). Man hielt ihm entgegen, daß ich noch zu jung sei, um einen Weg von 2 Meilen zu machen. Er antwortete: „Seine liebe Tante hier wird so gefällig sein, ihn zu begleiten." Meine Tante versprach es um so lieber, da sie Freundinnen in der Stadt hatte.

Einige Tage später, es war ein schulfreier Tag, nahm sie mich dorthin mit; doch war der Bruder abwesend. Er kam jedoch eine Stunde später von einem Ausflug zurück, den er in hüttenbergische Dörfer gemacht hatte; er war mit Kartoffeln und getrockneten Saubohnen beladen. Sobald er mich sah, entledigte er sich seiner nützlichen Bürde und kam uns mit einer sehr bemerkenswerten Freundlichkeit entgegen. Er nahm mich bei der Hand, führte mich ins Kloster und sagte: „Sieh hier die Reihe rundbogiger Kreuzgangfenster, deren Scheiben reich geschmückt sind mit Wappen zahlreicher Rittergeschlechter, die sie haben malen lassen und gestiftet haben, die einen aus Frömmigkeit, die anderen aus Güte oder Eitelkeit." Er erzählte mir dann viel von heraldischen Farben, wovon ich nichts verstand. Beim letzten Fenster machte er mich dann auf sehr eigen-

---

[27]) Zeichnungen aus Willes Jugend oder der Zeit seiner Gesellenwanderung sind bis heute nicht bekannt.

[28]) Das längst verschwundene Franziskaner-Kloster in Wetzlar muß also ums Jahr 1725 noch intakt und zu besichtigen gewesen sein.

artige Wappen aufmerksam. Sie sind, sagte er, von einem Edlen, einem großen Kriegsmann, der in der Schlacht von Mühlberg gegen Kaiser Karl V. gefallen ist. „Siehst du, mein Freund", fuhr er fort, „oberhalb in den Wappen zwei blaue Büchsen mit rauchenden Lunten? Moritz von Sachsen hat diese beiden Sinnbilder den Wappen dieses auf dem Feld der Ehre gefallenen Edlen hinzugefügt. Doch hier sind zwei goldene Sturmböcke auf azurblauem Feld. Gefallen sie dir?" Ein leichtes Kopfnicken war meine Antwort. „Ich muß dir", sagte er, „ihre Geschichte erzählen. Die Vorfahren unseres toten Helden waren zwei arbeitsame, kräftige, freisinnige, liederliche und doch fromme Brüder. Wie viele im 12. Jahrhundert, machten sie einen Kreuzzug, teils aus religiösem Eifer, teils um die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, die sich außergewöhnlich vervielfacht hatten. Sie verkauften ihre Habe an Bergsiedler in Böhmen, um zu Geld zu kommen und um damit gut leben zu können; mit einer christlichen Armee begaben sie sich in den Orient. Sie zeichneten sich in diesem Land durch unglaubliche Heldentaten aus, besonders bei der Einnahme von Jaffa, dessen Tore sie mit großen Keulenschlägen ihrer Sturmböcke einschlugen. Nach einer so bemerkenswerten Tat erhielten sie vom Befehlshaber der Armee nicht nur die Erlaubnis, für sich wie für ihre Nachkommen als Zeichen ihrer Kraft und ihres Ruhmes diese Sturmböcke als sprechende Wappen zu führen. Sie hatten auch das alleinige Vorrecht, sämtliche Tore der befestigten orientalischen Städte einzurennen. Diese wunderbaren Wappen sind uns vor langer Zeit zugeschickt worden", fuhr er fort, „wir wissen nicht, von wem; doch ist die Malerei sehr alt, die einen glauben, sie sei von Lucas Cranach, die anderen, sie sei von Albrecht Dürer." Da ich diese Meister noch nicht kannte, sagte ich nichts mehr, und als der Bruder bemerkt hatte, daß ich mich zu langweilen begann, und er sich vielleicht selbst langweilte, umarmte er mich herzlich und sagte: „Leb wohl, mein Kind, ich hoffe, daß du mit den Bildern ebenso wie mit mir zufrieden bist. Besuche mich wieder im nächsten Herbst, und jetzt werde ich dir William-Christ-Birnen geben, Haselnüsse und mit Eigelb überzogene «Stückchen»."

Ich dankte dem Bruder für all seine Güte, machte mit dem Hut in der Hand eine tiefe Verbeugung und zog mich ziemlich linkisch mit einer weiteren Verbeugung zurück; doch war er gar nicht mehr da. Meine Tante hatte während meiner Abwesenheit einige Besuche gemacht; bei meiner Rückkehr fand ich sie bereits auf einer Bank vor dem Kloster. Ich erklärte ihr zuerst, daß mich der Hunger sehr plagte. Sie war mitfühlend und kaufte mir sofort ein mit Salz und Kümmel bestreutes Backwerk, das ich im Nu verschwinden ließ. Sie selbst hatte auch Hunger, denn sie führte mich zu einer ihr befreundeten Frau, die seit mehr als 30 Jahren spanische Schokolade verkaufte, die in Wetzlar ohne Kakao und Vanille gemacht wurde und die, wie sie sagte, von köstlichem Geschmack sei. Diese würdige Verkäuferin lud uns zum Essen ein. Zuerst bot sie uns Nudeln, Fadennudeln nach ländlicher Art an; dann im eigenen Saft gekochte Endivien mit auf Holzkohle gerösteten Würsten. Auch zwei Flaschen Wein, der eine rot, von den Weinbergen der Lahn, der weiße vom Rhein, erschienen auf dem Tisch. Von jedem gab man mir ein ganz klei-

nes Glas, und die Damen tranken den Rest. Endlich kam der Kaffee. Er schien mir aus Westerwälder Kaffeebohnen gemacht zu sein, wo die Eicheln nicht selten sind, die, selbst reichlich mit Farinzucker vermischt, mir dennoch sehr mißfielen. Endlich verabschiedeten wir uns. Ich empfahl mich wie ein blutjunger Anfänger. Wir kamen bei stockdunkler Nacht zu Hause an [29]). Mein Vater ließ sich von meiner Künstlerwallfahrt und dem Nutzen, den ich daraus gezogen haben mochte, erzählen und lachte sehr darüber. Zugleich gab er mir den Rat, ähnliche Ausflüge nicht mehr zu unternehmen und schickte mich zu meinen Büchern, meine Lektionen zu lernen.

Im folgenden Jahr erhielt ich indes auf mancherlei Bitten die Erlaubnis von ihm, eine neue Reise zu machen. Nach allen Berichten, die ich hatte erzählen hören über die Wunder, die man in der Elisabethkirche zu Marburg sehen könne, interessierte vornehmlich diese mich leidenschaftlich. Ich wünschte und suchte voller Eifer eine Gelegenheit, dorthin zu kommen und sie bot sich bald. In unserem Tal gibt es Kalkstein, den die Bauern unseres Gebietes jedes Jahr zu Kalk brennen und danach zum Verkauf nach Marburg fahren, wo er sehr geschätzt ist. Man beschloß, daß ich mit diesen braven Leuten, die uns alle bekannt waren, mitfahren sollte. Ich reiste teils zu Fuß, teils auf dem einen oder anderen Wagen sitzend. Endlich kamen wir am zweiten Tag (wir hatten gut sechs Meilen zurückgelegt) an unserem Ziel an, nachdem wir eine Nacht sehr weich auf einem Heuhaufen in einer Scheune geschlafen hatten [30]).

Sobald wir in Marburg sind, verlasse ich meine Führer; ich komme am Rathaus vorbei, an dessen Giebel lebensgroße Figuren aus einigen Nischen heraustreten, die ein innerer Mechanismus veranlaßt, ebensoviel Lärm wie Bewegung zu vollführen, sobald die Uhr die Stunden schlägt. Doch obwohl dies alles für mich neu war, hielt ich nicht lange inne. Ich laufe weiter, suche die Kirche und finde sie bald. Sie ist verschlossen. Man nennt mir einen Küster, der die Schlüssel hat, und für etwas Geld, das ich ihm gebe, öffnet er bereitwillig eine der Türen und führte mich hinein. Zunächst sah ich rechts und links der Tür Standbilder gotischen Stils von Komturen, die dieses Amt in Marburg seit der Zeit des Deutschen Ritterordens inne hatten. Sie schienen mir teils in priesterlichem und teils im kriegerischen Gewand zu sein. Beim Betrachten bedauerte ich, daß ich weder Stift noch Papier noch Zeit hatte, um einige dieser Statuen zu zeichnen, wenn ich auch nicht geschult war, derartiges einigermaßen richtig wiederzugeben. Beim Weitergehen erblickte ich zur Rechten mit Freude und Ehrerbietung in einer vergitterten Nische die Statue der heiligen Elisabeth, der Tochter eines Königs von Ungarn und Gemahlin des Landgrafen Ludwig, der nicht der Beste seines Jahrhun-

---

[29]) Die mit 2 Meilen gut berechnete Entfernung bezieht sich allerdings nur auf den Hinweg, so daß der etwa zehnjährige Schulbub in Begleitung seiner Tante einen Tagesmarsch von zumindest 30 Kilometern zurückgelegt haben muß.

[30]) Die Gesamtentfernung des Weges von Bieber nach Marburg, den die Frachtfahrer nicht etwa auf dem kürzeren Höhenweg durch den Krofdorfer Forst, sondern, wie hier erkennbar, durch das Lahntal genommen haben, beläuft sich auf knapp 40 Kilometer. Willes Entfernungsangabe bezeugt demnach auch hier ein bewundernswertes Erinnerungsvermögen.

derts war. Auf dem Haupt hatte sie eine Krone und das Modell dieser Kirche, die man ihr zu Ehren gebaut hatte, in der rechten Hand [31]). Davor führten einige sehr ausgetretene Treppenstufen abwärts; es war der Stein, durch das Niederknien und die Ehrenbezeugungen der zahlreichen Pilger, die früher sich andächtig hierher begeben hatten, abgenutzt. Zur Linken und gegenüber der Statue der heiligen Elisabeth befindet sich eine Kapelle, in der die alten Landgrafen von Hessen ihre Grabstätten haben. Beim Eintritt machte mich mein Mentor auf die lebensgroßen Statuen der dort Begrabenen aufmerksam. Er nannte mir ihre Namen und Vornamen und erzählte mir teilweise die bemerkenswertesten Begebenheiten aus dem Leben jedes Einzelnen. Sie standen aufrecht, vollständig mit den Waffen bekleidet, die man ihrer Zeit getragen hatte [32]). Nur ein Einziger lag mit dem Rücken auf der Erde, von Würmern und Schlangen zerfressen. Ich war darüber erstaunt und fast erschrocken. Mein Führer bemerkte es und erzählte mir dessen Geschichte. „Dieser Fürst", sagte er, „war einer der Gottlosesten, der, statt an Fest- und Sonntagen in die Kirche zu gehen, auf die Jagd ging. Dafür wurde er schwer bestraft, denn er brach sich den Hals, als er im Wald sehr weit entfernt von seinen Leuten vom Pferd stürzte, und sein Leichnam wurde erst lange nach seinem Sturz aufgefunden, zerfressen und entstellt, wie er durch die Skulptur, die du vor dir siehst, dargestellt ist [33])." Gegenüber von diesen Statuen sah man in mehreren kleinen Abteilungen die tugendreichen Taten und Wunder der heiligen Elisabeth; das Ganze ist als Relief in Holz geschnitzt und verschiedenfarbig bemalt, nach der Art vergangener Zeiten. Im letzten Teil erscheint der Gemahl der Heiligen, der mit einer Anzahl Edler auf einem Kreuzzug war, zu Pferd, und ist, gefolgt von seinen tapferen Hessen, unterwegs zur Eroberung des Heiligen Landes, von wo er nicht mehr zurückkehrte. In der Mitte der Kirche und oberhalb der Kanzel sieht man einen schwarzen Vorhang im Faltenwurf in der Form einer Kuppel, der, wie man mir versicherte, ein eigenhändiges Werk der heiligen Elisabeth sei.

Ich wäre gerne noch etwas länger in dieser Kirche geblieben, um den Rest der Sehenswürdigkeiten zu sehen, die mir zahlreich erschienen; doch es schlug zwölf und ich mußte weg, denn die Fuhrleute hatten mir gesagt, daß sie um diese Zeit aufbrechen würden, um rechtzeitig heimzukommen. Ich konnte auf das Äußere dieses würdigen Gebäudes also nur noch einen Blick werfen und zu meinen Fuhrleuten zurückeilen, die

---

[31]) In Wirklichkeit freilich in der linken Hand. (Vgl. W. Meyer-Barkhausen: Die Elisabethkirche in Marburg, 1925, Abb. S. 54); vgl. auch H. Bauer: Sankt Elisabeth und die Elisabethkirche zu Marburg, 1964.

[32]) Hier hat die Erinnerung unseren achtundachtzigjährigen Erzähler gewiß im Stich gelassen. Wenn die gegenwärtige Gruppierung der Gräber im Landgrafen-Chor auch erst auf die Restaurierungsarbeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgeht, so ist neben den noch heute vorhandenen „stehenden" Epitaphen die größere Zahl der Grabskulpturen liegend zur Darstellung gebracht worden.

[33]) Daß diese Legende, die offenbar aus dieser realistischen, während der Renaissance-Zeit beliebten Grabdarstellung erwachsen ist, dem Leben und Sterben Landgraf Wilhelms II. nicht entspricht, habe ich bereits a. O. hervorgehoben (H. Krüger, Jugenderinnerungen, 1966, S. 52 ff.).

sich von einem guten Mahl erhoben. Sie schienen mir sehr zufrieden; doch ich fühlte, daß mein Kopf mehr mit Figuren als mein Magen mit Essen gefüllt war. Ich fand jedoch die Möglichkeit, wenn auch in aller Eile, das Letztere zu befriedigen. Man setzte sich in Bewegung, auf dem gleichen Wege, der uns nach Marburg geführt hatte. Unterwegs sprach ich viel weniger als vorher mit meinen Fuhrleuten. Ich rief mir immer und immer wieder die Dinge, die mich in der Kirche so stark beeindruckt hatten und die ich in meinem Geiste mit unendlicher Freude bewunderte, ins Gedächtnis zurück. Indessen riß mich einer unserer Fuhrleute oft aus meinen Betrachtungen durch Lieder, deren Text und Musik bald fröhlich, bald traurig klangen und allem Anschein nach zur Zeit Otto des Großen [34]) verfaßt wurden, und nur noch den Leuten auf dem Land bekannt sind. Das erzählte mir der Bürgermeister des Dorfes, in dem wir übernachteten, denn er war unser Herbergsvater; diese Lieder drehten sich um die Liebe, um Waffentaten, um Unglücksfälle und sogar um unheilvolles Sterben alter Ritter. Das veranlaßte mich, aufmerksam die zerstörten Schlösser auf den Bergen links und rechts unseres Weges zu betrachten, dort, wo die alten Recken, von denen die Rede war, sich damals verschanzt hatten. „Überdies, welche Motive zum Zeichnen", sagte ich mir.

Am nächsten Tag kam ich bei meinem Vater an, der mich bestens empfing und mir sagte, nachdem ich ihn umarmt hatte: „Es scheint mir, mein Sohn, daß es dir gut geht, das macht mir Freude." Dann reichte er meinen Weggefährten etwas Gutes zum Trinken und dankte ihnen für die Mühe, die sie mit mir auf der Fahrt gehabt hatten, während sie auf ihre Art sich verabschiedeten und sehr zufrieden in ihr Dorf zurückkehrten.

„Nun, mein Sohn", sagte mein Vater, „erzähle mir ein bißchen von dem, was du gesehen und beobachtet hast, und daran werde ich erkennen, ob dich der Besuch von Marburg mehr zufrieden gestellt hat als der von Wetzlar." Das ermutigte mich sehr, und sogleich wurde ich zum Redner und Erzähler mit der Begeisterung eines Schülers, der bisher noch nichts Interessantes gesehen hat und der verwirrt ist von dem Überfluß der Dinge, die seinen Kopf anfüllen.

Mein Vater, der mir geduldig zugehört hatte, schien sehr zufrieden; „das ist alles schön und gut", sagte er; „doch hast du nun schon fünf Tage in der Schule gefehlt; nimm deine Bücher, studiere deine Lektionen und hole die durch die Reise verlorene Zeit nach."

Ich fühlte, daß es richtig sei, mich dem väterlichen Rat zu unterwerfen und am nächsten Tag beschritt ich mit zweien meiner Brüder und einigen Nachbarskindern wieder unseren Bergweg. „Ach", sagte ich mir, „welche Freude hätte ich, wenn sich unsere Schule statt in Königsberg in Marburg befände." Doch ich mußte mich zufrieden geben, und holte schnell alles wieder nach, was ich versäumt hatte. Seitdem war ich unabhängig von meiner Schularbeit von der Idee besessen, einige Figuren, die ich gesehen, in Holz zu schnitzen, doch fehlten mir die Werkzeuge für die Ausführung meines Vorhabens gänzlich. Ich mußte nun, nach reiflicher Überlegung,

---

[34]) Bemerkenswert ist hier der Hinweis auf „Otto den Großen", der, im Gegensatz etwa zu Karl dem Großen oder zu Barbarossa, im Volksbewußtsein auch damals kaum lebendig gewesen sein dürfte.

andere Mittel und Wege finden, um mich zufriedenzustellen. Ich hatte das Glück, am Ufer des Mühlgrabens, wo die Wasser der Bieberquelle [35]) nach den Mühlen gelenkt werden, Ton zu finden, den ich sofort benutzte, um Fratzen zu modellieren. Ich gab ihnen Schielaugen, runzlige Stirnen und offene Mäuler; im Allgemeinen war ihre Form unterschiedlich, ihr Zweck war schon im Vorhinein beschlossen: ich befestigte sie der Reihe nach an den Ausfluglöchern der kleinen Bienenkörbe, von denen mein Vater eine gewisse Anzahl besaß. Nichts sah lustiger aus, als das Ein- und Ausfliegen der Bienen durch die Mäuler meiner Masken; doch dies alles dauerte nur kurze Zeit: der Regen machte sie weich und die Sonne trocknete sie aus, sie brachen auseinander, und ich dachte nicht mehr daran. Der Winter kam indessen, und die Abende wurden länger. Ich überlegte mir, womit ich nach dem Lernen meiner Lektionen, was mich gewöhnlich wenig Zeit kostete, meine Fantasie auf angenehme Weise beschäftigen könnte. In der Bibliothek meines Vaters gab es eine große Bilder-Bibel, die ich oft mit Freude ansah, und schon manchmal war mir der Gedanke gekommen, ähnliche Zeichnungen zu den in der Bibel erzählten darstellungswerten Ereignissen selbst zu entwerfen, ohne die Stiche lediglich zu kopieren. Ich erzählte also meinem Vater von dieser Idee, der sie zu meiner großen Freude billigte. Ich gab ihm also die Einzelheiten der Dinge an, die mir für die Ausführung meines Vorhabens nötig waren. Mein Vater hatte mir ruhig zugehört und sagte: „Mein Sohn, wirst du auch ausdauernd in dem sein, was du dir vorgenommen hast?" Ich versicherte es ihm lebhaft; nach dieser Versicherung hatte er die Güte, mir eigenhändig holländisches Papier zu kaufen, das ich zu Quartbogen zurechtlegte, Pinsel, einen Nürnberger Farbkasten, und er schnitt mir sogar mit großer Geschicklichkeit einige Gänsekiele zu Federn.

Niemand auf der Welt konnte glücklicher sein als ich. Ich widmete mich also mit Ungeduld der Ausführung meiner Zeichnungen; doch wollte ich sie nur anfertigen, wenn alle gegessen und sich schlafen gelegt hatten; denn ich wollte allein bei meiner Lampe sein. Endlich war ich es: ich las dann ein Kapitel und während ich über die berichteten Geschehnisse nachdachte, komponierte ich die Gesamtheit meiner Figuren nach meiner damaligen Vorstellung. Natürlich begann ich mit der Schöpfung, und nachdem ich Adam und Eva aus dem Paradies gejagt hatte und Abel von Kain hatte töten lassen, unterbrach ich bereits die Reihenfolge der Kapitel; denn das eine Kapitel bot mir ein anziehenderes Ereignis als das andere; ich zeichnete zum Beispiel mit Freude, wie Moses an den Felsen schlägt, damit das heraussprudelnde Wasser den Durst der Juden stillte; dann kam Simon, wie er kraftvoll 1000 Philister erschlägt, Abraham, wie er sich anschickt, seinen Sohn zu opfern, die Frau des Potiphar, wie sie Joseph das Kleid entreißt. Es war ein rechtes Durcheinander; auch erlahmte bald mein Interesse so sehr, daß mein großer Entschluß, die historischen Begebenheiten der Bibel vom Beginn des Alten Testaments

---

[35]) Originale Anmerkung Willes: „Dieser kleine Fluß fließt bei Gießen in die Lahn; sein Lauf beträgt nur eineinhalb Meilen. An seinen Ufern gibt es 12 Mühlen, eine Gießerei, eine Eisenschmiede, einen Weiler, Dörfer, 4 oder 5 Häuser von Edelleuten. Übrigens gibt es auf den Hochflächen 6 oder 7 Kalkbrennereien."

bis einschließlich der Apokalypse des Neuen zu zeichnen, schwächer wurde. Jedoch wurde jede Nacht eine Zeichnung vollendet, und morgens, bevor ich in die Schule ging, zeigte ich sie meinem Vater, der mich ermutigte. Als er jedoch die Unordnung in der Einteilung der Motive bemerkte, sagte er mir betrübt, daß er meine Unbeständigkeit vorausgesehen hätte. Das bekümmerte mich, doch sagte ich nichts, seine Freundschaft war mir teuer und nötig. Und obgleich ich diese Art des Zeichnens beendet hatte, beschäftigte ich mich weiter damit in meiner Fantasie. Oder ich las alte, im Volk geschätzte Romane, wie die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, Herzog Ernst und andere; doch dauerte diese Beschäftigung nie lange: ich brauchte Abwechslung. Ich hatte von meinem Vater die Erlaubnis erhalten, frei in seinen Büchern zu blättern. Sollte ich versäumen, mich ihrer zu bedienen? Ich fand darunter dicke botanische Bücher, in denen die Pflanzen, wenngleich im Holzschnitt, mir schön und genau dargestellt erschienen und wo Heilkraft oder Schaden jedes Gewächses erklärt war. Diese Betrachtung machte mir Lust, Pflanzen zu sammeln, zumal der Frühling gekommen und der Mai nicht weit war. Indessen amüsierte ich mich im voraus, in unserem Garten die verschiedenen Arten von Sträuchern zu veredeln, die für diese Operation geeignet waren, was mir, wenn auch nicht ganz, gelang, wenigstens aber so gut, daß ich mich damit rühmen konnte.

Zur gleichen Zeit erinnerte ich mich, daß damals der Bruder Gärtner des Wetzlarer Klosters in meiner Anwesenheit meinem Vater versichert hatte, man könne den Apfelbaum auf eine Weide, den Birnbaum auf einen Weißdorn pfropfen; daß dieses Verfahren nicht nur gut, sondern der Erfolg ganz sicher sei. Dieses Verfahren erschien mir sehr merkwürdig und ging mir so im Kopf herum, daß ich es gleich mit außergewöhnlicher Sorgfalt in die Tat umsetzte. Welch eine ausgezeichnete Entdeckung, sagte ich mir, die Weiden an unseren Bachufern, der Weißdorn unserer Hecken werden endlich nutzbringende Früchte tragen! Jeden Tag ging ich meine Pfropfreiser betrachten. Mein Werk verhexte mich. Ich hoffte, daß jeden Augenblick die Blätter kommen würden; doch nach unendlich langer Wartezeit sah ich, daß alles mißlungen war. Ich war beschämt über die Leichtigkeit, mit der ich hereingefallen war.

Nach diesem interessanten Unternehmen verlegte ich mich aufs Botanisieren, und schon auf dem Heimweg nach der Schule pflückte ich verschiedene Sorten Pflanzen am Wegrand ab, die meine Brüder mir heimtragen halfen, wo ich sie den gedruckten Bildern gegenüberstellen wollte. Doch das reichte nicht und bald durcheilte ich die Täler, die Wälder und Berge, wo ich sehr verschiedene Pflanzen verschiedener Arten fand; die schönsten und interessantesten zeichnete ich. Ich trug davon Ladungen nach Hause, wobei, da sie durcheinander geworfen waren, ich mich oft im Irrtum befand, was die Zugehörigkeit zur Einteilung der Sorten nach ihrer Art oder Verwandtschaft betraf. Doch wollte ich mich nützlich machen, und so komponierte ich nach den Angaben unserer Bücher Liköre aus den Säften für diesen Zweck und Medikamente für andere Zwecke. Nach solchen Unternehmungen bot ich voller Unbefangenheit und sogar

kostenlos meine Mittel all denen an, von denen ich glaubte, sie bedürften ihrer; doch niemand war geneigt, sich ihrer zu bedienen. Man machte sich über mich lustig, ich war darüber böse; man trieb es mit mir noch schlimmer: man sagte, ich gäbe vor, ein Heilkundiger zu sein und vielleicht sei ich nur ein kleiner Quacksalber der glaube, das Privileg und das Wissen zu haben, das zu machen, was alte Doktores aus Gewohnheit oder Zufall tun, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten und ihren Ruf zu bestätigen. Meine Anstrengungen, wenn auch für mich angenehm, waren wieder einmal vergeblich. Endlich sagte mein Vater, der meine Unrast und Verschiedenartigkeit meiner Beschäftigungen bemerkt hatte, daß, wenn ich gründlich studieren wolle, er mich auf die Universität schicken würde. Ich antwortete ihm aber bei allem Gehorsam, daß ich Künstler werden wollte, und daß die Malerei mir am meisten gefalle. „Nun wohl, mein Sohn", sagte er, „bleiben wir dabei und wir werden sehen, was daraus wird." Er fuhr fort: „In dieser Welt muß der Mensch sich und anderen nützen durch einen ehrenhaften Beruf, welcher es auch sei; ferner braucht man einen inneren Halt! Denn es wäre schmachvoll, ohne Tugend zu sein. Doch zunächst", fuhr er fort, „halte ich es für notwendig, daß du die Rechenkunst erlernst, und zu diesem Zweck werde ich dich nach Gießen schicken!" Ich dankte meinem Vater für seine Güte, und einige Tage später schickte er mich wirklich zu einem meiner Onkel, der die städtischen Mühlen überwachte. Dieser Verwandte, bei dem ich wohnte, liebte mich wie seinen Sohn; es war ein vortrefflicher Mensch, humorvoll, angenehm in Gesellschaft, ein wenig ironisch, doch von jedermann geschätzt. Von seiner Wohnung ging ich täglich zu einem Rechenlehrer namens Grollmann [36]), der die Arithmetik tadellos lehrte, sei es bei sich oder in der Stadt. Dieser tüchtige Mann sagte oft, er sei mit mir zufrieden wegen der Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe. Während dieses Studiums hatte ich die Bekanntschaft eines liebenswerten jungen Menschen gemacht, der an der Universität studierte und der Landkarten besaß, deren Gebrauch er mir für meine Ausbildung gestattete. Er wußte auch ein wenig in der Geometrie und in den Regeln der Perspektive Bescheid, woraus ich ebenfalls meinen Nutzen zog; dies alles wurde mir für die Folgezeit nützlich [37]). Um diesen jungen Studenten fühlen zu lassen, wie sein Wohlwollen mir gegenüber mich berührte, schenkte ich ihm einige meiner Zeichnungen, die er mit Freude annahm und bewunderte, denn er war kein Kenner. Als es mein Vater schließlich für richtig hielt, mich nach Hause zu holen, wo, um nicht müßig zu sein, mir der Gedanke kam, mich in der Mechanik zu üben, begann ich hydraulische Maschinen zu bauen, ohne sie je zu beenden; außerdem begann ich eine Turmuhr nach dem Prinzip der Königsberger Kirchturmuhr, die ich sorgfältig untersucht hatte; doch auch diese mit viel Eifer begonnene Arbeit gab ich auf Grund meiner üblichen Unbeständigkeit ohne Bedauern auf. Da mein Vater

[36]) In den Universitätslisten ist ein um diese Zeit in Gießen lehrender „Grollmann" nicht verzeichnet.

[37]) Auf die Möglichkeit, daß der junge Wille hier bereits Anregungen zum Zeichnen von Karten und Kartenprojektionen erhalten haben könnte, werden wir später noch zu sprechen kommen.

immer wieder die Wahllosigkeit meiner Beschäftigungen sah und wußte, daß ich die Absicht hatte, die Malerei zu studieren, begann er sich ernstlich zu informieren, ob nicht in einem der Nachbarorte ein Maler von Ruf in der Lage sei, mich die Anfänge einer Kunst zu lehren, die Schwierigkeiten ohne Zahl haben mußte.

Man nannte ihm einige, darunter einen, der Porträtmaler war, von dem man sagte, er sei ein ungewöhnliches Genie und dessen Ruf sogar über die Tore der Stadt Gießen bis auf zwei Meilen in der Runde gedrungen war, dessen Schüler indes nicht allzu zahlreich waren; doch das war nicht die Schuld des fraglichen Malers. Angesichts dieses Lobes, wenn auch ein bißchen skeptisch, unternahm mein Vater die Reise und begab sich zu diesem Maler. Er legte ihm dar, daß einer seiner Söhne sehr gerne die Kunst der Malerei bei einem berühmten Meister studieren wolle, und daß er nach dem Rat von Kennern gedacht habe, er wende sich am besten an ihn. „Sie haben recht", antwortete der Meister, „ich bin imstande und bereit, mit den Größten meines Faches zu wetteifern; was aber Historien-, Landschafts-, Marine- oder Genremalerei betrifft, darum kümmere ich mich überhaupt nicht. Ich bin viel gereist", fuhr er fort, „man hat mich angeschwärzt, man hat mich als unverschämten Scharlatan hingestellt, der nur den Dummköpfen und Unwissenden imponiere; doch das ist die Mißgunst, die gegen mich heult." „Ja, dieses Ungetüm schläft nie, glaube ich", antwortete mein Vater. „Doch mein Herr, möchte ich wissen, ob und zu welchen Bedingungen mein Sohn das Glück haben könnte, von Ihrem Unterricht zu profitieren?" „Ich sage es Ihnen gleich", erwiderte der Meister mit einer gewissen Unnahbarkeit, die einem großen Mann immer schlecht zu Gesicht steht. „Betrachten Sie zuerst einmal einige meiner Werke. Sehen Sie dieses Porträt, es ist ein Ratsherr unserer Stadt, von Beruf Weißgerber; er bezahlt meine Kunst mit durch Walöl gezogenen Bockshäuten, Gütern, die immer in einem guten Haushalt von Nutzen sind; und das andere Porträt ist von einem Kupferschmied, auch Ratsherr dieser Stadt. Ich wohne bei ihm, wie Sie sehen, und als Honorar für meine Arbeit bezahle ich ihm für ein Jahr keine Miete. Geben Sie zu, daß diese Herren sehr edle und ihrem Stand gemäße Mienen haben [38])?" Mein Vater sagte: „Ich finde es." Nach diesem Lob, das sich der Maler spendete, und der Darstellung der Vorteile, die er aus seiner Kunst zog, zog er aus der Ecke seines Ateliers ein Bild, dessen Staub er entfernte, während er zu meinem Vater sagte: „Hier ist ein Kind meines Genies: es ist ein Fuchs, der ein Huhn verschlingt und obwohl ich nie einen lebenden Fuchs gesehen habe, habe ich ihn so gut gemalt, daß er Ihnen sprechend erscheinen muß." „Ah, das ist ein Fuchs", sagte mein Vater und fügte hinzu: „Ich habe manchmal solche gesehen, doch bin ich kein großer Kenner." „Ich sehe es", antwortete der Maler und fügte ebenfalls hinzu: „Mein Fuchs ist ein höheres Wesen; was die Hühner angeht, die

[38]) Ob sich unter der rund 80 Einzelstücke zählenden, von etwa 1665—1814 reichenden Ratsherrn-Galerie des Oberhessischen Museums, die dank der vorsorglichen Magazinierung durch Baudirektor Gravert den zweiten Weltkrieg überdauert hat, unsignierte Porträts aus der Hand dieses hier leider nicht namentlich genannten „Meisters" befinden, wird kaum je festzustellen sein.

kenne ich, ich habe sie in Natura mit Vergnügen gegessen, wenn sich die Gelegenheit bot. Noch mehr", fuhr er fort, „ich bin hier sehr geschätzt. Sehen Sie als Beweis hierfür: wenn ich nichts zu tun habe, gehe ich durch die Straßen spazieren mit meinem goldbesetzten Hut, meiner roten tressengeschmückten Weste, die ebenso lang ist wie mein maronenfarbener Rock, meinen Carré-Schuhen, den Degen an der Seite, dann grüßt mich alles mit dem Hut in der Hand." „Ich beglückwünsche Sie dazu", sagte mein Vater, der aufs neue fragte, ob er hoffen könne, daß sein Sohn das Glück habe, bei ihm aufgenommen zu werden und zu welchen Bedingungen. „Nichts ist leichter festzulegen als dies", antwortete er. „Jedes Jahr bezahlen Sie mir eine Summe, über die wir uns noch einig werden, und nach einer förmlichen Verpflichtung wird Ihr Sohn bei mir sieben Jahre hintereinander bleiben." „Das scheint mir eine Art Sklaverei zu sein", erwiderte ihm mein Vater, und fuhr fort: „Ich habe immer geglaubt, das Vorrecht einer freien Kunst sei Freiheit, daß folglich der Meister seinen Schüler wegschicken könne, wenn er es für angebracht hält, und daß der Schüler ihn verlassen könne, sobald er mit ihm unzufrieden ist." „Ich kann nichts ändern an all den Bedingungen, die ich Ihnen vorgetragen habe", antwortete der Maler. Daraufhin verabschiedete sich mein Vater von ihm. Während der kurzen Abwesenheit meines Vaters hatte ich unseren Taubenschlag um einige seltene Tauben vermehrt, und meinen Vogelbauer um mehrere Arten von Vögeln, die ich aus den Nestern hoch im Baum genommen hatte, indem ich mit der Leichtigkeit einer Wildkatze, die ihre Beute sucht, hinaufkletterte.

Nun schien mir mein Vater bei seiner Rückkehr beim Eintreten gegen seine Gewohnheit ein wenig traurig, als er mich sah. Ich war darüber beunruhigt und lief zu ihm; doch als er mir von dem schlechten Ausgang seiner Verhandlungen berichtete, war ich noch trauriger als er. Doch der Zufall allein fand bald ein Mittel gegen meine Besorgnis. Ich glaube, ich habe das Ergebnis glücklichen Umständen zu verdanken. Ein Leinenweber namens Kranich aus Königsberg, der in Gladenbach verheiratet war, einer kleinen Stadt im Amt Blankenstein, stellte dort mit Geschick Tücher her, die nach den ihm vorgeschriebenen Mustern gewirkt wurden. Kurz nach der Rückkehr meines Vaters kam die Leinenwebersfrau und brachte uns die Tücher, die ihr Mann für unser Haus gewebt hatte. Sie wurde bei uns bewirtet und sah auf dem Tisch mehrere meiner Zeichnungen liegen, die sie in die Hand nahm und dabei sagte: „Der Sohn unseres Nachbarn, ein wunderlicher Junge, macht das fast genau so; aber er geht zu einem Maler aus einer guten Familie unserer Stadt, der Kuhn heißt [38a]). Es ist ein junger Mann, er wohnt bei seiner Mutter, einer angesehenen Witwe, die sich einiger Einkünfte erfreut und ein eigenes Haus bewohnt, das sehr hübsch ist." Als mein Vater die Rede dieser Frau vernommen hatte, fragte er sie, ob dieser Maler einen Ruf habe, ob er anständig sei und gute Manieren habe. Sie antwortete, sie kenne ihn nur vom Sehen, doch rede man nur Gutes von ihm, auch daß er in seiner

[38a]) Anmerkung von Duplessis Hand: „Wir haben nirgends Hinweise auf diesen Künstler finden können; wir haben Künstler namens Kuhn wohl angetroffen, doch passen die Daten nicht auf den ersten Lehrer Willes."

Jugend ein Dutzend Jahre in Amsterdam bei einem seiner dort wohnenden Verwandten gearbeitet habe; mehr wisse sie nicht darüber. Mein Vater dachte darüber nach und sagte: „Dieser Herr Kuhn hat sich während mehrerer Jahre in Holland in seiner Kunst geübt; danach möchte ich glauben, daß er Talent hat, denn ich habe immer gehört, daß es in jenem Land ausgezeichnete Künstler gibt. Nach dieser Überlegung habe ich Lust, mit Ihnen, Madame, mitzugehen und gleichzeitig meinen Sohn mitzunehmen, um Herrn Kuhn zu sehen oder vorher einige Informationen über diese Sache einzuholen." Wir gingen wirklich und kamen früh in Gladenbach an. Wir begaben uns zuerst mit Frau Kranich zu ihrem Manne, der erfreut schien, meinen Vater wiederzusehen. Er gab ihm günstige Auskünfte über Herrn Kuhn, den er, wie er sagte, gut kenne. Er bot sich sogar an, was er dann auch machte, uns zu dem Maler zu begleiten, der uns mit ausgesuchter Höflichkeit empfing. Mein Vater legte ihm den Grund seines Kommens dar und fragte, ob sein Sohn, den er sich vorzustellen erlaube, das Glück erhoffen könne, von ihm unterrichtet zu werden, und, welches im Falle einer günstigen Zusage dafür die Bedingungen seien; Herr Kuhn schaute mich an und sagte: „Mein Herr, Ihr Junge gefällt mir; er scheint mir sehr aufgeweckt; wir werden uns ohne Schwierigkeiten einigen; zuerst, fuhr er fort, muß ich für sein Unterkommen in passender Weise Sorge tragen, und dann, wenn er wie wir und mit uns leben will, hoffe ich, daß Sie es nicht ablehnen, den Mehrbetrag der Auslagen im Haus zu vergüten. Im übrigen fordere ich nichts für den Unterricht, den er von mir erhalten kann; er wird daraus so lange Nutzen ziehen, als es nach beiderseitigem Einvernehmen für angemessen erachtet wird. Die Freiheit ist also wechselseitig." Mein Vater dankte Herrn Kuhn für seine edle und großzügige Geste und versprach, genau die anderen Bedingungen zu erfüllen, die ebenso vernünftig wie gerecht seien.

Die gute Mutter des Herrn Kuhn spendete dieser Abmachung ihren Beifall, und ich, mit dem Hut in der Hand, verteilte nach beiden Seiten Bücklinge, die nicht enden wollten. Da ich, als ich mit meinem Vater das Haus verließ, angenommen hatte, daß ich vielleicht bei Herrn Kuhn bleiben könnte, hatte ich vorsorglich mein Nachtzeug eingesteckt; das war mir wirklich von Nutzen. Denn von diesem Augenblick an blieb ich bei Kuhn, und mein Vater, der sich von Mutter und Sohn verabschiedet hatte, ließ sie seine Freude fühlen, die er über den glücklichen Abschluß dieser Angelegenheit empfand. Als er Kranich und seine Frau bewirtet und nochmals für ihre Dienste, die er von ihnen erfahren hatte, gedankt hatte, begab er sich sehr zufrieden auf die Heimreise und schickte mir am nächsten Tag die notwendigen Dinge nach. Nun war ich am Ziel meiner Wünsche, als ich mich in einer Malerschule sah. Ich fühlte schon im Voraus das Vergnügen, Fortschritte im Zeichnen zu machen, besonders mich im Malen zu üben, worin mir noch die Übung fehlte. Ich versah mich zunächst mit einer Palette, Pinseln, einer Leinwand und Farben, deren Zubereitung nach der Natur jeder einzelnen mir Herr Kuhn beibrachte, ihre Mischung und ihre Verwendung, wie man sie in verschiedenen Fällen gebrauchen mußte oder konnte.

Von diesem Augenblick an begann ich ungeduldig unter Anleitung meines Lehrers, einige Partien eines Bildes zu kopieren und diese erste Arbeit mißfiel ihm nicht; seitdem hatte ich den Ehrgeiz und die Zuversicht, mich ständig zu verbessern. Das Haus des Herrn Kuhn, wenn es auch in einem bescheidenen Stadtteil lag, war hübsch; es lehnte sich mit seinem Garten gegen den Kirchberg, einen großen Berg, wo man zu meiner Zeit Silberminen ausbeutete. Das Atelier dieses Hauses war großartig, es war ein großer, gut beleuchteter Saal und für gewöhnlich mein glücklicher Aufenthaltsraum. Die Stiche, die mein Meister aus Holland mitgebracht hatte, lagen in einer Kassette und standen mir stets zur Verfügung. Ich vergnügte mich mit ihnen aufs angenehmste, besonders nachdem ich den größten Teil des Tages mit Malen oder Zeichnen zugebracht hatte. Doch hatte ich schließlich wenig Unterhaltung, denn der junge Mann, der mein Kamerad sein sollte, kam nur selten; er pflegte nur wenig die Anlagen, die ihm die Natur gegeben hatte. Doch da sich mein Meister viel mit meiner Kunst beschäftigte, war ich in jener Zeit glücklich, mehr vielleicht, als ich es je gewesen.

Ich wurde von meinem Meister geliebt, von seiner Mutter und vom Dienstmädchen. An schönen Tagen, gegen Abend, nahm ich mein kleines Gewehr und ging auf die Jagd, von der ich oft nichts mitbrachte als Staub auf meinen Kleidern. Oft begab ich mich auch in die Tiefe der Minen des Berges, von den Bergleuten selbst geführt, die mich alle kannten und mir manchmal gerne Modell standen. Ihre Sorglosigkeit ist einzigartig, es ist kaum möglich, unbekümmertere Leute mit soviel Humor anzutreffen als diese Kumpel. Fast alle sind Musiker, ihre Instrumente scheinen älteren Datums zu sein, wie sie sie von ihren Vorfahren geerbt haben. Wenn sie ohne Arbeit sind, sind sie ohne Besorgnis. Sie spielen fast immer improvisiert in den Schenken Komödie. Ihre Tänze, nach der Musik ein wenig ländlich, sind nicht ohne Anmut, sie sind merkwürdig und passen nur zu ihnen. Ich war gern mit ihnen zusammen. Und wenn ich die felsigen und malerischen Höhlen zeichnete, die sie in der Tiefe des Berges gemacht hatten, um im Inneren die Erze zu suchen, hielten sie ihrerseits an und sahen zu. Sie erzählten mir auch tausend Geschichten von Geistererscheinungen, von Gespenstern oder göttlichen Hütern, die eifersüchtig die wertvollen Schätze in der Tiefe des Berges hüteten; Wächter, die ihnen bald günstig gesinnt seien oder sie bald grausam narrten. Erst bei Einbruch der Nacht verließ ich meine Zeichnungen und diese fröhliche Gesellschaft und eilte nach Hause; und dann zeigte ich die fertigen Zeichnungen Herrn Kuhn, der mir seine Meinung darüber sagte und mich sehr ermutigte.

Zu jener Zeit bat ich auch Herrn Kuhn, mich die Ruinen der alten Burg Blankenstein besuchen zu lassen, die nicht weit entfernt von Gladenbach auf einer Höhe hinter dem neuen Schloß lag, wo ich sehr gerne Zeichnungen machen wollte. Er führte mich tatsächlich eines Tages dorthin, und da es sehr heiß war, begaben wir uns in ein Dorfwirtshaus in einem Tal hinter den Ruinen, um uns zu erfrischen. Es war ein Sonntag und die Schenke war mit Bauern gefüllt, die ihr Bier tranken. An einem Tisch

saßen mehrere, die lebhaft diskutierten und sich bald in den Haaren lagen. Wir verließen unseren Tisch, um zur Tür zu kommen; da ich anhielt, zog mich Herr Kuhn fort, um aufzubrechen; aber ich gehorchte nicht. Ich wollte zuschauen und sah wirklich schreckliche Mienen, Fäuste ins Gesicht fliegen, in den Magen, drohendes Gegenübertreten, zerrissene Kleider, Bänke, Krüge und Tische umgeworfen, das Dazwischentreten derer, die die Kämpfer zu trennen suchten. Wir hörten Flüche dieser rasenden Akteure und die Schreie der Wirtin, der Kellnerin und des ganzen Hauses. Nach viel Lärm kehrte endlich Friede ein; ich verließ meinen Beobachtungsposten und wir gingen heim. Während der Abendmahlzeit sprachen wir nur von dieser tragisch-komischen Szene; ich träumte aber bereits, davon eine Zeichnung zu machen. Schon am nächsten Morgen begann ich sie auf einem großen Bogen aus holländischem Papier. Und wenn ich auch den Akteuren die ausgeprägtesten Züge geben wollte, fühlte ich nicht weniger mein eigenes Unvermögen. Trotzdem zeigte ich meine Zeichnung meinem Meister und einigen Bewohnern der Stadt, die uns gewöhnlich besuchten. Doch die einen lachten nur darüber, die anderen schienen unbeeindruckt oder kalt, je nachdem jeder von der bäuerlichen Auseinandersetzung betroffen war. Doch war dieses Ereignis wegen der Nähe jenes Dorfes schon bei vielen Einwohnern der Stadt bekannt, und man war gleichermaßen darüber informiert, daß ein Schüler des Herrn Kuhn als Augenzeuge den Kampf in einer Zeichnung festgehalten habe, so daß einige neugierige Bewohner es betrachten kamen. Unter ihnen befand sich ein Jude, der Herrn Kuhn in Amsterdam kennengelernt hatte, wo er als ein Muster an Wissen und Tugend galt, und wo er auch von mehreren Malschülern mit dem Verdienst eines Küsters in die deutsche Synagoge berufen wurde, die in dieser großen Handelsstadt einen respektablen Ruf genoß. Dort verschwand er nach einiger Zeit der Tätigkeit aus nur ihm bekannten Gründen und zog sich in seinen Geburtsort Gladenbach zurück. Als dieser ehrenwerte Mann meine Zeichnung lange betrachtet hatte, bot er mir wohlwollend dafür einen halben Gulden; doch ein Krämer riß sie dem Juden brüsk aus den Händen, drehte sie nach allen Seiten, ohne sie richtig anzusehen, und bot mir einen Taler, den ich annahm. Danach legte er die Zeichnung auf den Tisch, faltete sie achtfach zusammen, steckte sie in die Tasche und kehrte heim. Man sagte mir, daß der Krämer noch am gleichen Tag meinem Werk die Ehre erwiesen habe, es im Innern seines Ladens an die Wand zu heften, zusammen mit mehreren alten kolorierten, aber vom Rauch geschwärzten Holzschnitten, die der Besitzer sehr schätzte.

Der Krämer war mit seinem Taler nicht betrogen, denn viele Leute kamen zu ihm und kauften Gewürznelken, Pfeffer, Senf und andere Nahrungsmittel; aber ihr Ziel war, die Prügelszene der Bauern zu sehen, die ihnen fast alle gut bekannt waren und deren Gesichter sie erkennen zu können glaubten, die zwar durch die Wut entstellt, aber in der Zeichnung doch sehr markant ausgedrückt erschienen. Die Spekulation des Krämers war richtig gewesen: er verdiente mehr als er ausgegeben hatte, und ich besaß außer meinem bei den Leuten begründeten Ansehen den ersten Taler, zu dem mir mein noch schwaches Talent verholfen hatte.

Es gab manchmal Augenblicke, in denen ich meinen Meister auf den Beinen schwanken sah. Es ist nur, sagte ich mir, weil er den ganzen Tag vor seiner Staffelei sitzt, ohne etwas zu arbeiten. Es muß ein Fehler in seinem körperlichen Befinden sein, der ihm eine solche Schwäche verursacht! So dachte ich zunächst. Als ich in der Folgezeit diesen Zustand aufmerksamer beobachtete, entdeckte ich innerhalb weniger Tage mit Sicherheit, daß er mit seiner Mutter Ärger hatte, weil sie ihm jeglichen Alkohol verbot. Er hatte seit einiger Zeit maßlos zu trinken begonnen. Das alles bereitete mir Kummer. Mein Meister war schlechter Laune; seine Freundschaft hatte ich nötig und um sie zu erhalten, brach ich meinen Taler an und kaufte auf meine Kosten in der Stadt Schnaps, den er übermäßig und heimlich trank. Er schwankte noch mehr und wurde seiner Mutter gegenüber noch ausfälliger.

Zu der Zeit lud mein Vater Herrn Kuhn ein, zu uns zu kommen und so lange zu bleiben, wie es ihm beliebe und wie er bei uns sein Vergnügen fände. Das schien ihm Freude zu bereiten. Wir begaben uns bei wunderbarem Wetter heim und wurden von meinem Vater und meiner Stiefmutter, einer so guten und ungewöhnlich tüchtigen Frau, gut aufgenommen. Mein Meister betrug sich anständig und war voller Höflichkeit. Er wurde nicht nur in unserem Haus, sondern auch von den Fremden, die dort oft zusammenkamen, geschätzt. Alles ging wunderbar und bereitete mir besondere Freude. Auch Herr Kuhn schien zufrieden mit der Aufmerksamkeit, mit der er empfangen worden war, und mit der Art, mit der er während seines Aufenthaltes in unserem Haus behandelt wurde. Er zeigte seine Zufriedenheit meinem Vater beim Abschied mit allem Anstand an. Nachdem ich meinen Vater, wie auch meine Verwandten, umarmt hatte, kehrten wir nach Gladenbach zurück, wo wir alles in Ordnung vorfanden. Doch nach einigen Tagen bemerkte ich die schlechte Stimmung meines Meisters, der mir sagte, er habe gehofft, von meinem Vater soviel Schnaps wie möglich zu bekommen, wo er ihn in absoluter Sicherheit hätte trinken können, ohne daß es seine böse Mutter hätte erfahren können. Dieser Vorwurf erschien mir unbescheiden und sogar ungebührlich. Ich verteidigte ohne Bitterkeit die Ehre meines Vaters, der, wie ich sagte, seine Wünsche nicht hätte erraten können, doch, wenn er sie mir anvertraut hätte, hätte mein Vater sich gerne die Freude gemacht, ihn zufriedenzustellen.

Da ich in meiner Situation fürchten mußte, bei meinem Meister in Ungnade zu fallen, mußte ich mich zurückhalten und unsere Unterhaltung beenden. Danach stellte sich das Einvernehmen zwischen meinem Meister und mir wieder ein, doch war es nicht die gleiche freundschaftliche Bindung wie zuvor, obgleich ich ihm, ohne Wissen seiner Mutter, nach seinem Verlangen Branntwein besorgte, der seiner Gesundheit ebenso schädlich war, wie es diese Käufe für meinen kleinen Geldschatz waren. Vielleicht tat ich unrecht, so zu handeln. Jedenfalls war auf diese Weise für einige Zeit der Friede im Haus gewahrt. Als es indessen kaum noch möglich war, meine Opfer weiter zu treiben, riefen die Forderungen des Sohnes und die Verbote der Mutter so heftigen und schrecklichen Streit hervor, daß ich oft, soviel es mir möglich war, Einhalt zu gebieten suchte. Doch

da die Ruhe nur vorübergehend war und ich fast nicht mehr studierte, schrieb ich meinem Vater einen Brief, den die Frau des Leinwebers Kranich sich zu überbringen anbot. Ich teilte ihm mit, daß es fast nicht mehr möglich sei, in einem Haus zu bleiben, in dem es nichts als Streit gab, aber keinen Nutzen in der Fortbildung einer Kunst, die mein Glück und meine höchste Freude ausmache, und ich bat ihn inständig, mich holen zu lassen.

Während ich eine Antwort oder einen günstigen Bescheid meines Vaters erwartete, wohnte ich der neuen Eröffnung eines Stollens bei, die die Bergleute in der Nähe von Herrn Kuhns Haus, und zwar unterhalb des großen Weges, vornahmen, um von dort in das Innere des Kirchbergs einzudringen. Ich untersuchte die weißlichen und glatten Steine, die sie hinauswarfen, und fand, daß sie ziemlich weich waren, so daß sie leicht bearbeitet werden konnten. Ich nahm also einen dieser Steine und meißelte, so gut es möglich war, auf eine Seite das Relief eines menschlichen Fußes. Um die frischen Spuren meines scharfen Instrumentes zu verwischen, rieb ich mein Werk mit Sand ab und legte es wie zufällig zwischen die Steine am Wegesrand. Ich wünschte inständig, daß es dort gefunden werde. Dies geschah wirklich, und es wurde bald darauf zu Herrn Kuhn gebracht, als gerade mehrere Beamte des Fürsten bei ihm waren. Sie bewunderten das angebliche „Spiel der Natur" und beschlossen, es dem Fürsten anzubieten als eine der großen Merkwürdigkeiten, die seiner Beachtung wert seien. Ich hütete mich wohl, den Hersteller zu nennen, doch im Innern fühlte ich einige Genugtuung über meinen kleinen Schwindel. Ich dachte sogar, daß manche Dinge, die man in Kuriositätenkabinetten findet, ähnlichen Ursprungs sein könnten.

Endlich kam ein Knecht meines Vaters geritten, um mich zu holen. Er hatte außer einem Geschenk einen Brief an Herrn und Frau Kuhn bei sich, der voller Dankesbezeugungen für die Aufmerksamkeit war, die sie seinem Sohn hätten zuteil werden lassen für die Zeit, in der er das Glück hatte, bei ihnen zu wohnen. Doch gäbe es jetzt gewichtige Gründe, ihn zurückzuholen, besonders, damit er seine Studien vollende.

Das Geschenk wurde angenommen; der Brief mit lauter Stimme von Herrn Kuhn vorgelesen, der seine Augen bald zur Decke, bald auf den Boden richtete und seine Lektüre beendete, indem er sich den Kopf kratzte, doch nichts weiter sagte; seine Mutter, eine in jeder Hinsicht prächtige Frau, vergoß Tränen.

Unterdessen wurde mein Gepäck hergerichtet; ich nahm mit einigem Bedauern Abschied vom ganzen Haus, in dem ich mehr Freude als Leid erfahren hatte, und begab mich zu meinem Vater, der mich freundlich empfing. Da zeigte ich ihm, was ich mitgebracht hatte: Zeichnungen, Entwürfe, und vor allem das Porträt von Ludwig XIV. in großer dunkler Perücke, das ich nach einer Kopie, die von Herrn Kuhn in Holland nach einem ausgezeichneten Original gemacht worden war, kopiert hatte. Mein Vater schien mit meinen Arbeiten zufrieden. Ich zeigte meine Werke auch Edelleuten, Bürgern, Bauern und anderen feinsinnigen und klugen Kennern, die sie, ohne zu wissen warum, bewunderten. Ich muß jedoch von

diesen Leuten einen alten Invaliden ausnehmen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, der in seiner Jugend ein widerspenstiger Lehrling eines guten Perückenmeisters aus Wetzlar gewesen war. Er gab mir nämlich so kluge und bemerkenswerte Hinweise über die Locken der königlichen Perücke (Ludwigs XIV.), daß ich ihm hier selbstverständlich Dank sagen muß.

Nun war ich also wieder im väterlichen Haus, wo mir die Ruhe unerträglich war. Ich dachte an Mittel und Wege, mich zu beschäftigen; nur die Oberflächlichkeit konnte mich befriedigen und gefiel mir unendlich. Ich hatte in Gladenbach gejagt, nun wollte ich es bei uns mit dem Angeln versuchen, wenn es auch strikt verboten war. Das beunruhigte mich. Indessen ersann und versuchte ich einige Erfindungen, und endlich gelang es mir, zwei verschiedene so kleine Angelgeräte herzustellen, daß ich sie bequem unter meinen Kleidern versteckt tragen konnte. Damit versehen begab ich mich oben an unser Flüßchen, und dort, von den Weiden und dem Buschwerk auf beiden Seiten verdeckt, setzte ich meine Geräte in Tätigkeit und fing in kurzer Zeit sehr viele ausgezeichnete Forellen, die ich im Triumph nach Hause trug, ohne daß es jemand bemerkte. Mein Vater war mir aber auf die Schliche gekommen und er verbot mir streng, weiter so zu wildern. Er hatte recht, ich mußte ihm gehorchen.

Was sollte ich nun in einer solchen Lage tun? Ich hatte zwar meine Palette und die Pinsel mit heimgenommen, doch fehlte mir noch vielerlei, sie zu gebrauchen. Ich wurde müßig und faul; wenn ich auch oft zeichnete oder las oder schlechte Verse zusammenstümperte, so konnte mich dieses Durcheinander nicht befriedigen. Es fehlte mir etwas, was ich kaum erklären konnte. Gelegentlich, um mich abzulenken, begab ich mich indes zur Eisengießerei, die drei Schuß weit von uns entfernt lag. Dort beobachtete ich die verschiedenen Handhabungen der Gießer, aus denen sie kein Geheimnis machten, wie aus dem Roheisen Kessel und Töpfe von schöner Form und großer Vollendung entstehen. Sie kannten mich alle. Ich wagte sie um Amalgam, das sie zur Herstellung der Formen, Matrizen und Gußformen gebrauchten, zu bitten; ich gestand ihnen, daß ich aus Neugier im Kleinen das machen wollte, was sie im Großen so gut zum allgemeinen Nutzen produzierten. Sie gaben mir davon und berieten mich nach meinen Wünschen mit Bereitwilligkeit. Ihren Unterweisungen entsprechend begann ich meine Arbeit und bekam zu meiner Zufriedenheit aus dem Guß einiger Stücke englischen Zinns mehrere Geräte und besonders hübsche Glöckchen, die ich mit kleinen Schwengeln versah. Dies alles diente aber nur zur Unterhaltung oder zur Erheiterung meiner kleineren Brüder für wenige Tage. Mein Vater sah zu und ließ mich gewähren, um so mehr als er wußte, daß ich zu nichts Schlechtem neigte. Er hoffte, daß diese mannigfachen Ideen und diese Unstetigkeit in meiner Arbeit mit der Zeit ganz natürlich nachlassen würde und mich für immer an eine nützliche und ehrenhafte Aufgabe binden könnte. Doch war die Hoffnung meines Vaters noch weit davon entfernt, Wirklichkeit zu werden, denn seit einiger Zeit stellte ich unaufhörlich Betrachtungen über die Kupferstichkunst an. Ich wußte zwar, wie man Kupfer verwendet; doch wie

waren die Instrumente beschaffen, die man nötig hat, um die Rillen zu gravieren, die die Druckerschwärze aufnehmen und sie an das Papier wieder abgeben müssen? Ungeduldig stellte ich mir diese Frage. Wie sollte ich sie lösen? Glücklicherweise erinnerte ich mich an kleine Gegenstände aus Messing in unserem Haus, auf denen Ornamente eingraviert waren. Ich untersuchte diese Gravierung und sah überrascht, daß die Einschnitte dreieckig waren; also mußten die Grabstichel diese Form haben und auch sehr scharf sein. Nach dieser Entdeckung stellte ich ein Modell in Buchsbaumholz her, nach welchem der Messerschmied aus der Nachbarschaft mir zwei Stichel aus Stahl von ausgezeichneter Härte machte. Ich versah sie mit einem Heft und schärfte sie zuerst an einem sehr harten Stein; hinterher nahm ich einen weicheren Stein. Das setzte mich nun in die Lage, meine Stichel an Messing zu versuchen; ein Versuch, der abgesehen von einigen Flüchtigkeiten nicht gar so schlecht gelang und mir die Hoffnung gab, es immer besser zu machen.

Ich wollte nun meine Versuche mit Kupfer fortsetzen. Somit brauchte ich welches. Glücklicherweise lieferte mir ein alter zerlöcherter, verbeulter und weggeworfener Kupferkessel einige Stücke, die ich in rechteckige Stücke teilte und glatt hämmerte, um sie so brauchbar wie möglich zu machen. Aber das genügte nicht. Wieviel Zeit habe ich nicht mit der Geduld eines Robinson darauf verwandt, sie zu polieren, sei es mit feinen Steinen, sei es mit Kohle oder weißem Kreidepulver. Bevor ich nun die Kupferplatte mit meinen Sticheln bearbeitete, hatte ich auf eines der Stücke einen bärtigen Kopf mit einer Bärenfellmütze gezeichnet. Ich mußte jetzt nur den Spuren meiner Zeichnung nachgehen und dort mit dem Druck meines Handgelenkes meine Stichel führen, was für eine solche Sache so neu war. Wenn die Gravur noch nicht sehr gut war, so war sie immerhin einigermaßen gelungen. Danach überkamen mich neue Sorgen. Ich wünschte brennend einen fertigen Kupferstich von meiner Gravur; aber ich hatte keine Presse; die Konstruktion einer solchen war mir unbekannt. Trotz dieses Hindernisses verlor ich nicht den Mut. In einem unserer Gebäude befand sich eine Obstkelter mit einer ungeheuren Presse, die ich einsetzen wollte, um zu sehen, ob es mir damit möglich sei, mein Ziel zu erreichen. Weiter noch fehlte mir Druckerschwärze. Ich stellte sie aus Fett und Ruß her, die ich in die Vertiefungen meiner Platte einrieb und nachher mit trockenem, weißen Papier bedeckte. Als ich alles sorgfältig unter die Presse gelegt hatte, drehte ich sie mit der ganzen Kraft, deren ein junger Mensch nur fähig ist, fest. Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich das Papier von der Presse abzog? Es war nur schmutzig und keine Spur einer Gravur zu sehen. Was für Überlegungen mußten nun wieder angestellt werden? Ich sagte mir, daß das Schwarz sicher mit anderen Zutaten hergestellt werden müsse. Nach dieser Idee nahm ich dickes Öl und Elfenbeinschwarz, das ich von der Malerei wohl kannte, und stellte daraus eine Masse her, die ich in die Vertiefungen meiner Platte einrieb, die ich dieses Mal mit feuchtem Papier bedeckte. Während ich sie wie zuvor unter die Presse steckte, half einer der Knechte mit herkulischen Kräften, sie zu drehen. Dieser außerordentliche Druck hatte einigen Erfolg, denn als ich das Papier seinem Leiden entzog, sah

ich mit väterlichen Gefühlen die Spuren meiner Gravur, die allerdings nicht vollkommen ausgeprägt waren, aber doch gut genug, um mir Freude zu bereiten. Sie war, wie ich meine, ebenso groß wie die eines alten Alchimisten, der plötzlich nach jahrzehntelanger Mühe ruft: „Was sehe ich? Kleine leuchtende und strahlende Sterne in meinen schwärzlichen erkaltenden Schlacken! Mein Glück ist gemacht! Noch etwas Ausdauer und Arbeit, und ich werde ein Gold in meinen Händen halten, das so vollkommen und rein ist wie die Strahlen der Sonne." Welch ein Kummer, wenn sich der gute Mann geirrt hatte!

Ich gab indes meine Versuche auf und fühlte mich so frisch, eifrig und unermüdlich wie ich war; ich gestattete mir, ernstlich an das Angenehme zu denken, indem ich es mit dem Dauerhaften verband, was mich trotz der weitentfernten Aussicht nicht hindern konnte, einen Weg einzuschlagen, den ich in meiner Vorstellung zu entwerfen begann. Zum Beispiel malte ich mir aus, daß mein Vater mir erlauben würde, mich für meine weitere Ausbildung nach Nürnberg oder Augsburg gehen zu lassen, in zwei Städte, in denen es an Malern, Kupferstechern und Druckern von Kupferstichen nicht mangelte; doch wagte ich noch nicht, ihm davon zu sprechen. Ich wartete vielmehr auf einen günstigen Augenblick, den der Zufall mir geben konnte, um es mit Erfolg zu bewerkstelligen. Da trat ein unvorhergesehenes Ereignis ein, das mir Stillschweigen auferlegte.

Ein in Deutschland berühmter Büchsenmacher namens Peter Wittmann [39]) aus Gießen kam in unser Haus mit einer silberbeschlagenen Büchse, die er für einen Edelmann aus unserer Gegend angefertigt hatte. Er zeigte diese Büchse meinem Vater, der sie schön fand und hauptsächlich bei den Gravierungen, mit denen das Stück verziert war, verweilte. Er sagte, daß sein ältester Sohn sich außer mit Zeichnen und Malen auch manchmal mit Gravieren die Zeit vertreibe. Daraufhin hatte Herr Wittmann Lust, etwas von meiner Arbeit zu sehen; ich zeigte ihm das beste, was ich hatte. Er betrachtete es lange und sagte schließlich zu meinem Vater, daß, falls er mich zu ihm schicken wolle, mir keine Gelegenheit fehlen würde, mich zu üben und mein Talent in der Praxis zu vervollständigen. Mein Vater, der merkte, daß mir das Freude machen würde, antwortete, daß er darüber sehr geschmeichelt sei, und schon acht Tage später brachte er mich zu Wittmann, wo ich sogleich in meine Arbeiten eingewiesen wurde. Zunächst hatte ich Grabstichel aus verschiedenen Metallen anzufertigen, anders allerdings als die meiner eigenen Erfindung. Ich machte das so gut, daß man keine Ungeschicklichkeit an mir bemerken konnte. Meine Arbeit gefiel Herrn Wittmann, der hoch erfreut war, weil er sich dadurch im Gravieren der Ornamente entlastet sah. Er nahm stets viel Rücksicht auf mich; er gewährte mir auf meine Bitte sogar das Vorrecht, jeden Samstag zur Obermühle nach Königsberg zu gehen und dort den Sonntag zu verbringen, meinen Vater, meine Verwandten, meine alten Schulkameraden zu sehen und ein Mädchen, das mir schon seit meiner Kindheit besonders

[39]) Während Wille aus der Erinnerung heraus seinen Meister „Witemann" nennt, bedienen wir uns der noch heute hier geläufigen Namensform „Wittmann".

lieb war. Erst am Montag kehrte ich nach Gießen zurück. Im allgemeinen sah ich mich im Hause Wittmann wohl gelitten, wo ich mich, abgesehen von einigen Bubenstreichen, nicht schlecht benommen habe. Indessen konnten mich weder die Anerkennungen, die ich erhielt, noch die Lobsprüche für mein Geschick daran hindern, mich nach einer Betätigung umzusehen, die der Übung meiner Talente mehr entspräche und weniger auf das beschränkt bliebe, was mich hier beschäftigte und mich allmählich recht sehr langweilte. Ich war sogar erstaunt, daß es mir trotz meines unsteten Wesens möglich gewesen war, soviel Beständigkeit aufzubringen, nichts anderes als Jäger, Jagdhunde, wilde Tiere und andere Arten von Ornamenten auf Jagdwaffen zu gravieren. Endlich beschloß ich ernsthaft wegzugehen.

Unter den Gesellen der Wittmannschen Werkstatt befand sich ein Sohn des Büchsenmachers beim Fürsten von Nassau-Usingen namens Leim. Auf Betreiben eines Vaters versuchte er seit einiger Zeit, mich abspenstig zu machen. Immer wieder stellte er mir so verlockende Aussichten vor Augen, daß ich ihm endlich die Zusage machte, zu ihm zu kommen und mich unverzüglich zu meinem Vater zu begeben. Er war mit dem Handel zufrieden und reiste voran. So nahm ich Abschied vom guten Herrn Wittmann, der darüber sehr betroffen schien; mit traurigem Gesicht sagte er mir, daß, falls ich nach einiger Zeit der Abwesenheit zu ihm zurückkommen wolle, er mir, wenn ich es wünschte, seine Tochter zur Frau geben würde. Das konnte mir nur schmeicheln, um so mehr, als sie ein hübsches und braves Mädchen war. Ich dankte ihm dafür sehr herzlich und machte ihm Hoffnung. Nach dieser Trennung begab ich mich ins väterliche Heim, wo ich mich für die Reise nach Usingen vorbereitete, wo auch alles erledigt wurde. Ich nahm Abschied von meinem verständnisvollen, rechtschaffenen Vater, der mir seit meiner Kindheit so viele Beweise wahrer Freundschaft gegeben hatte [40]) und der mich nun mit aufrichtigem und bewegtem Herzen umarmte. Konnte ich da ungerührt bleiben? Endlich sagte ich allen meinen Lieben Adieu und ging.

Ich hatte natürlich vorher dem Sohn des Büchsenmachers nach Usingen geschrieben und ihn gebeten, mir an einem bestimmten Tag bis zu einem bestimmten Gasthaus in Butzbach entgegenzukommen. Er kam auch wirklich, und am gleichen Tag kamen wir bei seinem Vater an, der mich mit viel Herzlichkeit empfing [41]). Der Fürst hatte ihn beauftragt, eine Reihe von Feuerwaffen aufs beste und vorzüglichste zu verzieren. Und ich war es, den er bestimmt hatte, die kunstvollsten Teile der Arbeit auszuführen. Schon am nächsten Vormittag begann ich meine Arbeit, mit der selbst der Fürst, der oftmals kam, um den Fortgang der Arbeiten zu beobachten, so zufrieden zu sein schien, daß er mich mit schmeichelhaften Worten bedachte. Er fügte hinzu, es wäre gut für mich, eines Tages aufs Schloß zu

---

[40]) Angesichts dieser Liebe und Verehrung bezeugenden Erinnerung vergleiche man das Zerrbild, das Glaubrecht in seiner Erzählung von Willes Vater entworfen hat, der aus Verständnislosigkeit in seinem unsteten Sohn nur einen „Ungeratenen" gesehen habe.

[41]) Die Wegstrecke von Bieber über Gießen und Butzbach bis Usingen beträgt rund 50 km. Sie war in einem eintägigen strammen Fußmarsch wohl zu schaffen.

kommen, um dort den Ball mitzuerleben, den er geben würde. Nach dem Dank, den ich dem Fürsten schuldete, begab ich mich meiner wißbegierigen Natur entsprechend dorthin, und es war der erste großartige Ball, den ich erlebte.

Während jenes Winters machte ich die Bekanntschaft eines aus Gießen stammenden jungen Mannes, der beim Hofgoldschmied arbeitete. Bald bestand Vertrauen und Freundschaft zwischen uns. Ich sprach oft mit ihm in der Unterhaltung über die Vorteile, die talentierte Männer auf den Reisen, besonders in Länder, wo sie gut ausgebildet, geehrt und belohnt werden, haben könnten. Ich fügte hinzu, daß ich mich fast schämte, noch immer zu Hause zu sitzen. Mein Freund hörte mir aufmerksam zu; als ich glaubte, ihn durch meine Rede mürbe gemacht zu haben, sagte ich ihm unumwunden, daß ich bei Frühlingsanfang nach Paris aufbrechen wolle [42]); es würde ihm nicht schaden, mich zu begleiten. Er besann sich zunächst, versprach es mir und hielt sein Versprechen wenigstens zum Teil.

In der Zwischenzeit besuchte mich mein verehrter Vater in Usingen; welche Freude war das für mich. Aber welche Trauer ergriff mich zugleich bei der zweiten Trennung. Es war das letzte Mal, daß wir uns umarmten [43]). Endlich kam der für die Abreise festgesetzte Termin; ich nahm Abschied vom Meister, der mir deswegen sein Bedauern ausdrückte. In diesem Augenblick schloß sich der Freund mir an, meine Börse war voll. Wir brachen auf und kamen über Homburg nach Frankfurt zu der Zeit der Ostermesse. Dort blieben wir zwei Tage, eigens um dort die Possenreißer, Marktschreier, Taschenspieler und ähnliche Akteure dieser Art zu sehen. Dieser Trubel in seiner Vielfalt gefiel uns und imponierte uns außerordentlich; denn das war etwas ganz Neues für uns junge Leute aus dem Lahntal.

Wir trafen dort auch ganz zufällig Herrn Wittmann, der besonderer Geschäfte wegen dorthin gekommen war. Wir grüßten uns freundschaftlich mit einem Glas in der Hand; zugleich gab ich ihm einen hübschen Gegenstand, den er auf meine Bitte von mir seiner Tochter überbringen sollte. Er versprach es mir und schien von meiner Handlungsweise entzückt; wahrscheinlich zweifelte er nicht, daß dies ein Liebespfand für seine Tochter sei.

Unterwegs wurden wir Zeugen eines einzigartigen Taschenspielertricks. Ein Individuum in Bauernkleidung mit glatt gebürstetem Haar, einen alten Hut auf dem Kopf, drängt sich durch die Menge. Dabei hustet und spuckt er auf die golddurchwirkte Weste eines Passanten, und darüber, wie ärgerlich, bittet er ihn um Entschuldigung, in der einen Hand den Hut, in der anderen das Taschentuch haltend, mit dem er den Speichel

---

[42]) Daß es sich um das Jahr 1736 handelt, erwähnt Wille am Schluß seiner Reisebeschreibung. Ältere Pläne, sich in Augsburg und Nürnberg fachlich zu vervollkommnen, sind also bereits hier zugunsten von Paris in den Hintergrund getreten.

[43]) Als Wille nach zehnjähriger Abwesenheit im Herbst des Jahres 1746 zu einem Verwandtenbesuch in die Heimat reiste, war der Vater, der im Jahre 1740 vorsorglich die Besitznachfolge im Mühlenbetrieb geregelt hatte, bereits gestorben.

von der Weste entfernt. Er verbeugt sich und verschwindet; der Passant will seine Uhr ziehen, sie ist nicht mehr da.

Endlich beschlossen wir, den Trubel des Marktes zu verlassen, wo zwar die anständigen Leute ihre Geschäfte auf ehrliche Weise abwickeln, wo die Spieler, die Gaukler, die Diebe, die Gauner, die Schwindler, die Taschendiebe ihr Gewerbe mit Kunst und Fingerfertigkeit ausführen und die einfachsten Spitzbuben sich überall herumdrücken. Doch dort beging auch ich eine Tat, die mir vergnüglich erschien, im Grunde aber peinlich war. Vor längerer Zeit hatte ich gerne wissen wollen, ob es nicht ein Mittel gäbe, das Geheimnis der Silberherstellung zu finden; nicht auf Grund verschiedener Systeme der Alchimisten, sondern durch Mischung metallischer Stoffe, die nach ihrer Affinität, ihrer spezifischen Natur, ihrem Gewicht und ihrer Farbe zusammengestellt würden. Nur wenig Feinsilber müßte man dabei verwenden, lediglich zu dem Zweck, die verschiedenen Metalle zu binden und der ganzen Masse ein wenig Geschmeidigkeit zu verschaffen. Nach dieser Überlegung hatte ich in Usingen verschiedene Rohstoffe zusammengestellt, die ich zum Erfolg meines Unternehmens für notwendig hielt. Aus dem Gußversuch erhielt ich einen hübschen reinen Barren, mit dem man Dummköpfe täuschen konnte. Diesen Barren bot ich mit einiger Geheimnistuerei einem alten Juden mit struppigem Bart und zerrissenem Mantel aus einst gutem Stoff an, der ihn in die Hand nahm, prüfte, nochmals prüfte, ihn in der Hand wog und mich arglistig fragte: „Was wollt Ihr dafür haben?“ „Sechs Gulden“, anwortete ich ihm. „Oh, oh, mein Herr“, schrie er, „Ihr Silber ist schlecht, sehr schlecht sogar, zu weit über den gültigen Preis gefordert. Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen nur 2 Gulden geben. Das ist nach bestem Wissen und Gewissen sehr gut bezahlt. Übrigens muß ich ja auch etwas verdienen. Jeder muß leben, und besonders der, der weder auf den öffentlichen Märkten noch in geheimen Händeln die Leute betrügt.“ Ich mußte mir das Lachen verbeißen und sagte ihm: „Hör zu, Moses, ich verlange keine Entschuldigungen und Erklärungen, sondern Geld.“ Endlich gab er mir zweieinhalb Gulden, die ich in meine Tasche steckte, wobei mein Gefährte, ein Goldschmied von Beruf, nicht aufhören konnte, sich über die Knappheit meiner Börse wie über die Jämmerlichkeit eines solchen Handels lustig zu machen.

Als unsere Abreise endlich beschlossen war, setzten wir unsere Reise fort. Doch ich sprach wenig, ich war mit peinlichen Überlegungen beschäftigt, und als wir auf der Mainbrücke waren, die den Vorort [44]) mit der Stadt verbindet, bat ich meinen Freund, dort einen Augenblick auf mich zu warten. Ich kehre um, suche meinen Juden in der Menge, entschlossen, meinen Barren zurückzunehmen und ihm sein Geld zurückzugeben, das schwerer auf meinem Gewissen als auf meiner Tasche lag. Aber alle meine Nachforschungen waren nutzlos, und ich hatte wirkliche Gewissensbisse.

Nachdem ich nach diesem Abstecher meinen Kameraden erreicht hatte, fragte ich ihn, ob es nicht vorzuziehen sei, statt von Frankfurt direkt zum

---

[44]) Sachsenhausen.

Rhein aufzubrechen, uns zunächst nach Darmstadt zu begeben, der Residenz unseres Landesherren, um dort das berühmteste Glockenspiel Deutschlands anzuhören. Er erwiderte, er sei entzückt und fände meine Idee ausgezeichnet, er heiße sie um so mehr gut, da er ein Musikliebhaber sei. Daraufhin schlugen wir eine schöne Straße ein, an deren beiden Seiten Nußbäume gepflanzt waren; gegen Abend erreichten wir die Stadt, wo wir zuerst das Neue Schloß des Fürsten anschauten, das nach einem wunderbaren Plan begonnen worden, aber noch nicht vollendet war [45]). In diesem Augenblick begrüßten uns die Klänge des Glockenspiels und überraschten uns angenehm, erfreuten uns während des Abendessens und fast die ganze Nacht; das war wieder etwas Neues für uns.

Am nächsten Morgen brachen wir auf und kamen nach Gernsheim, einer am Ufer des Rheins gelegenen Stadt, wo wir mit Ergriffenheit rauchgeschwärzte große Ruinen, Spuren des Krieges [46]) in dieser Gegend, erblickten. Sodann überquerten wir den vielgepriesenen Fluß mit einem Fährboot. Glücklich auf der anderen Seite angekommen, wanderten wir nach Oppenheim, dessen hohe Türme und starke Mauern zerstört oder niedergerissen waren [47]).

Worms, die früher berühmte und reiche, vor sehr langer Zeit in dieser schönen Landschaft erbaute Stadt, erschien uns beim Betreten in einem beklagenswerten Zustand [48]). In den Pfälzischen Kriegen um 1689 niedergebrannt und verwüstet, zeigten die Reste ihrer rauchgeschwärzten Tore, Kirchen und öffentlichen Gebäude noch, daß dies alles einst solide und prächtig gewesen war, zwar im gotischen Stil errichtet, dem Geschmack der Erbauungszeit entsprechend. Der Dom dort hat nichts Bemerkenswertes zu bieten: er ist ebenfalls im gotischen Stil erbaut [49]).

Das Zentrum der Stadt hatte man etwas aufgebaut. Die neue lutherische Kirche, in modernem Stil, schien uns eine angenehme Form zu haben. Der Wirt, bei dem wir wohnten, sagte uns, daß es dort Gemälde gäbe und bot sich an, uns hinzuführen, falls wir sie gerne sehen wollten. Wir nahmen sein Angebot mit Freude an; beim Eintreten ins Kirchenschiff sahen wir zuerst, dem Chor gegenüber, an der Wand ein Fresko, das die von Karl V. zusammenberufene Versammlung zeigte. Der Kaiser, in ihrer Mitte sitzend, schien aufmerksam dem berühmten Disput zwischen Luther

---

[45]) Zur Datierung der hier und im folgenden zitierten Baualtertümer vgl. mit weiteren Literaturangaben: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 4, Hessen, 1960.

[46]) Unser hessischer Landsmann begegnet hier erstmalig den noch nach einem halben Jahrhundert kaum vernarbten Wunden des Pfälzischen Krieges von 1688—97 (Vgl. gleichfalls: Historische Stätten).

[47]) Hier muß unserem greisen Erzähler ein Irrtum unterlaufen sein. Möglich, daß die Stadt Oppenheim im ursprünglichen Reiseplan als Rheinübergangsstation vorgesehen war. Im Rahmen der abgeänderten Route von Darmstadt über Gernsheim nach Worms hätte ein Besuch von Oppenheim unseren Wanderern bei einem Tagespensum von 42 km einen Umweg von weiteren 50 km eingetragen.

[48]) Über die Schicksale der Städte links des Rheins vgl. außer: Historische Stätten, Bd. 5, 1959, Rheinland, Pfalz, Saarland sowie Bd. 6, 1965, Baden-Württemberg, jetzt auch: W. Hotz, Handb. d. Kunstdenkmäler i. Elsaß u. i. Lothringen, 1965.

[49]) Die heute selbstverständliche Differenzierung von romanischen und gotischen Stilelementen hat Wille damals noch nicht durchgeführt.

und Eck über die Dogmen zuzuhören. Im Chor hing hoch über dem Hauptaltar ein Bild, das das Osterfest darstellte, welches Christus mit seinen Jüngern feierte. Im Inneren des Chores sieht man die 12 Apostel mit ihren Symbolen. Alle diese Gestalten, kleiner als in natürlicher Größe, sind in Öl gemalt.

Wir verbrachten in dieser Stadt die Nacht. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß es hier Mönche gäbe, die eigenen Wein für zwei Kreuzer den Schoppen anböten; wir waren neugierig, ihn beim Essen zu probieren, um unser Essen, frische Brötchen, mit denen unsere Taschen gefüllt waren, zu vervollständigen. Bald an der Klosterpforte angekommen, läuteten wir mehrmals. Endlich öffnete ein rotwangiger und dicker Mönch die Türe; er schien schlechter Laune zu sein, rieb sich die Augen, ohne uns anzusehen und sagte: „Wie kann man am frühen Morgen schon so großen Durst haben!" Es war freilich noch keine neun Uhr. Trotzdem gab er uns in einem hellen Steingutkrug ein gutes Maß, das wir unmöglich ganz leeren konnten, zumal der Wein schlecht war. Wir sprachen darüber mit einem Bürger dieser Stadt, der uns begleitete. „Ach", antwortete er, „diese Mönche haben ihre Keller voller ausgezeichneter Weine; doch sind sie nicht so dumm, davon abzugeben, sie behalten sie für ihre eigenen Kehlen und schenken den schlechten an die aus, die nichts davon verstehen."

Von Worms begaben wir uns nach Frankenthal, einer in einem bezaubernden Landstrich gelegenen Stadt, früher stark befestigt, war sie oft, teils durch die Spanier, teils durch die Schweden oder durch die Kaiserlichen, erobert und zurückerobert worden, so daß die Wälle nach so vielen Zerstörungen nicht mehr intakt waren. Als wir gegenüber von Mannheim ankamen, das sich unseren Augen mit dem kurfürstlichen Schloß und seinen prächtigen Befestigungen darbot, beschlossen wir, dort hinzugehen. Sogleich überquerten wir vergnügt den Rhein auf der Schiffsbrücke, die von einem Fort geschützt wird. Wir betraten eine Stadt, die schön und regelmäßig gebaut ist, deren breite und gradlinige Straßen uns viel schöner erschienen als alle die, die wir anderswo durchquert hatten.

Als wir meinten, daß es höchste Zeit zum Essen sei, betraten wir eine Wirtschaft, deren Wirt, ebenso witzig wie wißbegierig, ohne Umschweife fragte, ob wir von der Frankfurter Messe kämen; ob wir bei unserer Geschicklichkeit dort guten Erfolg und Gewinn gehabt hätten, in einem Wort, ob wir zufrieden seien, dort gewesen zu sein. Da diese Frage mir indiskret erschien, fragte ich ihn, vielleicht ein wenig keck, ob er uns kenne, daß er wisse, welche Talente wir besäßen. „Ah", antwortete er, „ich sehe genau, daß Ihr zu diesen Studenten aus Prag gehört, die Deutschland durchziehen, in Gasthäusern und Herbergen singen und Komödie spielen, um dadurch einen anständigen Gewinn zu erzielen. Das ist mehr wert, scheint mir", fuhr er fort, „als einen weniger gewinnbringenden oder gefährlichen Beruf auszuüben." „Da Ihr nach dieser Überlegung", antwortete ich ihm, „überzeugt seid, daß wir Prager Studenten sind, die überall singen und Komödie spielen, um zu leben, müßt Ihr doch auch annehmen, daß wir nicht reich sind, und daß Ihr nach dieser Meinung, uns, was das Essen betrifft, mit Wohlwollen behandeln werdet." Er ver-

sprach es, aber er zog unseren Börsen tüchtig das Fell ab. Wir verließen bald dieses Gasthaus, und da wir in dieser Stadt durch unser Betragen aufgefallen waren, kehrten wir auf das linke Rheinufer zurück und wandten uns in Richtung Speyer.

Speyer, früher groß, schön, bevölkert und blühend und in einem wohlhabenden Landstrich gelegen, erschien uns bei der Ankunft ebenso zerstört und verarmt wie Worms[50]). Von seinem prächtigen Dom, in dem mehrere deutsche Kaiser begraben liegen, sahen wir zu unseren Füßen nur einige hohe Mauern, die an allen Stellen geborsten und durch den Brand rauchgeschwärzt waren. Wir wohnten im Zentrum der Stadt, in dem Viertel, das nach der Zerstörung am weitesten wieder hergestellt war; doch war es so umgeben von Trümmergrundstücken, die mit Dornen, Buschwerk und Gras bedeckt waren, daß uns der Anblick so sehr bedrückte, daß wir es nach kurzem Aufenthalt verließen wie die ganze Stadt und leicht den Weg erreichten, der direkt nach Landau führt.

Gegen Abend kamen wir noch rechtzeitig nach Landau. Diese Stadt liegt in einer schönen Landschaft. Sie ist klein, aber außergewöhnlich gut befestigt; sie war zu Beginn des 18. Jahrhunderts mehrmals belagert, erobert und zurückerobert worden. Schließlich war sie an Frankreich gefallen und wurde dadurch der wichtigste Platz, der das Niederelsaß gegenüber der Pfalz sicherte. Wir wurden dort viel redlicher behandelt als in dem Mannheimer Gasthaus schmerzlicher Erinnerung. Am nächsten Morgen brachen wir auf und kamen, ohne uns in Weißenburg aufzuhalten, mit durchgelaufenen Sohlen müde und sehr spät in Hagenau an[51]).

Nach der Nachtruhe übergab mein Kamerad früh am andern Morgen einen Brief, der an die Adresse eines Goldschmiedes dieser Stadt gerichtet war. Der las ihn, schaute meinen Kameraden an und sagte: „Ihr seid also auch Goldschmied?" „Ja, mein Herr, ich habe diesen Vorzug", antwortete er. „In diesem Fall", gab der Goldschmied zurück, „bitte ich Euch, wenn es Euch recht ist, mir einige Zeit zu helfen, eine sehr dringende Arbeit zu beenden." Mein Freund stimmte zu; doch welch eine Verspätung für unsere geplante Reise! Sollte ich allein weiterreisen! Nein, ich blieb auch. Meine Grabstichel, die ich bei mir hatte, wurden in Tätigkeit gesetzt; bald ließ ich sie auf den Waffengarnituren eines Büchsenmachers tanzen, bald auf Silberwaren, und durch die Verschiedenartigkeit dieser Arbeiten schwoll meine schmal gewordene Börse angenehm an. Trotz der Art meiner Beschäftigungen unterließ ich es meiner wißbegierigen Natur entsprechend nicht, die ganze Stadt zu durchstreifen. An verschiedenen Stellen fand ich Ruinen, die durch zahlreiche hartnäckige Belagerungen entstanden waren. Diese Stadt ist nicht auf moderne Art befestigt worden, ausgenommen im Gebiet der Tore; aber sie ist von starken Mauern mit hohen viereckigen Türmen und breiten, ständig mit Wasser gefüllten Gräben umgeben; diese werden wahrscheinlich von dem Moder-Fluß gespeist, der dort durch Gewölbe mitten durch die Stadt fließt, und sie in zwei Teile teilt. (Fortsetzung folgt)

---

[50]) Zeitgenössische Stiche erweisen den Grad der Zerstörungen noch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit erschütternder Deutlichkeit.

[51]) Wegstrecke rund 55 km.

Die Petitionen aus Oberhessen an die deutsche Nationalversammlung 1848—1849

Rüdiger Moldenhauer

Verzeichnis der angewandten Abkürzungen und Siglen:
Abg. = Abgeordneter — NV. = Nationalversammlung — St. B. = Stenographische Berichte — BAF. = Bundesarchiv Außenstelle Frankfurt — RMH. = Reichsministerium des Handels — Nü. = Leihgabe des Germ. Museums Nürnberg.
Die Betreffe wurden bei erhaltenen Petitionen aus der genauen Lektüre gewonnen, bei nichterhaltenen dem Petitionsregister entnommen.

Einleitung: Hessen-Darmstadt im Vormärz

Unter den süddeutschen Staaten ist das Großherzogtum Hessen insofern von größerer Bedeutung, weil es schon durch seine geographische Lage beiderseits des Mains ein natürliches Bindeglied zwischen Nord und Süd in Deutschland darstellt. Hessen — hiermit ist fortan immer das Großherzogtum gemeint — wurde unter Ludwig I. (1790—1830) autoritär regiert, obwohl es seit 1820 eine Repräsentativverfassung besaß. Dieses autoritäre Regime verschärfte Ludwig II. (1830—1848) noch durch seinen ultrakonservativen Minister du Thil [1]). Großherzog Ludwig III. (1806 bis 1877, 5. III. 1848 Mitregent, 16. VI. 1848 Großherzog) hatte im Vormärz auf die Politik im Lande kaum Einfluß. Sie wurde beeinflußt von Prinz Emil [2]), der im Gegensatz zu du Thil, der ein Anhänger Preußens war und auch den Anschluß an den Zollverein durchgefochten hatte, für eine Anlehnung an Österreich eintrat. Dazu kam noch ein bedeutender Einfluß des russischen Hofes, denn Prinzessin Marie [3]) hatte 1841 den späteren Zaren Alexander II. geheiratet.

In Starkenburg, Rhein- und Oberhessen hatten demokratische Tendenzen auf Grund der besonderen sozialen Struktur einen fruchtbareren Boden gefunden als in anderen Teilen Deutschlands. 1830 hatte Prinz Emil sie

---

[1]) Karl Wilhelm Heinrich Freiherr du Bos Thil (1777—1859) entstammte einer adligen Hugenottenfamilie. 1801 wurde er Solmsischer wirklicher Regierungsrat, trat aber später in darmstädtische Dienste. Er wurde 1811 Geheimer Rat und veranlaßte den Übertritt der hessischen Truppen zu den Alliierten während der Schlacht bei Leipzig. 1820 wurde er Staatsminister und Gesandter beim Bundestag, 1821 Finanzminister und von 1829 bis 1848 dirigierender Staatsminister. Bei streng konservativer Einstellung hat er für den Wirtschafts- und Verwaltungsaufbau viel geleistet. Wenn er auch für die Forderungen der neuen Zeit kein Verständnis zeigt, so stehen Lauterkeit seines Charakters, unermüdliches Streben und Arbeiten für das Staatswohl bei ihm außer Frage.

[2]) Dieser ältere Prinz Emil von Hessen (1790—1856) war der jüngste Sohn des Großherzogs Ludwig I., also ein jüngerer Bruder des regierenden Großherzogs Ludwig II. (1830—1848), und ein Onkel des Prinzen Emil, der als Großherzog Ludwig III. von 1848 bis 1877 in Hessen regierte. Dieser ältere Prinz Emil hatte in den Jahren 1812 und 1813 als General das hessische Kontingent auf französischer Seite geführt. In den Jahren 1814/15 kämpfte er auf seiten der Alliierten. Seit 1820 gehörte er auch der 1. Kammer an. Vgl. Schäfer, D.: Prinz E. v. Hessen-Darmstadt und die deutsche Revolution, 1954.

[3]) Prinzessin Marie (1824—1880) war die Tochter Großherzog Ludwigs I. von Hessen. Sie hieß später in Rußland Alexandra.

militärisch unterdrücken müssen, und der Minister hatte mit allen Mitteln jede weitere Regung zu ersticken versucht. 1838 endete der große Hessische Demagogenprozeß mit der Verhängung empfindlicher, langjähriger Freiheitsstrafen, die der Großherzog jedoch in der Hoffnung auf Frieden im Lande größtenteils wieder erließ [4]).

In Hessen gab es nach der Verfassung zwei Kammern. In der Ersten Kammer waren als führende Männer zu nennen: der Fürst Karl v. Leiningen [5]), der Fürst Ludwig zu Solms-Lich [6]) und der Freiherr Hans von Gagern [7]), der uns weiter unten noch beschäftigen wird. Alle drei fühlten schon ihrer Herkunft nach gesamtdeusch, während die Erste Kammer sonst ganz auf Land und Herrscherhaus bezogen war.

In der Zweiten Kammer fanden sich die Grundbesitzer und die Beamten, wobei letztere meist die Mehrheit hatten. Wie in anderen Bundesländern, so arbeitete die Regierung auch in Hessen gegen mißliebige Beamtenabgeordnete sowohl mit dem Mittel der verwehrten Urlaubserteilung für die Sessionen selbst bei den Nichtaktiven als auch mit Versetzung in den Ruhestand. Derartigen Maßnahmen fielen beispielsweise der liberale Staatsrat Jaup [8]) und Heinrich von Gagern [9]), der 1832 in die Kammer eingetreten war, zum Opfer. Mit diesen reaktionären Methoden konnte sich du Thil lange ein „streng gouvernementales Parlament" erhalten.

Die endgültig im Jahre 1815 hinzugekommenen rheinischen Landesteile hatten einen wesentlich höheren katholischen Bevölkerungsanteil als die Stammlande. Und aus dem Mainzer Priesterseminar ging eine lebhafte klerikale Bewegung, gewissermaßen der Beginn des „politischen Katholizismus", in Deutschland hervor. Da auch in einigen Sprengeln Oberhessens katholische Einwohner lebten, war die Regierung mit Recht

---

[4]) Krüger, P.: Hochverräterische Untersuchungen in Studentenschaft und Bürgertum des Vormärz in Oberhessen bis 1838. In: Mitt. d. Oberhess. Geschichtsvereins, NF 49/50 (1965), 73 ff.

[5]) Karl Fürst von Leiningen (1804—1856) war ein Halbbruder der Königin Viktoria von Großbritannien. Seine Standesherrschaft lag in den Bundesländern Baden, Bayern und Hessen. 1847 sprach er sich für die Preußische Hegemonie aus, 1848 war er Ministerpräsident des ersten Reichskabinetts in Frankfurt.

[6]) Ludwig Fürst zu Solms-Lich (1805—1880) war seit 1824 Mitglied der 1. Hessischen Kammer und wegen der an Preußen gefallenen Herrschaft Hohensolms auch Preußischer Standesherr. 1837 wurde er Mitglied des Preußischen Staatsrates und bis 1840 Marschall des Rheinischen Provinzial-Landtages. 1842 war er Marschall des Herrenstandes und des Vereinigten Landtages, 1850 Mitglied des Erfurter Parlaments (Staatshaus), 1856—1866 Präsident der 1. Hessischen Kammer und 1867/68 als Freikonservativer Mitglied des Norddeutschen Reichstags.

[7]) Christoph Ernst Hans Freiherr von Gagern (1766—1852), der Vater Heinrichs v. Gagern, trat 1784 in pfalz-zweibrückische, 1786 in nassau-weilburgische Dienste bis 1811. 1813 wurde er Minister der vier nassauischen Herzogtümer. Diese vertrat er auch auf dem Wiener Kongreß. 1816 war er Niederländischer Bundestagsgesandter für Luxemburg. Der hessischen Kammer gehörte er 1820/21 und 1823/24 an.

[8]) Karl Heinrich Jaup (1781—1860) war seit 1804 Professor der Rechte in Gießen, 1820 Staatsrat, 1828 Präsident des Kassationsgerichtshofs für Rheinhessen, 1832 Mitglied der 2. Kammer, 1833 wurde er wegen seiner oppositionellen Haltung in den Ruhestand versetzt und der Urlaub für die Mandatsausübung verweigert. 1848—1850 war er Minister des Innern. Außerdem war er Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung, wo er sich zum „Kasino" hielt.

stets um Ausgleich der Konfessionen bemüht. Auf Vorschlag des Gießener Kanzlers Linde [10]) wurde an der Gießener Universität eine katholisch-theologische Fakultät eingerichtet, die schnell große Bedeutung erlangte. So trafen sich in Gießen zwei Richtungen, die radikal-demokratisch protestantische und die konservativ-katholische. Doch muß gesagt werden, daß die Gießener Katholische Fakultät wegen ihrer strengen Wissenschaftlichkeit bei den Mainzer Kreisen wenig beliebt war.

Heinrich v. Gagern hatte der Zweiten hessischen Kammer schon von 1832 bis 1836 angehört. 1846 wurde er erneut Mitglied und trat sofort in Gegensatz zur Politik der Regierung. Diese plante die Einführung eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches und eines Polizeistrafgesetzbuches für das gesamte Land. Das war an sich ein durchaus zu begrüßendes Vorhaben. Gagern aber sah darin insofern eine Gefahr für die liberalen Ideen, als dadurch die Geltung des Code civile im linksrheinischen Hessen, das schon die Zivilehe und andere Garantien bürgerlicher Freiheiten kannte, wieder aufgehoben worden wären und die Gefahr des Rückfalls in polizeistaatliche Zustände gegeben war. Der Landtag stimmte zwar trotz der liberalen Opposition für das neue Gesetzbuch, das Ansehen der Liberalen stieg jedoch, und Gagern wurde überall als ihr Führer angesehen. 1847 konnte diese Partei auf Grund der neuen Wahlen ein Drittel der Abgeordneten in der Kammer stellen. Gagern ging sofort zu heftigen Angriffen gegen die Regierung über, forderte Presse-

---

[9]) Heinrich Wilhelm August Freiherr v. Gagern (1799—1880) war der in Bayreuth geborene Sohn des in Anmerkung 7 Genannten. Er besuchte 1812—1814 die Militärschule in München und nahm als Offizier in nassau-weilburgischen Diensten an der Schlacht von Belle-Alliance teil. Dann studierte er in Heidelberg die Rechte und beteiligte sich an der Gründung der Deutschen Burschenschaft. 1821 trat er als Landgerichtsassessor in darmstädtische Dienste, wurde 1829 Regierungsrat und 1832 bereits in die 2. Kammer gewählt. Wegen seiner liberalen Ideen wurde er nach Auflösung des Landtages pensioniert. 1848 nahm er an der Heidelberger Versammlung teil und wurde fast gleichzeitig als Märzminister nach Darmstadt berufen. Er gehörte dem Frankfurter Vorparlament und der Nationalversammlung an, zu deren Präsident er am 19. 5. 1848 gewählt wurde. Mit seinem „kühnen Griff" erreichte er, als die Ziele der Revolution in Frage gestellt schienen, daß die Provisorische Zentralgewalt einem verantwortlichen Reichsverweser (Erzherzog Johann) übertragen wurde. Das Scheitern der Nationalversammlung hat er selbst als Reichsminister (Nachfolger Schmerlings) nicht verhindern können; auch konnte er Friedrich Wilhelm IV. nicht zur Annahme der Kaiserkrone bewegen. Am 20. 5. 1849 trat er daher aus der Versammlung aus und versuchte in Gotha, für das Zustandekommen der Preußischen Union zu wirken. Als auch diese Hoffnungen begraben werden mußten, bot er nach der Schlacht von Idstedt (1850) den Herzogtümern Schleswig und Holstein seine Dienste an und nahm als Major an dem aussichtslosen Feldzuge gegen Dänemark teil. Seit 1859 wandte er sich Österreich zu und wurde 1864 hessischer Gesandter in Wien. 1872 trat er in Darmstadt in den Ruhestand. Vgl. die Literaturangaben bei Valentin, V.: Geschichte der deutschen Revolution 1848 und 1849, Berlin 1930/31, Bd. 1, und Wentzcke, P., u. Klötzer, W.: Ideale und Irrtümer des ersten deutschen Parlaments, 1848—1849, Heidelberg 1959.

[10]) Justin Freiherr v. Linde (1797—1870) wurde 1823 Professor der Rechte in Gießen, 1829 Ministerialrat und 1833—1847 Kanzler der Universität Gießen, wo er, stets katholisch-konservativ gesonnen, großen Einfluß auf die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät nahm. 1848/49 war er Abgeordneter der Nationalversammlung, 1850 Mitglied des Erfurter Parlaments. Darauf übte er von 1850 bis 1866 seine Tätigkeit als Bundestagsgesandter der 16. Kurie (kleinere Bundesstaaten) aus. In Frankfurt befand er sich ständig im Dienste des österreichischen Präsidialgesandten und war seit 1853 aus österreichischer Staatsbeamter.

und Wahlfreiheit und geißelte das System der allgewaltigen bürokratischen Verwaltung, den Mißbrauch und die Verschwendung der Steuergelder wie die Urlaubsverweigerung für beamtete Abgeordnete, besonders für solche, die im Ruhestand waren [11]). Durch seine Reden im Landtag, sein entschiedenes Eintreten für den Fortschritt hatte Gagern bereits damals nicht nur im Landtag und in Hessen, sondern weit darüber hinaus in ganz Süddeutschland großes Ansehen gewonnen.

Unter diesen Umständen erscheint es nicht verwunderlich, daß in Hessen-Darmstadt die Märzbewegung schnell um sich griff. Man forderte die Entlassung des Ministers du Thil und die Abdankung Ludwigs II. Dieser ernannte demgegenüber seinen damals 42jährigen Sohn, den Prinzen Emil, zum Mitregenten. Als Ludwig II. bald darauf, am 16. VI. 1840, starb, bestieg Prinz Emil als Ludwig III. (1848—1878) den Thron. Du Thil wurde entlassen und Heinrich v. Gagern zum Leiter des Kabinetts und zum Innen- wie Außenminister ernannt. Trotz sofortiger Einleitung einer Reformgesetzgebung, wodurch die üblichen Märzforderungen gewährt und das neue Polizeistrafgesetzbuch abgeschafft wurden, kam es im Odenwald und Oberhessen zu schweren Unruhen. Die armen Odenwälder Bauern erhoben sich gegen die Grundherren, zerstörten Schlösser und vernichteten die Urkunden und Urbare, in denen ihre Zwangsleistungen verzeichnet standen. Ähnliches spielte sich auch im Vogelsberg ab (Zerstörung des Schlosses Eisenbach der Freiherrn v. Riedesel). Es kam zu Demolierungen von Hafen- und Schiffseinrichtungen in Mainz, wie von Eisenbahnanlagen der Taunusbahn in Kastel. Dadurch war das an sich liberale Ministerium zum Einschreiten gezwungen. Es erließ zuerst für Jagd- und Forstvergehen Amnestie, stellte aber für zukünftige Vergehen strengste Strafen in Aussicht. Besonders in Mainz hielt die Agitation durch den Mainzer Advokaten Franz Zitz [12]) an, doch konnte der dortige Provinzialkommissar v. Dalwigk-Lichtenfels [13]) mit Energie und Geschick die Ruhe wieder herstellen.

Da Gagern am 19. V. 1848 Präsident der deutschen Nationalversammlung geworden war, mußte er sein Amt in Darmstadt niederlegen. An seine Stelle trat zunächst Eigenbrodt [14]), dann, bis Juni 1850, Jaup. Auch

---

[11]) K. H. Jaup, vgl. Anm. 8.

[12]) Franz Zitz (1803—1877) war Advokat in Mainz, Mitglied des Frankfurter Vorparlaments und der Nationalversammlung, wo er sich zur äußersten Linken (Donnersberg) hielt. 1849 beteiligte er sich am Aufstand in der Pfalz, floh dann in die Vereinigten Staaten, kehrte jedoch später nach Deutschland zurück, um weiter politisch eine größere Rolle zu spielen.

[13]) Reinhard Freiherr v. Dalwigk-Lichtenfels (1802—1880) war Jurist und Burschenschaftler. Er wurde 1848 Kreisrat in Mainz und zugleich Provinzialkommissar für die Provinz Rheinhessen. 1850 wurde er hessischer Innenminister, kurz darauf auch Außenminister, 1852 Ministerpräsident. Obwohl er Protestant war, führte er eine Politik der engen Anlehnung an die katholische Kirche und Österreich. 1871 legte er nach der Reichsgründung sein Amt nieder.

[14]) Reinhard Eigenbrodt (1799—1866) war Burschenschaftler und Jurist. Seit 1820 befand er sich im hessischen Staatsdienst. Liberales Mitglied des Landtags war er seit 1847. Im März 1848 wurde er Ministerialrat, war Juni/Juli Innenminister, dann Bevollmächtigter bei der Provisorischen Zentralgewalt. Vgl. Erinnerungen, hg. von Bergsträsser, L., Darmstadt, 1914, u. Wentzcke-Klötzer, Liberalismus, S. 447.

diese beiden Minister hatten bei Weiterführung der Reformen sich gegen ansteigenden Radikalismus zur Wehr zu setzen. Hessen stand im Jahr 1848 keineswegs vor einer Revolution, aber vom Ausgleich der schroffen Gegensätze war man auch hier weit entfernt.

Das Petitionsrecht und das Frankfurter Parlament

Die Märzrevolutionen von 1848 brachten nach den Jahrzehnten der Restauration und Erstarrung, ja Resignation, ein nie gekanntes politisches Leben in fast allen deutschen Staaten. Überall regte sich das bisher fast unbekannte Gefühl der „Volkssouveränität", überall schossen die politischen Klubs und Vereinigungen — wir werden ihnen im einzelnen in Oberhessen noch begegnen — wie Pilze aus dem Boden. Selbst in den kleinsten Orten, die später nur zu bald wieder in den politischen Dornröschenschlaf versinken sollten, versuchte man, auf die politische Willensbildung Einfluß zu nehmen. Für Oberhessen freilich ist bis jetzt die Suche nach Akten dieser Vereine vergeblich gewesen[15]). Ein Niederschlag hat sich jedoch erhalten: die zahlreichen Petitionen an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt, die am 18. Mai 1848 feierlich eröffnet worden war. Von ihr versprach man sich damals überall in Deutschland die langersehnte staatliche Einigung und die Schaffung einer Zentralregierung; an sie wandte man sich mit politischen Ratschlägen und mit Forderungen öffentlicher wie privater Art; von ihr erwartete man das Wunder, ein neues starkes Reich der Deutschen zu schaffen. Es enthüllt sich noch jedem, der diese Bittschriften studiert, ein anziehendes Bild von dem, was man später so abgünstig das „Professorenparlament" genannt hat[16]).

Das Petitionsrecht war in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland recht umstritten, jedenfalls wenn es sich um Einzelpersonen handelte. Es wirkten vielfach noch die Vorstellungen vom Untertan im absolutistischen Staat nach, in dem der „particulier" entweder an besonderen Orten[17]) seinem Fürsten eine Bittschrift überreichen oder sie ihm sonst zugehen lassen durfte. In der Verfassung des Deutschen Bundes war

---

[15]) Wahrscheinlich sind diese bei der scharf einsetzenden Reaktion entweder polizeilich sichergestellt oder von den Vereinen selbst vernichtet worden.

[16]) Eine Bibliographie für die Revolutionsbewegung der Jahre 1848/49 kann und soll hier nicht gegeben werden. Neben dem nur teilweise erhaltenen Aktenkörper der NV bilden die von F. Wigard herausgegebenen „Stenographischen Berichte über die Verhandlungen der deutschen constituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main, Frankfurt 1848/49" die wichtigste Quelle.
Das grundlegende Werk ist noch immer Valentin: Geschichte 1930/31. Weitere allgemeine Literatur findet sich Klötzer, W.: Die nassauischen Petitionen an die Frankfurter Nationalversammlung, in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Bd. 70 (1959), S. 145.

[17]) So die noch bis 1945 erhaltene Bittschriftenlinde am Potsdamer Stadtschloß. Vgl. Schnabel, F.: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Freiburg 1955. Bd. IV., S. 570. Bis zur Revolution von 1848 saß das aufgeklärte, nur fiskalisch denkende Beamtentum trotz Friedrich Wilhelm IV. in fast allen deutschen Staaten unerschüttert an der Macht. Noch 1848 forderte Carl Vogt in einem Flugblatt das „ungeschmälerte Petitionsrecht" für jedermann.

ebenfalls für das Petitionieren kein Raum gelassen, hatte doch dieser sogar noch wiederholt versucht, auf die Regierung der Einzelstaaten, besonders der süddeutschen, wo sich freiere Bewegungen geltend machten, hindernd einzuwirken. All das kennzeichnete das politische Klima des vom Geiste Metternichs geprägten vormärzlichen Deutschlands. Fünfzig Jahre waren seit der Französischen Revolution vergangen, die Vereinigten Staaten in Amerika hatten ihre Freiheit erhalten, das Rheinland und andere größere Teile Deutschlands hatten unter französischer Herrschaft gestanden, und dort hatten liberale Gedanken längst Eingang gefunden. Doch in anderen Bundesstaaten herrschte noch das alte strenge Polizeiregiment.

Um so erstaunlicher ist es, daß sich auf einmal in deutschen Landen die Anteilnahme am politischen Geschehen in Gestalt dieser Petitionen bekundet. Das erhaltene Petitionsregister der Kanzlei der Nationalversammlung zählt schon über 8000 Eingänge — an sich sind es noch viel mehr, da nicht alle Orte aufgeführt sind —, die leider nicht alle erhalten blieben. Das Niveau und der Umfang ist naturgemäß sehr unterschiedlich, der historische, landskundliche und soziologische Wert des noch kaum in der Gesamtheit betrachteten Akten-Körpers [18]) dürfte von unschätzbarem Wert sein.

Bevor wir uns mit dem Inhalt der oberhessischen Petitionen [19]) befassen, sei noch einiges über die allgemeine Bedeutung der Eingaben gesagt. Sie haben zweifellos großen Einfluß auf die Willensbildung des Parlamentes ausgeübt [20]). Diesen Eindruck vermittelt selbst eine flüchtige Lektüre der vorliegenden Untersuchung. Die einmal eingetragenen Petitionen wurden nicht ohne weiteres ad acta geschrieben, wie das bei vielen Parlamenten nach dieser Zeit geschehen sein dürfte. Man suchte in Frankfurt der Flut der eingehenden Petitionen keineswegs mit einer „Parlamentsdampfmaschine“ [21]) zu Leibe zu gehen, sondern betrachtete sie als Bekundungen des Volkswillens.

---

[18]) Außer dem in der oben genannten Untersuchung von W. Klötzer vorbereiteten Material ist nichts erschienen. Um so eindrucksvoller ist dessen analytische Studie; denn sie schließt das Material in einer Karte und mehreren Tabellen erschöpfend auf. Für Nassau ist die Zahl der nachgewiesenen Petitionen wesentlich größer (zusammen mit den nichterhaltenen 599 [!] Nr.). Für den kleineren oberhessischen Raum liegen erstens nicht so viele Petitionen vor und zweitens sind weder die Zentren so klar herauszuarbeiten, noch die Themen scharf genug präpariert, so daß von einer ähnlichen Systematik wie der von Klötzer hier abgesehen werden muß.

[19]) Oberhessen wird hier wie üblich als die ehemalige Provinz des Großherzogtums Hessen-Darmstadt aufgefaßt.

[20]) Ein Blick in das Register der St. B., S. 55, zeigt, wie oft und eingehend sich das Plenum mit der Behandlung der Petitionen befaßt hat. Vgl. auch Hassler, K. D.: Verhandlungen der deutschen verfassungsgebenden Reichsversammlung zu Frankfurt a. M., Bd. II. Ausschuß- und Kommissionsberichte Nr. 1—180 der amtlichen Protokolle, Frankfurt a. M. 1848/49. Der Verfasser wurde übrigens vor kurzem von Herrn Professor F. Eyck, Exeter, danach gefragt und mußte bemerken, daß man den Einfluß wohl kaum überschätzen könne, daß im übrigen aber eine generelle Untersuchung dieses Gegenstandes noch fehle.

[21]) Vgl. die bekannte Karikatur der „Parlamentsdampfmaschine“, Abb. bei Wentzke, P.: Ideale, S. 96.

Zuerst wurde die eingegangene Petition vom Büro (Sekretariat) [22]) nach der Registrierung vom Plenum zur Weiterbearbeitung an einen der vielen Fachausschüsse überwiesen. Für die Reihenfolge der Zuweisung wurde noch ein Ausschuß für die Priorität der Aufträge und Petitionen eigens geschaffen [23]). Dieser sorgte, nachdem von seinen Mitgliedern darüber referiert worden war, für die Weiterverweisung. Später konnte das Sekretariat auch Petitionen direkt an die einzelnen Ausschüsse geben. Außerdem sind noch Petitionen von den Petenten direkt an die Ausschüsse gegangen; diese sind dann nicht im Petitionsregister verzeichnet, sondern liegen bei den Akten der Ausschüsse. In den Ausschüssen wurde erneut referiert und diese Petitionen, themenmäßig zu größeren Komplexen zusammengefaßt, dem Plenum vorgelegt. Erst danach wurde ad acta geschrieben, oder die Aktenstücke wurden weitergeleitet. Sie liegen deshalb heute z. T. bei den Ministerien.

Die oberhessischen Petitionen

Um die oberhessischen Petitionen [24]) zu besprechen, habe ich 12 Sachgruppen gebildet, die schwerpunktmäßig behandelt werden sollen [25]).

Vertrauensadressen

Den Anfang mag die Gruppe der Vertrauensadressen an die Nationalversammlung machen, eine Petitionsart, die auch aus anderen Ländern Deutschlands recht zahlreich eingegangen ist. Eine Adresse dieser Art vom vaterländischen Verein aus Gießen, die dem Präsidenten der Nationalversammlung Heinrich von Gagern im Dezember 1848 das Vertrauen ausspricht, ist leider nicht erhalten [26]). Als Beispiel dafür, daß auch kleine Gemeinden politisch regsam waren, mag die Petition vieler Einwohner aus Breungeshain im Vogelsberg dienen [27]). Der Verfasser des schwungvollen Aufrufs war der Schullehrer J. Gg. Cleer, der nach dem Pfarrer V. W. Wirthwein, der an der Redaktion wohl auch beteiligt war, unterschrieb. Der Text ist gemäßigt, aber pathetisch: „. . . Eine Handvoll verblendeter Fürsten sträuben sich, die unveräußerlichen Rechte ihrer Völ-

---

[22]) Das Büro oder Sekretariat war die technische Leitung der Nationalversammlung. Es bestand aus den Abgeordneten: Biedermann, Fetzer, Jucho, Möring, Riehl, Ruhwandl, Schüler und Simon.

[23]) Errichtet laut Bericht der NV vom 24. 5. 1848. Vgl. St. B. I, 67, 74.

[24]) Oberhessen im damaligen Umfang, doch mit dem Amt Treis, das bis 1866 kurhessisch war.

[25]) Ganz außer acht lassen wir in diesem Rahmen lokalgeschichtliche, familiengeschichtliche und sozialgeschichtliche Fragen.

[26]) Nr. 5059. Da zur Zeit der Aktenkörper „Nationalversammlung" neu geordnet und umgeformt wird, ist nur die Zitation nach der Registernummer des Petitionsregisters sinnvoll. Nach dieser Nummer kann jede Petition schnell gefunden werden.

[27]) Nr. 8039. 1849 IV. 30. — Breungeshain hatte nach Ausweis von Wagner, G. W. J.: Statistisch-topographisch-historische Beschreibung des Großherzogtums Hessen, Bd. III, Provinz Oberhessen, Darmstadt 1830, S. 36, 503 Einwohner.

ker anzuerkennen. Trotzend auf ihre eingebildete Macht und Hoheit, die sie von Gottes Gnaden herleiten, wollen sie die Souveränität des Volkes in den Staub treten . . . Werdet Ihr solches dulden? . . . Laßt den günstigen Zeitpunkt nicht vorübergehen; noch wenige Wochen, schon kann es zu spät sein [28]). Vertraut unseren Worten! Wir leben mitten im Volke und kennen seine Stimmung. Sie war Euch nie günstiger als jetzt. Wir reichen Euch fest und männlich die Hand und werden Euch nicht verlassen, so lange Ihr nur treu und redlich zu uns steht. Gott erleuchte Euren Sinn und regiere Eure Herzen!"

Man kann diesen symptomatischen Aufruf heute als Angehöriger einer ernüchterten Generation nicht ohne Anteilnahme lesen. Es beschleicht einen wie bei vielen anderen ähnlichen Tenors das wehmütige Gefühl, welche Möglichkeiten einer revolutionären Entwicklung damals durch einen anderslaufenden Gang der Ereignisse und durch die Ungunst der politischen Umstände für immer vertan worden sind.

Sachlicher und kürzer ist der gedruckte Zuruf, der am 3. 4. 1849 von den Bürgern der Orte Nidda, Utphe, Burgbracht, Geiß-Nidda, Ober-Rosbach, Niederweilbach und Volkartshain [29]) unterzeichnet worden ist:

„Hohe Nationalversammlung!

Die unterzeichneten Bürger Oberhessens erklären, daß, wie ihr Fürst einer der ersten war, welcher die Reichsverfassung anerkannte, so auch sie unter den ersten Bürgern sein wollen, die Ihrem Ruf, tatkräftig für sie einzugestehen, folgen werden."

Nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser am 29. Juni, seinem Einzug in Frankfurt und der Amtsübernahme war die Frage des künftigen Reichsoberhauptes in lebhaften Debatten erörtert worden. Es ist bekannt, daß man schließlich dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone antrug und dieser sie ablehnte. Für und wider haben sich ungewöhnlich zahlreiche Petenten ausgesprochen. So in Borsdorf im März 1849 [30]) in einer nicht erhaltenen Petition für einen gewählten Präsidenten, ebenso in Butzbach [31]), in Gießen eines einheitlichen Deutschlands durch Erhebung Preußens an die Spitze des Verfassungswerkes [32]) und am 3. 1. 1849 die Wahl des Königs von Preußen zum erblichen Oberhaupt des deutschen Reiches [33]). Sie schlossen sich damit der Forderung des Bürgervereins zu Mainz an. Der Märzverein, Arbeiter-

---

[28]) Das Stuttgarter Rumpfparlament wurde dann wirklich durch Truppen der württembergischen Regierung am 18. 6. 1849 gesprengt. Breungeshain hat übrigens auch in Nr. 7442 im April für das Festhalten an der Reichsverfassung petitioniert. Diese Petition ist nicht erhalten.

[29]) Nr. 7903, 7904, 7905, 7906, 7909, 7911 u. 7912 (Nü). Den gleichen Text hat auch Nr. 8459 aus Freienseen.

[30]) Nr. 6981.

[31]) Nr. 6975 (nicht erhalten).

[32]) Nr. 5109.

[33]) Nr. 5347.

verein [34]) und der demokratische Turnverein wiederum sprachen sich in der Adresse vom 23. 1. 1849 [35]) gegen das erbliche Kaisertum aus. Es kann an dieser Stelle nicht auf alle Petitionen dieses Inhalts genauer eingegangen werden. Erwähnt sei nur noch eine solche aus Lich vom 20. 1. 1849, die mit den Worten schließt (Abb. 12): „Wir halten die Freiheit, die Größe und Selbständigkeit des Vaterlandes einzig und allein nur dann für gesichert, wenn zur Würde des deutschen Reichsoberhauptes ein Fürst, ein erblicher Fürst, wenn zur deutschen Krone der König von Preußen als mächtigster der deutschen Fürsten erkoren wird." Es folgen dann 301 Unterschriften der Licher Bürger. Hierbei ergibt sich folgendes Kuriosum. Es unterschreiben zuerst die Honoratioren: der Bürgermeister, der Gemeinderat, der Polizeidiener, der Sparkassendiener und dann, gewissermaßen die Reihe der Bürger eröffnend, Ludwig Fürst zu Solms. Fürst Ludwig zu Solms-Hohensolms-Lich (1805—1880), der uns schon in der Einleitung begegnet ist, hatte dem Rheinischen Provinziallandtag und später dem Vereinigten Landtage angehört und war als Anhänger neuer Ideen unter den Standesherrn Oberhessens der führende Mann [36]).

Adressen zum Verfassungswerk

Wichtiger und interessanter ist die Gruppe der Petitionen zum Verfassungswerk. So richtete der Vaterländisch-konstitutionelle Verein zu Gießen unter dem Vorsitzenden J. H. Hanstein und dem ersten Schriftführer Dr. Cranz am 6. 2. 1849 eine Eingabe an die Reichsversammlung, die sich mit der Beratung des Verfassungswerkes befaßt und gegen die Teilnahme der österreichischen Abgeordneten wendet [37]). Man forderte:

„1. daß die österreichischen Abgeordneten an der Abstimmung über Fragen der Verfassung nicht mehr Anteil nehmen;

2. daß weder durch die königlich-preußische Note noch durch etwa darauf folgende ähnliche Schritte der Kabinette das Recht der Nationalversammlung zur Konstituierung der Verfassung irgendwie beeinträchtigt werden könne. Endlich möge dieselbe nicht auseinander gehen, als bis

---

[34]) Vgl. die Mitgliederliste des Demokratischen Arbeitervereins (Arbeiterbildungsverein) zu Gießen aus dem Nachlaß Nover (BAF, N 7). Lorenz Nover (1812—1888), bedeutender Kriminalist, stammte aus Seligenstadt. 1842 wurde er Polizeikommissar in Offenbach, 1848 Aktuar beim Verhörsamt in Frankfurt und Inquirent bei der infolge der Ermordung von Auerswald und Lichnowsky eingesetzten Untersuchungskommission. 1850 wurde er Polizeikommissar, 1858 Polizeirat in Gießen. 1875 trat er in den Ruhestand und verstarb 13 Jahre später in Bessungen. Seine wichtigste Schrift (unediert) ist „Promemoria" über die politischen Verbindungen in den Jahren 1815—1852 (Hess. St. a. Darmstadt u. BAF). Vgl. Lehnert, G.: Hessische Biographie Bd. III (1934), S. 323—325; Lehnert, G., und Schöck, G.: Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Gießener Polizei, Gießen, 1928, S. 7 f.

[35]) Nr. 6322. Gießen war damals politisch recht gegensätzlich, wie man sieht. Man denke an die Radikalen Carl Vogt und August Becker, welch letzterer in seinem „Jüngsten Tag" die Republik und den Sturz des gemäßigten Heinrich von Gagern forderte.

[36]) Nr. 5715.

[37]) Nr. 5926.

ihre hohe Mission vollständig erfüllt, die Verwirklichung der Verfassung gesichert, ihr großes Werk überall angenommen und ins Leben getreten sein wird".

Nicht uninteressant ist die Tatsache, daß der gleiche Verein in Verbindung mit dem Bürgerverein Friedberg, dem Lese- und Schützenverein Schlitz und dem Volksverein der oberen Wetterau in Hungen bereits am 20. 10. 1848 eine die Befugnisse der Reichsgewalt betreffende Petition verfaßt hatte, in der es heißt [38]):

„... Durch die Anträge des Verfassungsausschusses in bezug auf den Gesetzesentwurf über die Reichsgewalt finden wir aber diesen gerechten Erwartungen nicht genügend entsprochen. Wir vermissen in demselben hauptsächlich die Anerkennung des Grundsatzes der Notwendigkeit einer unmittelbaren und selbständigen Wirksamkeit der Reichsgewalt durch eigene Organe, welche unabhängig von den Regierungen der Einzelstaaten überall die Vollziehung aller Reichsschlüsse in dem Kompetenzkreis der Reichsgewalt augenblicklich verwirklichen können." Im Namen aller konstitutionellen Vereine der Provinz Oberhessen erlaubt sich daher der unterzeichnete Verein bei Hoher Versammlung die Bitte zu stellen:

„daß der demnächstigen definitiven Reichsregierung die Bildung, Organisation und Unterhaltung der gesamten deutschen Land- wie Seemacht und der Befehl über dieselbe ausschließlich übertragen werden möge, daß künftig alle deutschen Krieger nur ein Heer bilden, einer Fahne folgen, einen Fahneneid schwören, von einem Kommando abhängen, und daß diese Maßregel als die erste und wichtigste zur Verwirklichung einer unmittelbaren Vollziehung der Reichstagsbeschlüsse durch eigne selbständige Organe sobald als tunlich ins Leben treten möge [39])."

Diese Petition war ebenso wie die spätere vom Vorsitzenden J. H. Hanstein und dem 1. Schriftführer Dr. Canc unterfertigt worden.

Nicht mehr erhalten ist leider die sicher bedeutungsvolle Eingabe des Gießener Professors Köllner mit dem Titel: „Wie kann die Reichsversammlung Deutschlands schneller und zufriedenstellender geordnet werden?", die am 17. 6. 1848 nach Frankfurt gesandt wurde [40]). Ebenfalls nicht mehr erhalten ist eine Adresse von 803 Einwohnern und Bürgern von Gießen unter dem Titel: „Unser Bekenntnis zur demokratisch-konstituierenden Monarchie und dem Prinzip der Volkssouveränität" vom Juni 1848 [41]).

Eine Petition vom 9. 4. 1849 aus Alsfeld [42]), wo eine Volksversammlung von angeblich 8000 Teilnehmern stattgefunden hatte, spricht sich für das Festhalten an der Reichsverfassung aus und ist vom Präsidenten Dr. F. Dieffenbach und dem Vizepräsidenten Franz Diehm unterzeichnet. Da der

---

[38]) Nr. 4104.

[39]) Im Original gesperrt.

[40]) Nr. 428.

[41]) Nr. 372 (in Anführungszeichen Text des Rubrum des Pet. Reg.).

[42]) Nr. 7515.

Text sonst wenig bedeutend ist, soll hier auf das Zitieren verzichtet und gleich zur letzten Erklärung dieser Gruppe, einer dritten Petition des Vaterländisch-konstitutionellen Vereins Gießen vom 23. 4. 1849, übergegangen werden [43]). Die Petition, die von dem uns schon bekannten Vorsitzenden J. H. Hanstein, aber von einem neuen Schriftführer namens Fischer unterschrieben wurde, schließt:

„Aufgefordert durch die Lage des Vaterlandes erklären wir von neuem, daß wir zu den Beschlüssen der hohen Nationalversammlung stehen und diese unsere Erklärung mit allen Kräften zu bestätigen bereit sind."

Als die Lage immer heikler wurde und das Scheitern des Werkes der Paulskirche sich bedrohlich am Horizont abzeichnete, erhob sich noch einmal ein Sturm von Adressen aus allen Teilen Deutschlands; aus Oberhessen ergingen allein über 20. Die Versammlung mußte auch herben Tadel von dort erfahren, so durch die Adresse der 41 demokratischen Vereine vom 16. 2. 1849 [44]). Fast rührend mutet ein Zuruf aus der damals 2200 Einwohner zählenden Stadt Lich [45]) an: „Auch wir, die unterzeichneten Bürger Oberhessens erkennen das Ungewitter, welches sich am deutschen Horizont zusammenzieht und die Vertreter des deutschen Volks mit der von derselben entworfenen Reichsverfassung zu bedrohen scheint. Wir geben daher kraft dieses hiermit kund: daß wir nur einzig und allein Hohe Nationalversammlung und die von ihr entworfene Reichsverfassung als den souveränen Willen des deutschen Volkes anerkennen und jederzeit ihrem Rufe, tatkräftig für sie einzustehen, bereit sein wollen. Drum harret aus, Ihr deutschen Volksvertreter bis auf den letzten Mann, wie sehr sich auch die Unbilden gegen Euch auftürmen werden."

In Lauterbach [46]) fand am 13. Mai 1849 eine Volksversammlung mit angeblich 10 000 bis 15 000 Teilnehmern statt. Von dort kam folgender Aufruf: „Rufet die Nation an, schaffet ein Parlamentsheer zum Schutze der Freiheit gegen rebellische Könige, und auch wir werden uns freudig erheben." Unterschrift Präsident Dr. Dieffenbach.

Die bedeutendste Petition zur Durchführung der Reichsverfassung ist aber unter dem 29. 4. 1849 in Gießen [47]) verfaßt worden. Dieses stilistisch gut formulierte Werk mit einem gemäßigten Inhalt wurde mit einem eigenhändigen Begleitschreiben des Bürgermeisters C. Reiter an den Abgeordneten Vogt übersandt: „Der Stadtvorstand hat unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen, in denen sich die Hohe Nationalversammlung befindet, etwas unternehmen zu müssen geglaubt, um die Gesinnung zu manifestieren, welche in Bezug auf die zustande gebrachte Reichsverfassung hier die herrschende ist. — Er hat deshalb die hier folgende Adresse an Hohe Nationalversammlung bewirkt und überreicht sie Ihr hiermit zum geeigneten Gebrauche. Die zahlreichen Unterschriften be-

[43]) Nr. 7688.

[44]) v. Nr. 6248 (vgl. Anhang).

[45]) Nr. 8422.

[46]) Nr. 8405.

[47]) Nr. 7998.

weisen, daß die Nationalversammlung auf uns zählen kann, so bald es gilt, dieselbe bei Aufrechthaltung und Durchsetzung zu unterstützen."

Der Text der Adresse, die zeigt, welch reges politisches Leben in jener bewegten Zeit in Gießen, dem politischen und geistigen Zentrum Oberhessens, herrschte, soll hier fast ungekürzt folgen: „Die Stunde der Entscheidung über die künftigen Geschicke Deutschlands hat geschlagen, und wir halten es für eine unvermeidliche Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, seine Stimme zu den Vertretern der deutschen Nation zu erheben. Wir, die unterzeichneten Bürger von Gießen, erfüllen diese Pflicht um so lieber, je mehr wir in der festen Haltung dieser Versammlung, namentlich in den Beschlüssen vom 11. und 26. dieses Monats [48]) eine sichere Bürgschaft dafür erblicken, daß man entschlossen ist, auf derjenigen Bahn mutig fortzuschreiten, welche allein zum Ziele, zu Einheit und Freiheit Deutschlands führen kann. Denn daß dem Deutschen Volke und seinen freigewählten Vertretern die gültige Entscheidung über die Reichsverfassung zustehen müsse, darüber waren wir niemals zweifelhaft, und soll diese Verfassung überhaupt zur Wahrheit werden und in volle Wirksamkeit treten, so ist es ein unabweisbares Gebot der Notwendigkeit, daß alle ohne Ausnahme den Beschlüssen der Reichsversammlung sich unterwerfen müssen.

Vertreter des deutschen Volks! Haltet darum fest an der Verfassung, wie sie aus der zweiten Lesung hervorgegangen ist und duldet nicht, daß Abänderungen, außer im verfassungsmäßigen Wege, daran vorgenommen werden. Wir verkennen zwar keineswegs die Gefahren, welche sich der Durchführung dieser Verfassung gerade jetzt wieder entgegenstellen; allein wir halten uns ebenso sehr zu der Erwartung berechtigt, daß es Eurem Mut und Eurer Ausdauer gelingen werde, diese Gefahren zu überwinden, und alle Sondergelüste, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu beseitigen. Insbesondere hegen wir die Überzeugung, daß Ihr mit dem Beschluß vom 26. dieses Monats Eure Wirksamkeit nicht als beendigt betrachten werdet, sobald es sich darum handelt, durch weitere Schritte und Maßnahmen das Vaterland zu retten. Jetzt, wo die verkündete Reichsverfassung als Banner der Einheit aufgepflanzt ist, stehen alle, denen das Heil des Vaterlandes am Herzen liegt, um Euch geschart, fest entschlossen, die höchsten Güter in dem Kampf für Einheit und Freiheit einzusetzen. Vertraut dem Volk, wie es Euch vertraut, alsdann wird die Heilige Sache, wofür wir alle einstehen, aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen. Gießen, den 29. April 1849."

Zur schleswig-holsteinischen Frage

Daß die große Politik damals wie überall auch in Hessen die Gemüter erregte, zeigt die Anteilnahme an den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten. Die Nationalversammlung hatte mit Beschluß vom 5. 9. 1848 den Waffenstillstand Preußens mit Dänemark zu Malmö, der ohne Genehmigung der Reichsregierung abgeschlossen war, scharf getadelt und ver-

[48]) Beschlüsse zur Durchführung der Reichsverfassung. Vgl. St. B., S. 6128 u. S. 6312 f.

worfen [49]). Am 16. 9. hatte sie doch die Zwangslage der preußischen Regierung erkannt und sich für den Waffenstillstand ausgesprochen [50]). In zahlreichen Petitionen an die Nationalversammlung hat sich das Für und Wider niedergeschlagen. So besitzen wir von der Turngemeinde Gießen eine Billigung des ersten Beschlusses vom 5. 9. mit den Unterschriften des 1. Sprechers E. Z. Ferber, des 2. Sprechers H. W. Zauernheim und des Schriftrats H. Retter [51]). Diesen Adressen hatten sich die Turnverbände in Butzbach, Friedberg, Wetzlar, Laubach und Marburg angeschlossen. Ebenso hatte der Deutsche Volksverein in Friedberg am 13. 9. 1848 eine Erklärung abgegeben: „Beschwerde, daß der Friede im Namen des alten Deutschen Bundes von dem König von Preußen abgeschlossen worden sei [52]). Vom gleichen Tage datiert auch eine scharfe Mißbilligung des Waffenstillstandes durch den Republikanischen Verein, den Demokratischen Verein, den Vaterländisch-konstitutionellen Verein und den Märzverein in Gießen [53]).

Durch die Beschlüsse vom 5. und 16. September war die Versammlung in ihre bisher schärfste Krise geraten. Diese wurde noch verstärkt durch die Ermordung der Abgeordneten Auerswald und Lichnowsy [54]) am 18. September, durch den gleichzeitigen Frankfurter Aufstand und durch die revolutionäre Bewegung im deutschen Südwesten. Um so auffallender ist es, daß das traurige Ereignis vom 18. September, das sonst überall großes Aufsehen erregt hatte, in Oberhessen nur in drei nicht erhaltenen Petitionen seinen Niederschlag gefunden hat [55]). Es sei an dieser Stelle auf den nächsten Blutzeugen des Frankfurter Parlaments hingewiesen, auf Robert Blum, der, als er in das Geschehen der Wiener Revolution eingegriffen hatte, von der österreichischen Regierung am 9. 11. widerrechtlich erschossen wurde [56]).

Zum Verhältnis von Kirche und Schule zum Staat

Ein Thema, welches damals ausgedehnte Diskussionen hervorrief, war das Verhältnis von Kirche und Schule, für deren Trennung die Linke eintrat, während katholische und viele lutherische Gemeinden nach wie vor die kirchliche Aufsicht über die Schule und das Weiterbestehen des alten Zustandes forderten. Von den acht nachweisbaren Petitionen zu dieser wichtigen Frage sind für Oberhessen nur zwei erhalten, und zwar kamen die Einwohner von Vilbel am 1. 9. 1848 für die Freiheit der Religion und der Erzieher der katholischen Kirche ein [57]), während der

---

[49]) St. B. III. 1907.
[50]) ebenda III. 2140 f.
[51]) Nr. 3166 vom 15. 9. 1848.
[52]) Nr. 3047.
[53]) Nr. 3044.
[54]) Bei einem Erkundungsritt in Bornheim.
[55]) Nr. 3826. „Mißbilligung der Vorfälle am 18. September", Volksverein der oberen Wetterau Datum Hungen. Das neu erschienene „Buch der Stadt Hungen", 1962, enthält leider nichts über diesen Volksverein. — Friedberg, Nr. 4800. — Battenberg, Nr. 4911.
[56]) Empörung darüber hatte in Oberhessen lediglich der Deutsche Volksverein Friedberg in Nr. 4800 ausgedrückt.
[57]) Nr. 2705.

evangelische Pfarrer R. Möbius aus Trais an der Horloff am 18. 8. 1848 für die Trennung der evangelischen Kirche vom Staat petitionierte [58]).

Zur Gewerbeordnung

Einen wichtigen Platz nahmen bei den Verhandlungen in der Paulskirche die Beratungen über eine neue Gewerbeordnung ein [59]). Die Zuschriften an das Parlament und den Volkswirtschaftlichen Auschuß, die sich mit dieser Frage befaßten, sind sehr zahlreich; aus Oberhessen kamen allein vierzehn. Hiervon sind zwölf erhalten. Darunter befinden sich allein sieben Beitrittserklärungen zur Gewerbeordnung, die der Handwerkerkongreß in Frankfurt a. M. entworfen hatte [60]). So sprechen sich die Gewerbetreibenden der Stadt Lich [61]) am 12. 11. 1848 gegen die bisherigen Zustände aus: „Wir wollen die Gewerbeanarchie oder die sogenannte Gewerbefreiheit nicht." Demgegenüber nimmt eine mehrseitige Petition des Bürgervereins aus Lauterbach vom 23. 10. 1848 einseitig das Interesse der Fabrikanten wahr, doch trägt sie keine Unterschriften [62]), während ein Handwerksmeister aus Hungen vom 29. 9. 1848 sich gegen die weitere Einrichtung von Fabriken wendet [63]). Am interessantesten ist ein Vorschlag zur Organisation des Gewerbewesens des Stadtvereins Grünberg vom 20. 9. 1848, welcher zu Recht die zeitgenössische Randbemerkung „eine der besten Petitionen" trägt. Wegen ihrer Bedeutung wird sie mit einigen unwesentlichen Kürzungen am Ende dieses Aufsatzes veröffentlicht [64]). Die Diktion stammt von dem Schriftführer E. Steinberger, wohl einem Lehrer aus Grünberg. Den Aufsatz liest man noch heute mit Interesse, und der Kern der Eingabe: „. . . das meiste hängt von der wirklich guten Schul- und Berufsbildung ab" ist hervorragend herausgearbeitet. Wie kam in die kleine Stadt Grünberg ein so umfassender Geist, der sich schon damals für den heute erstrebten „zweiten Bildungsweg" einsetzte? Wesentlich bescheidener ist dagegen eine Petition der Handwerker und der Gewerbetreibenden aus Gießen vom 9. 9. 1848 [65]). Sie hat aber Be-

---

[58]) Nr. 2371.

[59]) St. B. II, 1077 f., VI, 4224 f., VIII, 6003. Auch in den Akten des Volkswirtschaftlichen Ausschusses haben die Verhandlungen ihren Niederschlag gefunden. Vgl. BAF. NV. 93. Vgl. ferner St. B. III, S. 2063, VIII, S. 6124, 6213, 6231, 6372 f., IX, S. 6383 f. Hassler II., S. 269, 853. Da die Berichte in den Akten nur lückenhaft erhalten sind, sei auf die genannten Berichte im Plenum ausdrücklich hingewiesen.

[60]) Dieser tagte im Juli und August 1848. Der Entwurf zur Gewerbeordnung wurde auch gedruckt.

[61]) Nr. 4510. Diese Petition ist insofern interessant, als sie Aufschluß über das Zunftwesen dieser Stadt gibt. Obwohl ich annehme, daß im dortigen Archiv die Zunftlisten mit ihren Mitgliedern erhalten sind, möchte ich doch hier den Anfang zitieren: Paul Zimmer, Bäckermeister für 42 Mitglieder der hiesigen Bäckerzunft, Carl Schnabel, Schlossermeister für 36 Mitglieder der komponierten Schlosser-, Schreiner-, Glaser- und Drechslerzunft der Stadt Lich, Konrad Kämmerer für 20 Mitglieder der vereinigten Handwerkerzunft, Knopfmacher, Hutmacher, Färber, Sattler, Häfner, Strumpfweber, Seiler der Stadt Lich . . .

[62]) Nr. 4082.

[63]) Nr. 3574.

[64]) Nr. 2287, siehe Anhang 2, S. 94.

[65]) Nr. 3359.

deutung dadurch, daß wohl alle Gießener unter Angabe ihrer Handwerksart unterschrieben haben. Sie wenden sich in kurzen kräftigen Worten dagegen, daß „Fabrikanten und Handelstreibende sich in Masse gegen den Entwurf zu einer Gewerbeordnung für Deutschland erhoben und Proteste gegen dessen Erhebung zum Gesetze eingelegt hätten".

Weiter spricht man davon, daß seit Einführung des freien Handels die Fabrikanten ihre Fabrikate aus rohen Stoffen in den Werkstätten verarmter Meister, bei Pfuschern, auf dem Lande und in Staatsanstalten p. p. verarbeiten lassen und so das Gewerbe, welches nur „in loco" absetzen könnte, tief hinuntergedrückt haben. Kurz, man versuchte, sich gegen die schmerzliche soziale Umschichtung zu wehren, der schon damals mancher zum Opfer gefallen war und „einige Handwerker vernichtet und der Arbeitslohn vieler Meister unter den des gewöhnlichen Tagelohnes gekommen ist". Man appellierte an den Gemeinsinn. Man solle nicht „wegen des Vorteils kaum eines einzelnen das Interesse von ... mehr als tausend Menschen ... gefährden, welche sich glücklich fühlen, durch Fleiß und Sparsamkeit nur soviel zu verdienen, als zum bürgerlichen Leben nötig ist".

Im Gegensatz zum Lehrer Steinberger aus Grünberg hatte die Handwerkerschaft die Gründe für den zwangsläufigen Niedergang des Handwerks nicht erkannt; man schob die Schuld grundsätzlich den bösen Fabrikanten zu. Im wesentlichen sind wir somit zum Kern der sozialen Frage jener Zeit vorgedrungen: soziale Umschichtung durch Absinken des Handwerks und Aufkommen der Fabrikarbeit, Bevölkerungsvermehrung und Bildung eines Proletariats auch auf dem flachen Lande. Groß war damals die Arbeitslosigkeit [66]) und gering der Verdienst [67]).

Petitionen verschiedenen Inhalts

An dieser Stelle seien noch einige nicht uninteressante Petitionen von Einzelpersonen erwähnt. So die des Grafen Otto von Solms-Laubach, der eine von Dr. Tabor aus Frankfurt konzipierte Denkschrift „Über standesherrliche Verhältnisse und eine standesherrliche Vertretung des größeren Grundbesitzes" überreichte [68]). Welches Willkürregiment damals in Hessen noch zuweilen herrschte, lehrt auch die Petition mehrerer Soldaten aus Bingenheim, Dauernheim, Florstadt, Friedberg, Gettenau, Magstadt, Ober-

---

[66]) Unter den Akten des Büros der Nationalversammlung befindet sich z. B. eine Liste mit über 80 meist empfohlenen Pedellbewerbern. Auch sonst finden sich unter den Petitionen zahlreiche, die auf Not und Elend durch die soziale Veränderung hindeuten.

[67]) Es sei in diesem Rahmen gestattet, auf die Petition Nr. 8569 hinzuweisen, obwohl der Petent, ein „armer Hadernsammler" mit 6 Kindern, aus Franken stammte. Man verweigerte ihm angeblich die Aufnahme in die Bürgerschaft und so die Legalisierung seiner Ehe, da er den erforderlichen geringen Betrag nicht zu erlegen vermochte.

[68]) Nr. 878. Die Standesherren hielten sich für die Durchsetzung ihrer Ansprüche vielfach Juristen und versuchten, einige der 1803 und später verlorenen Rechte wiederzuerlangen. Zu der bedeutenden Rolle, die sie damals und später spielten, vgl. Gollwitzer, H.: Die Standesherren, Stuttgart 1957, und für Hessen Heyer, G.: Die Standesherren des Großherzogtums Hessen und ihre Rechtsverhältnisse in Geschichte und Gegenwart, Darmstadt 1897.

Mörlen, Obernbach, Okarben, Rendel, Södel, Steinfurth, Vilbel und Wölfersheim vom April 1849. Sie hätten Ende März entlassen werden müssen, da sie ihrer Militärpflicht genügt hatten. Man tat das aber nicht, sondern behielt sie unter den Fahnen. Wahrscheinlich wird ihnen die Nationalversammlung nicht haben helfen können [69]).

Fragen der Wehrverfassung

Sehr am Herzen lag damals dem deutschen Volke und seinen gewählten Vertretern in Frankfurt die Frage der künftigen Militärverfassung. Schon während der Zeit der Befreiungskriege hatte man nicht nur in Preußen versucht, das Zwangssystem der Söldnerheere, das mit geringen Verbesserungen noch deutlich die Spuren seiner Schöpfer, der absoluten Fürsten, an sich trug, durch ein auf allgemeiner Dienstpflicht beruhendes Volksheer zu ersetzen. In Preußen hatte Scharnhorst deshalb nach 1807 die Landwehr geschaffen [70]). Auch der Reichsverweser Erzherzog Johann hatte sich maßgeblich an der Aufstellung der österreichischen Landwehr beteiligt und im Verein mit Hormayr den Aufstand in Tirol organisiert [71]). Gewiß hatte sie im Kriege nicht das geleistet, was man von einer gut ausgebildeten Truppe hätte erwarten können; ihr Geist aber war ausgezeichnet.

Aus Oberhessen besitzen wir vier Petitionen zu dieser Frage. Der Politische Klub der Herrschaft Itter in Hessen, Vöhl, Okt. 1848 [72]), hat sich in einer die künftige Reichsmilitärverfassung betreffenden Eingabe, die verlorengegangen ist, an die Versammlung in der Paulskirche gewandt [73]). Am wichtigsten aber sind zwei Petitionen, in denen sich die Vorstände der Bürgerwehren von Gießen, Butzbach, Lich, Marburg und Wetzlar für die Verschmelzung des Heeres mit dem Volke, die „Gründung eines Wehrverbandes, der die Bürgerwehren verschiedener Nachbarstaaten zu einem Volksheere" verbinden soll, aussprechen [74]). Wichtig ist dieses

---

[69]) Nr. 7161. In diesem Zusammenhang wäre die Petition der Gemeinde Utphe vom März 1849 wichtig, die sich mit den Verhandlungen zwischen dieser Gemeinde und dem Grafen Solms-Laubach beschäftigt; auf sie kann hier nicht eingegangen werden.

[70]) Vgl. H. Bräuner: Geschichte der preußischen Landwehr, Berlin 1863; Jany, K.: Geschichte der preußischen Armee bis 1805, Berlin 1929—37, behandelt dieses Thema nicht mehr. Der Terminus geht übrigens auf die mittelalterliche Wehrverfassung zurück. Die Landwehr ist das Volksaufgebot bei Feindeinfall mit starker Beschränkung des Operationsraumes und der Zeit. Hierfür finden sich in vielen mittelalterlichen Urkunden zahlreiche Beispiele.

[71]) Vgl. Theiß, V.: Erzherzog Johann, der steirische Prinz. Graz 1960, S. 135 f.

[72]) Nr. 4662.

[73]) Der „Bewaffnungsausschuß" in Gießen wandte sich in einer ebenfalls nicht erhaltenen Petition, Mai 1849, in Nr. 8141, nach Frankfurt wegen „Aufhebung der im Dienste der rebellischen Fürsten stehenden Telegraphenlinie Frankfurt—Berlin".

[74]) In Darmstadt interessierte man sich aber auch amtlich für die Bürgerwehr. So forderte das Ministerium des Innern vom 13. 5. 1849 sämtliche Großherzoglichen Regierungskommissionen zur Erfassung der Bürgerwehrstärken und Bewaffnung in den Gemeinden gemäß Verordnung vom 1. 11. 1848 auf. Auf der dem Bürgermeister von Hungen, das damals ungefähr 1000 Einwohner hatte, zugegangenen Ausfertigung findet sich das Konzept des Berichts. Danach wollten 10 Bürger „zur Bildung einer Bürgerwehr bereit sein". Für diese besaß man 12 Musketen mit Bajonett. (Archiv der Stadt Hungen, Abt. VIII, Abschnitt 4, Convolut 9, Faszikel 4.)

Dokument schon deshalb, weil hier der Versuch unternommen wurde, das Denken in kleinen „Vaterländern" zu überwinden. Zu den drei oberhessischen Städten gesellen sich freimütig das kurhessische Marburg und die damals preußische ehemalige Reichsstadt Wetzlar [75]). Im Aufruf vom 26. November 1848 heißt es:

„Hohe Versammlung!

Als das Blut unserer Brüder in den Tagen des März für die Freiheit geflossen war, ertönte der Ruf in allen Gauen des Vaterlandes: ‚Waffen! Waffen für das Volk!' Nur ein Volk, welches Waffen trägt, kann seine Freiheit gegen bewaffnete Unterdrücker schützen und schirmen. Der zweite Ruf war der der Versöhnung: Verschmelzung des Heeres mit dem Volke, damit kein Heer von Brüdern feindlich seinen Brüdern entgegenstehen kann. Darum erheben die unterzeichneten, zum Bruderbund vereinigten Bürgerwehren von Gießen, Wetzlar, Lich, Butzbach und Marburg nochmals den Ruf an Euch: bewaffnet das Volk, verschmelzt das Heer mit dem Volke, damit eine einige Volkswehr ein einziges deutsches Vaterland schirmen kann gegen Feinde im Innern und nach Außen."

Unterschrieben haben für den Gießener Bürgerverein der Hauptmann Heinrich Ferber, für die Licher Bürgerwehr Hermann Bringmann, für die anwesende Bürgergarde von Marburg J. G. Neumüller und der Gardist Majerus, für die Bürgerwehr von Wetzlar Major Herr und für die Bürgerwehr von Laubach der Obrist Ruhl [76]). (Siehe Abb. 13.)

Die Zweite Eingabe vom 28. Dezember 1848 aus Wetzlar ist bedeutend, weil ihr Text die „Statuten des Lahnwehrbundes" enthält [77]). Im Zeitalter der modernen Waffentechnik, von den nuklearen Waffen gar nicht zu reden, kann man diese „Statuten" nicht ganz ohne Rührung lesen. So gut gemeint, wie dieser Entwurf, so demokratisch-bürgerlich die dafür entworfene Ordnung war, ein schlagkräftiges Volksheer, das sich damals wohl hätten bilden lassen, wäre schwerlich auf dieser Basis zu schaffen gewesen. Die schweren Waffen gewannen nicht nur bei den damals stark

---

[75]) Nr. 6155. Dementsprechend beginnt der offenbar von Major Herr aus Wetzlar konzipierte Text: „Überzeugt, daß die Einheit unseres großen Volkes niemals auf der Einigkeit der Fürsten allein, sondern auf Einigkeit und innigen Verschmelzung der einzelnen Staaten und ihrer Völker sicher gegründet ist . . . "; vgl. Hohlfeld, A.: Das Frankfurter Parlament und sein Kampf um das Deutsche Heer, Berlin 1932.

[76]) Über diese Personen konnte bisher nichts ermittelt werden.

[77]) Nr. 6154. Interessant für den Gang des Aktenstücks sind auch die weiteren Eintragungen, die des Sekretärs der Nationalversammlung vom 22. 2., die Vermerke des Kanzlisten, auf welcher Sitzung es dem Plenum vorgelegt wurde (175. Sitzung v. 22. Febr. 1849), das Präsentat des Wehrausschusses, an den es gleichen Datums verwiesen wurde, und das des Vorsitzenden dieses Ausschusses, Radowitz, vom 23. 2. 1849. Entsprechend sind die Vermerke auf Nr. 6154. Beide Petitionen, wie viele andere aus Gießen, tragen übrigens einen eigenhändigen Übergabevermerk des Gießener Abgeordneten zur Nationalversammlung, Carl Vogt. Der bekannte Gießener Professor hat in Frankfurt und noch auf dem Stuttgarter Rumpfparlament als einer der fünf Reichsregenten und als radikaler Politiker eine bedeutende Rolle gespielt. Vgl. hierzu seine Selbstbiographie „Aus meinem Leben", Stuttgart 1896, Briefe aus dem Exil, hg. v. Näf, W., in: Zeitschrift für Schweizer Geschichte, 1932, und Hirschmann, E.: Karl Vogt als Politiker, Diss. phil., Frankfurt 1925 (ungedruckt).

armierten Festungen, sondern auch bei der Feldtruppe langsam an Bedeutung. All das forderte gut ausgebildete Offiziere und Mannschaften. Ohne festgefügte Kader wäre eine schlagkräftige Armee nicht mehr zu bilden gewesen. Um so größer ist der Wert dieser Statuten, deren Autoren sich im Vertrauen auf die Kraft des Volkes ein so wichtiges, über die damaligen Landesgrenzen hinausgehendes Ziel gesteckt hatten [78]).

Zum Schluß sei, als Beispiel für die politische Aktivität jener Zeit [79]), noch auf die Petition eines kleinen oberhessischen Dorfes aufmerksam gemacht, auf Bönstadt im Kreise Friedberg im damaligen Amt Vilbel. Der Ort hatte 535 Einwohner, von denen sich zahlreiche Bürger, darunter auch Mitglieder der 37 Köpfe starken jüdischen Gemeinde, verpflichteten, „mit Guth und Blud" für die Reichsverfassung einzustehen.

Das vorliegende Material weiter auszuwerten, hat nicht in der Absicht des Verfassers gelegen. Er wollte lediglich zeigen, welche bisher kaum erkannte Wichtigkeit in diesen Manifestationen des Volkswillens in Deutschlands großer Zeit liegt. Gewiß, von dieser Zeit trennt uns viel, es verbindet uns aber noch mehr. Oft glauben wir, über das Pathos, die hochstelzend erscheinende Sprache lächeln zu müssen. Unsere Vorfahren hatten aber noch nicht die trüben Erfahrungen gemacht, die ihren Kindern nicht erspart bleiben sollten. So glaubte man damals an die Kraft des Volkes und die Möglichkeit, darauf den neuen Staat zu bauen. Das Tragische dieser Zeit und das der bald zum Scheitern verurteilten Nationalversammlung enthüllt sich gerade in dem uns oft völlig unpolitisch erscheinenden Utopismus, der im Volk und auch bei den Abgeordneten festzustellen war. Ein Verständnis für das völlige Fehlen jeglicher Machtmittel gegenüber den Regierungen der Bundesstaaten, die sich inzwischen wieder gekräftigt und die Krise überwunden hatten, ist dem Volk wie der Versammlung vielfach abgegangen. Was wollte man denn gegen die rebellischen Fürsten unternehmen? Wie wollte man auch nur eine Telegraphenlinie sperren, wie es die Gießener Bürger noch im Mai 1849 verlangten?

Eines wird man aber zugeben müssen: Die geistige Höhe vieler Petitionen, das oft richtige Erfassen wirtschaftlicher Fragen und der politischen Lage läßt den Leser erstaunen. Man wandte sich mit Aufrufen und Verbesserungsvorschlägen aller Art an ein Parlament, das diese Rufe auch hörte und ernst nahm. Es war eine Zeit, da es noch möglich war, sich auf dem Gebiet der Politik und der damit zusammenhängenden Fragen zu bewegen, ohne Fachmann zu sein. Ein Blick auf die Mitgliederlisten der Ausschüsse der Nationalversammlung lehrt, daß nur die wenigsten sich vorher beruflich mit der neuen Materie befaßt hatten. Damals konnte man sich noch relativ schnell in ein fremdes Gebiet einarbeiten. Der Lehrer

---

[78]) Das Ziel der Volksbewegung, ein demokratisches Deutschland mit einem Volkskaiser zu schaffen, mußte ja über die Ländergrenzen hinwegweisen und sich gegen die kleinen Fürsten wenden. So bestand auch der Plan in Kurhessen, das ganze Gebiet beider Hessen, vielleicht auch noch Nassau, zu vereinigen und den Großherzog in Darmstadt zum König zu erheben. Vgl. Valentin: Deutsche Revolution I., S. 360. Valentin stützt sich hierbei auf den Bericht des preußischen Gesandten Bockelberg in Darmstadt vom 24. 3. 1848 (ehem. Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem).

[79]) Vgl. Nr. 8090.

Steinberger aus Grünberg, der die Petition über Gewerbefreiheit und Zunftzwang geschrieben hat, bietet ein Muster an verständnisvoller Arbeit. So liegt der Wert der Petitionen gerade in dem, was wir heute Meinungsbildung nennen würden. Gewiß hat die Versammlung unter der Last der ständig zunehmenden Eingaben geächzt. Sie hat sie aber ernst genommen, wie die Berichte der Ausschüsse beweisen. Die Petitionen haben großen Einfluß auf die Willensbildung des Parlaments gehabt.

Das deutsche Volk, auch gerade Hessen, kann stolz darauf sein, was es an Idealismus, aber auch an Tatkraft aufgebracht hat. „Ideale und Irrtümer" lagen gewiß schon damals eng beisammen, trotzdem hatte das deutsche Volk seine Sternstunde [80]), die nicht ganz ungenutzt verstrichen ist, und wenn die Dinge eine verhängnisvolle Wende nahmen, so wird man zugeben müssen, daß die Schuld dafür nicht allein beim Volke gesucht werden darf.

---

[80]) Wentzke: Ideale und Irrtümer des ersten deutschen Parlaments, zitiert S. 12 einen Ausspruch des Dichters Hebbel, daß, „zuweilen für den einzelnen Menschen so für ein ganzes Volk ein Moment kommt, wo es über sich selbst Gericht hält. Es wird ihm nämlich Gelegenheit gegeben, die Vergangenheit zu reparieren und sich der alten Sünden abzutun. Dann steht aber die Nemesis ihm zur linken Seite und wehe ihm, wenn er nun nicht den rechten Weg einschlägt". So steht es jetzt mit Deutschland."

Anhang 1

Petition des Bezirksausschusses der demokratischen Vereine von Oberhessen (Nr. 6248)

(zu Seite 85)

Hohe Nationalversammlung!

Als Euch die deutsche Nation auf einen Beschluß des Vorparlaments hin ihre Souveränitätsrechte anvertraute, war dieselbe offenbar nicht gewillt, diese Rechte an Euch zu veräußern, oder durch Euch veräußern zu lassen, sondern sie wollte und erwartete, daß Ihr diese unveräußerlichen durch die gerechte Revolution wiedereroberten Rechte feststellen und feierlich sanktionieren solltet. Diese Willensäußerung der Nation scheint Ihr nicht gekannt, oder ignoriert zu haben.

Denn nicht nur habt Ihr Euch mit den von Euch proklamierten sogenannten Grundrechten dadurch in Widerspruch gesetzt, daß Ihr die Herrschaftsprivilegien einzelner Familien über die unnatürlich zerrissenen Teile unseres Vaterlandes nicht abgeschafft habt, sondern Ihr habt es sogar nicht unter Euerer Kompetenz gehalten, ein ganz neues, die Souveränität der Nation aufs tiefste verletzendes V o r r e c h t zu schaffen, indem Ihr die regierenden Mitglieder jener Familien zur Bekleidung des obersten Amtes der Exekutivgewalt für fähig und würdig erklärt habt; ja, es gibt eine starke Partei unter Euch, deren eifrigstes Bestreben es ist, gedachtes Privilegium einer einzigen Familie — selbst auf die Gefahr des Verlustes Deutsch-Österreichs hin — erblich und auf ewige Zeiten zu übertragen.

Diesem Bestreben, das man allenfalls durch die Notwendigkeit, Deutschland eine starke und einheitliche Regierung zu geben, entschuldigen könnte, seid Ihr nur in sofern entgegengetreten, als Ihr die von Euch beliebte „Reichsgewalt" zum Werk- und Spielzeug der Einzelregierungen gemacht hat, indem Ihr durch die dorthin gehörenden Paragraphen 13 und 19 den Einzelregierungen die freie Verfügung über ihre Militärkräfte in den Händen lasset und es denselben außerdem möglich machet, durch besondere außerordentliche Gesandtschaften an fremde Mächte alle Unternehmungen der auswärtigen deutschen Politik zu lähmen und zu vereiteln.

Und wie habt Ihr erst die Souveränitätsrechte der Nation in Euren Bestimmungen über den „sogenannten" R e i c h s t a g gewahrt! Das von Euch kreierte Staaten-

haus, ohne dessen Zustimmung kein Gesetz erlassen werden kann, dessen Mitglieder von den Regierungen Stellen annehmen dürfen, ohne sich einer Neuwahl unterwerfen zu müssen, dessen größere Hälfte sogar aus Abgeordneten der Regierungen besteht, welches aber gleichwohl, sollte es je einmal dem Willen der Nation Rechnung tragen, mitsamt dem Volkshaus von der Reichsgewalt zu jeder Zeit aufgelöst und außerdem durch das absolute Veto des Oberhauptes nach Belieben zum Schweigen gebracht werden kann — dieses Staatenhaus, sagen wir, würde es der Nation zur reinen Unmöglichkeit machen, ihren Willen auf gesetzlichem Wege zur Geltung zu bringen.

Alle Hoffnungen und Illusionen aber, welchen man sich nach den vorerwähnten trostlosen Paragraphen in Bezug auf eine gesetzliche und naturgemäße Entwicklung der deutschen Freiheit und Nationalmacht allenfalls noch hingeben könnte, werden vollständig durch das vernichtet, was Ihr die „Gewähr der Verfassung" genannt habt, namentlich durch die dahin gehörenden Paragraphen 5 und 6, wonach jede Änderung der Regierungsform eines Einzelstaates von der zweimaligen Zustimmung von zweidritteilen der beiden Häuser und außerdem von der Genehmigung des Oberhauptes abhängen soll, wonach den Einzelregierungen die Gewalt eingeräumt wird unter Umständen alle Volksfreiheit auf 14 Tage zu suspendieren. Mitglieder der Nationalversammlung!

Wenn wir uns vor der zweiten Lesung der Verfassung nochmals auf dem Wege der Vorstellung und Bitte an Euch wenden und Euch ermahnen, die verwerflichen und empörenden Bestimmungen der von Euch beratenen Verfassung so abzuändern, daß dadurch die Souveränität der Nation nicht verletzt wird, so handeln wir so, um Euch jeden Vorwand abschneiden zu helfen, den Ihr etwa aus dem Stillschweigen des Volkes ziehen könntet und um keinen der Schritte unversucht zu lassen, welche gewissenhafte Patrioten tun müssen, ehe sie sich zu äußersten Mitteln entschließen, die von jeher die letzte Zuflucht mißhandelter Völker gewesen sind und zu welchen man auch diese gute und langmüthige, endlich zum Bewußtsein Ihres Rechts und Ihrer Kraft erwachte deutsche Nation hindrängen zu wollen scheint.

Gießen, den 16. Februar 1849.

Im Namen von 41 demokratischen Vereinen Oberhessens

Der Bezirksausschuß der demokratischen Vereine von Oberhessen

Aug. Becker, Präsident
J. Hillebrand, Vizepräsident
Dr. Bork, Schriftführer
Gastauer, Archivar
J. Wahl, Expeditor
F. O. Schenk, Schriftführer
Georg Noll, Rechner

Anhang 2

Petition des Redevereins zu Grünberg in Oberhessen betr.: „Die Organisation des Gewerbewesens" (Nr. 2287)

(zu Seite 88)

Hohe Reichsversammlung!

Unter den Gegenständen, über welche eine hohe Reichsversammlung Beschlüsse fassen wird, nimmt die Frage über das Gewerbewesen eine besonders wichtige Stellung ein. Darum kann es nur heilsam sein, wenn von allen Seiten Mitteilungen eingesandt werden, welche sich über das aussprechen, was den Gewerbetreibenden not tut. Auch wir haben in der neuesten Zeit die hierher gehörigen Fragen vielfach erörtert und erlauben uns daher, die Resultate unserer Beratungen in nachstehenden Zeilen niederzulegen.

Von allen Seiten her vernimmt man die bittersten Klagen über das Sinken des Gewerbewesens und leider müssen wir bekennen, daß solche Klagen keineswegs unbegründet sind. Dieselben beziehen sich teils auf die Stellung der Handwerker im bürgerlichen Leben, teils auf den Druck, unter welchem die Gewerbetreibenden fast erliegen, teils endlich auf den oft zu mangelhaften, unvollkommenen Betrieb der Gewerbe selbst, welche eine Konkurrenz mit dem Ausland nicht ertragen können.

Keinem einsichtsvollen Politiker wird es zweifelhaft sein, daß die Lösung der politischen Probleme minder tief eingreifen wird als die Entscheidung über die sozialen Fragen. Was kann das kombinierteste oder das einfachste Staatsgebäude nützen, wenn es nicht in dem Kern des Volkes einen festen Grund findet? Bei der Entscheidung jedoch über diese Gegenstände kann das zähe Festhalten an einem Prinzip nur verderblich sein. Das Leben in seinen zahllosen Nuancen steht unendlich höher als das Prinzip, das die Schulweisheit nach langem Grübeln aufgefunden; und der Arzt, der den kranken Organismus zur Genesung führen will, muß darauf sehen, daß die Blüte der Wissenschaft durch die Pflege einer reichen Erfahrung zur segenbringenden Frucht gebracht werde. Diesen Weg aber möchten wir auch einmal betreten, indem wir unser Gutachten über den leider bedenklichen Zustand des Gewerbewesens abgeben.

Die beiden Heilmittel, welche man dem Gewerbestande empfiehlt, stehen einander gegenüber wie die Gaben der Homöopathen und der Allopathen, sie heißen

a) Gewerbefreiheit, b) Zunftzwang.

Wer das Prinzip der individuellen Freiheit konsequent durchführt, der muß allerdings zu der Folgerung gelangen: „Jeder kann im Staate ein Geschäft treiben, das ihm beliebt. Wer die alten Rechtsvorschriften beobachtet: honeste vivere, neminem tendere suum cuique tribuere, der ist Niemanden über die Art und Weise, wie er sich ernährt, eine Rechenschaft schuldig." Wer bei dem einen Gewerbe nicht bestehen kann, der darf ein neues beginnen, oder er darf auch ein zweites und drittes neben seinem ersten betreiben.

Diese Sätze stellen uns allerdings das Ideal einer möglichst großen Freiheit vor Augen, und sie haben ferner nicht wenige Analogien für sich. Niemand wehrt es dem Künstler, das Geschäft zu beginnen und zu betreiben, zu dem sein Genius ihn führt, — niemand wird den Dichter hindern, bald der lyrischen Muse zu dienen, bald wieder auf den Altar der Kalliope die Früchte seines Geistes als schönstes Opfer niederzulegen; — niemand wird dem Gelehrten verbieten, die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft zu durchwandern; — niemand endlich wird es anders als natürlich finden, wenn der Landwirt sein Geschäft nach allen Seiten hin erweitert und jeden erlaubten Vorteil sich zu verschaffen sucht.

In thesi also ist die Gewerbfreiheit in ihrer vollsten Ausdehung zu billigen; — allein es fragt sich, ob sie in praxi für Deutschland zu empfehlen wäre. In Nordamerika herrscht sie unbeschränkt. Gar mancher Einwanderer, der in Europa nur die Feder zu führen wußte, treibt in der neuen Welt verschiedene Gewerbe nach einander, bis er endlich bei dem stehen bleibt, das er für das lohnendste erkennt. Nun blühen allerdings in Nordamerika die meisten Gewerbe in einer Großartigkeit, daß wir uns kaum die Möglichkeit solcher Erscheinungen denken können und darum blicken Tausende voll heißer Sehnsucht nach dem Lande, in dem für deutsche Tüchtigkeit und deutschen Fleiß eine zweite Heimat sich gebildet hat. Die glückliche Lage der Amerikaner beruht aber auf ihren öffentlichen Verhältnissen. In ihren Staaten waltet und wirket das jugendlich-frische, mächtige Treiben und Drängen, das durch keinen Druck gehemmt, in voller Freudigkeit vorwärts und aufwärts strebt. In Deutschland will und soll ein Nationalleben erst beginnen und es werden Jahrzehnte verstreichen, ehe alle Einrichtungen volkstümlich geworden, alle Glieder des großen Staats von dem Geist der Neuzeit durchdrungen sind.

Ferner vergißt man, daß in Amerika noch immer Mangel an Arbeitskräften herrscht, daß dort noch nicht ein bedrohliches Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumtion eingetreten ist, daß endlich in der neuen Welt noch Raum für viele Millionen sich findet, während bei uns die Überbevölkerung die entschiedenste Gefahr droht. In den Ländern Europas, welche die Gewerbefreiheit errungen haben, lassen sich die bedenklichsten Folgen derselben nicht wegleugnen, und so sehen sich die Staatsmänner in die schlimme Lage versetzt, alle möglichen sozialen Experimente zu machen, um die hungernden Arbeiter zu sättigen, so war es möglich, daß in Oberschlesien unter den zu jeder Arbeit bereitwilligen Webern das namenloseste Elend ausbrechen konnte. Die volle, unbedingte Gewerbefreiheit liegt gleich einer ersehnten Insel in weiter Ferne; noch aber umrauschen uns die tosenden Wogen der Zeit, und darum müssen wir darauf sehen, daß wir das Schiff, auf dem wir vorwärts streben, erhalten, daß wir sorgsam jeden Leck verstopfen, den das ungestüme Meer veranlaßt, daß wir zugleich die Schiffsmannschaft vor Elend, Hunger und Krankheit bewahren. Das ist zunächst die Aufgabe unserer Zeit. Wir sind darauf gefaßt, daß die jetzt lebende Generation die größten Opfer wird bringen müssen. Legen wir aber damit einen Samen in die Furchen der Zeit, der für unsere Kinder zur beglückenden Frucht reift, so wollen wir mit dem Ausspruch uns trösten:

„serit arbores, quae alteri seculo prosint."

Nun fragt es sich aber. ob vielleicht der Schlüssel, der die Pforte einer besseren Welt uns öffnet, uns gegeben ist in dem

Zunftzwang.

Die alten Zünfte mit ihren strengen Formen, ihrem gegliederten künstlichen Räderwerk waren in der Kulturgeschichte ebenso notwendig, als die anderen Anstalten, welche den Geist in ihren gemessenen Kreisen nähren und erziehen mußten, bevor er hinausstürmen konnte, um die Welt zu überwinden. Wer freilich die Sache nur nach ihrer Außenseite betrachtet, ohne zu bedenken, wie viel des Neuen die Zeit gebracht hat, der wird meinen, die ehemaligen Zunftartikel seien den sibyllinischen Büchern vergleichbar, und aus dem unerschöpflichen Schatz ihrer erhabenen Weisheit könnten auch unsre Staatsmänner die herrlichsten Belehrungen entnehmen. Allein man bedenke dabei, daß der Bürgerstand, der sich freiwillig jene strengen Satzungen auferlegte, eine Mission zu erfüllen hatte, die teils vollbracht ist, teils ihre Wirkungen nach allen Teilen des Volkes verbreitet hat. Der Bürgerstand des Mittelalters schloß in sich die bewegende, gärende Kraft, durch welche eine neue Zeit geboren werden sollte. Er bewahrte dem Adel und dem Klerus gegenüber den Sinn der alten deutschen Freiheit, und während der Bauer allmählich zu einem „hörigen Manne" gemacht wurde, nur als eine glebae adscriptus dastand, erhob sich das Bürgertum zu hoher Macht und Stärke. Die Dome, die in den vaterländischen Strömen sich spiegeln, wurden von freien Bürgern erbaut, die keinen höheren Ruhm kannten, keinen stolzeren Titel verlangten, als Meister zu sein und zu heißen in dem Berufe, dem sie ihr Leben gewidmet. Während der niedere Adel vom Stegreif lebte, der höhere in zwecklosen Fehden seinen Ruhm suchte, flüchteten sich die Künste, die Wissenschaften in den Schoß der Städte; — und so sammelten die deutschen Bürger neben den geistigen Schätzen auch irdische Reichtümer, so daß sie selbst Kaisern und Kurfürsten aus der Not helfen, und die armen Ritter verhöhnen konnten. Damals konnte man sagen:

„Hätt' ich Venedigs Macht,
Augsburger Pracht,
Ulmer Geschütz,
Straßburger Witz,
Nürnberger Geld,
So wär' ich Herr der Welt."

Der Glanz der Städte wurde vermehrt durch die Bedeutung des Handels, in dem ihre reichste Blüte sich offenbarte. Damals war es, wie Dahlmann berichtet, wo Engländer und Franzosen die Rohprodukte ihrer Länder um ein Spottgeld den deutschen Kaufleuten überließen, und die fein verarbeiteten Stoffe, die aus den Werkstätten Deutschlands zu ihnen zurückkehrten, mit Gold wieder aufwogen. Damals war es, wo man deutsche Meister berief, um in fremden Landen Denkmale der Kunst zu errichten. — Der Hinblick auf solche Denkmale der ehemaligen Größe muß freilich den bloßen Geschichtsforscher begeistern; der Gewerbtreibende aber fragt: „Warum ist das anders geworden? Warum ist der Deutsche, dessen Schöpfergeist die großartigsten Erfindungen ins Leben rief, jetzt abhängig geworden von dem Kunstfleiß der Ausländer? Warum senden wir unsere Rohstoffe nach Frankreich, Belgien oder England, um ihre Fabrikate wieder mit dem Schweiß unserer Arbeit zu bezahlen?"

Die Antwort auf die Frage wird gegeben in der Geschichte Deutschlands. Es war zu der Krisis gekommen, welche vor Jahrtausenden die Blüten Griechenlands abstreifte. Als hier niemand mehr ein Grieche sein wollte, als man in engherzigem Partikularismus nur von Spartanern, Athenern, Thebanern wußte und redete, da mußte die alte Herrlichkeit untergehen. Und als in Deutschland Siegeshymnen gesungen, Siegeskränze geflochten wurden, weil Deutsche, geführt von fremden Eroberern, ihre deutschen Brüder überwunden hatten, da war eine Zerrüttung aller Verhältnisse unausbleiblich. So sind wir denn durch den Wechsel der Zeiten immer tiefer hinabgesunken, bis endlich die scharfen Märzlüfte uns aus dem Schlafe weckten und uns erkennen ließen, daß es Zeit sei, an Deutschlands Einheit zu denken.

Wir haben die Zunftordnungen der alten Zeit gründlich durchgegangen; — sie enthalten viel Schönes und Gutes. Wer sie aber unsrer Zeit aufdringen wollte, den würden wir dem vergleichen, der die frei gewordnen Dichter des XIX. Jahrhunderts nach den Regeln jener Tabulatur meistern wollte, unter deren Schirm der Minnesang in dem Meistersang verkümmerte. Wir wollen dankbar erkennen, daß unsere Zeit auf den Schultern der Vergangenheit steht; aber wir können uns den sentimentalen Romantikern nicht beigesellen, welche in ihren überschwänglichen Träumereien der Gegenwart vergessen;

denn es ist dahin, es ist verschwunden
jenes hochbegünstigte Geschlecht:
Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
und der Lebende hat recht.

Wenn wir uns aber sowohl gegen die vollkommene Gewerbefreiheit als gegen den Zunftzwang aussprechen, so fragt es sich, was wir denn eigentlich wollen? Soll vielleicht eine Versöhnung der Gegensätze bewirkt, eine hinkende Vermittlung möglich gemacht werden? — Wir glauben, daß Feuer und Wasser sich nicht vereinigen; — wohl aber ist ein Standpunkt möglich, der, unbekümmert um solche Gegensätze, wie die Parteien sie hinstellen, allein das festhält, was der Zeit not tut, was eine bessere Zukunft vorbereiten kann. — Und indem wir einen solchen Standpunkt einnehmen, erlauben wir uns, Ihnen nachfolgend unsre Ansichten offen und entschieden darzulegen.

Wir sind der Meinung, daß wir aus den Wirren unsrer Zeit nur dann glücklich herauskommen, wenn die ganze Nation eine geistige Umwandlung durchmacht, oder, um dies christlich auszudrücken, wenn sie von Neuem geboren wird. Und nur auf diesem Wege können auch die besonderen Verhältnisse verbessert werden, nur so ist im Allgemeinen wie im Einzelen ein wahrhafter Fortschritt möglich, deshalb sehen wir eine Rettung des Gewerbstandes darin, daß unter demselben eine allseitig gediegene B i l d u n g verbreitet werde. Von dieser soliden Grundlage aus kann und wird der Gewerbstand zu einer neuen Blüte sich erheben, die den Forderungen der Zeit entspricht und die kräftig genug ist, um auch den Hagelschauern und den Stürmen des Lebens Widerstand zu leisten.

Dem künftigen Handwerker muß die Gelegenheit geboten sein, alle die Kenntnisse und Einsichten sich zu erwerben, durch welche eine wahrhafte Geistesbildung gefördert wird, und es ist daher eine Umgestaltung des ganzen Schulwesens notwendig.

Bisher arbeitete die Schule zunächst dafür, daß sie die Prüfung gestrenger Examinatoren aushalten konnte. Da aber diese Examinatoren in der Regel gewisse Lieblingsfächer hatten, in denen sie sich bewegten, durch die sie sich blenden und bestechen ließen, so wurde gar oft das Wesentliche durch das Unwesentliche verdrängt. In der einen Schule galten tote Gedächtnisübungen für die Hauptsache, in der zweiten hielt man unnütze Rechenkunststücke für den höchsten Beweis der Geistesbildung, in der dritten wurden die Kinder mit grammatikalischen Regeln gemartert, ohne sich mündlich und schriftlich mit einiger Fertigkeit ausdrücken zu können. Eine eigentliche Lebensbildung vermittelten weder die hohen, noch die niedren Schulen und namentlich war das Bestreben, wahrhaft tüchtige Bürger heranzuziehen, die ein patriotisches Selbstgefühl in sich trügen, in den öffentlichen Lehranstalten des Polizeistaates nicht zu finden.

Der künftige Handwerker bedarf neben einer wahrhaft religiösen Ausbildung auch jener Entfaltung seiner intellektuellen Fähigkeiten, die ihn tüchtig macht, sein Geschäft mit freiem Selbstbewußtsein, mit Einsicht und Verstand zu betreiben. Man ist leider dahin gekommen, daß man die Gewerbe viel zu fabrikmäßig und darum oberflächlich betreibt, daß man die Arbeiter nur wie Maschinen ansieht, deren körperliche Kraft benutzt, ohne zugleich ihre Geisteskräfte zur Entfaltung zu bringen. Tausende von jungen Männern verbringen ihre schönsten Tage in Fabriken, wo sie arbeiten, aber nichts lernen und wenn dann die Zeit kommt, wo sie selbst ein eigenes Geschäft gründen möchten, sind sie viel zu unwissend, als daß sie ihr Gewerbe selbständig betreiben könnten.

D a s H a n d w e r k m u ß s i c h w i e d e r z u r K u n s t e r h e b e n , d e r H a n d w e r k e r m u ß w i e d e r K ü n s t l e r w e r d e n , w i e e r d i e s e i n s t g e w e s e n i s t . In dieser Forderung liegt nichts Übertriebenes. Wenn der Geschäftsmann sein Gewerbe nicht bloß mechanisch und geistlos betreibt, wenn er vielmehr die theoretischen Vorkenntnisse besitzt, auf denen dasselbe beruht, dann gestalten sich seine Arbeiten zu freien Produkten seines Geistes und die Tüchtigkeit derselben hängt nicht mehr vom Zufall ab, sondern ist eine notwendige Folge dessen, was der Geist klar und lebendig sich gedacht hatte. Ein Beispiel möge dies klar machen. Ein Zimmermann entwirft den Riß zu einem Hause zuerst in seinem Kopfe. Ein Bild dessen, was er sich klar gedacht, zeichnet er aufs Papier. Nun nimmt er das Material zur Hand, berechnet nach bestimmten Regeln und mit deutlichem Bewußtsein, wie viel Holz er bedarf, er berechnet weiter, wie er das vorhandene Material auch am vorteilhaftesten bearbeiten kann, und läßt dann die einzelnen Teile des Hauses seinem Entwurf gemäß einrichten:

a) durch eine bessere Stellung der Lehrlinge,
b) durch eine weise Leitung der Gesellen,
c) durch die genügende Unterstützung der Meister, namentlich auch dadurch, daß der Staat ihnen einen angemessenen Schutz verleiht.

ad a: Die Lage der Lehrlinge war bisher gar oft eine unglückselige. Neben einer barschen Behandlung von seiten des Meisters und der Gesellen mußten sie sich oft auch die schnöden Zurechtweisungen von der Meisterin und deren Kindern gefallen lassen. Sie wurden nicht als Schüler und Zöglinge angesehen, sondern als Sklaven betrachtet, für die keine Arbeit zu schlecht, keine Behandlung zu hart war. Der eigentliche Zweck, die Lehrlinge zu tüchtigen Menschen heranzubilden, wurde selten beachtet; sie mußten die Bedienten, die Ausläufer machen, gar oft die Kinder ihrer Meister warten oder andere häusliche Geschäfte verrichten. So waren die Lehrjahre harte Jahre. Statt daß in die Brust des jungen Menschen Liebe zu seinem Beruf gelegt worden wäre, mußte ihm die Arbeit widerlich werden, und als glänzendstes Ziel stand vor seinen Augen das Los des freieren Gesellen, dessen Glück er natürlich nur in einem wilden, ungebundenen Treiben zu erkennen vermochte. Das muß anders werden.

Kein Lehrling kann in ein Geschäft eintreten, bevor nachgewiesen ist, daß er die für sein Fach unentbehrlichen Schulkenntnisse besitzt. Der Meister ist gehalten, den Schüler mit Liebe und Schonung zu unterrichten, ihm Lust und Vergnügen an seiner Arbeit beizubringen und namentlich auch seine Aufmerksamkeit und sein Selbstdenken zu schärfen. Nach einer alten, höchst verderblichen Regel geht es mit den armen Lehrlingen nicht selten, wie mit den kleinen Kindern. Diese schickt man in die Schule, damit sie von der Gasse kommen oder damit sie das Stillsitzen lernen; — jene bannt man in die Werkstätte, um den Jungenmut zu bändigen. Neben der Unterweisung im eigentlichen Handwerk muß auch eine theoretische Fortbildung möglich sein. Der Lehrling muß in den Fortbildungsanstalten diejenigen Kenntnisse sich erwerben, ohne die er niemals die von ihm angestrebte Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen vermag. Der Meister ist dafür verantwortlich, daß der Lehrling jede ihm dargebotene Gelegenheit, sich weiter auszubilden, auch wirklich benutzt.

Wenn alle diese Voraussetzungen stattfinden, dann erhalten wir angehende Handwerker, die nicht bloß aus Not, sondern mit wahrer Freudigkeit ihr Geschäft erlernen. Es war leider dahin gekommen, daß ein junger Mensch von einigem Selbstgefühl sich scheute, den fortwährenden Demütigungen des Lehrlings sich auszusetzen, und nur die ganz armen Jünglinge entschlossen sich, bei fremden Meistern ein Handwerk zu erlernen. Die Söhne ergriffen in der Regel nur das Geschäft ihrer Väter, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie die genügende Fähigkeit dazu hatten. Die Söhne der Staatsdiener, der Militärpersonen, der Geistlichen, der Lehrer hielten es unter ihrer Würde, zu einem Handwerk zu greifen; — die Söhne der wohlhabenden Geschäftsleute lernten höchstens das Gewerbe ihres Vaters. Und unzählige Handwerkersöhne, die einiges Talent zeigten, angelten nach einem Staatsdienste oder suchten durch die Feder ihr Dasein zu fristen. So wurden den produktiven Klassen immer mehr Kräfte entzogen. Wer bedeutende Geldmittel oder hervorstechende Geistesgaben besaß, wandte dieselben nicht einem Handwerk zu. Daher mußten die Gewerbe sinken, da sie weder durch materielle Kräfte, noch durch die nötige Intelligenz gehoben und gefördert wurden. Hier liegt der eigentliche Krebsschaden. Der ehrenwerte Stand der Handwerker genoß nicht mehr die ihm gebührende Achtung in den Augen der Welt, und leider konnte man hier sagen: „Ehre verloren, alles verloren." Das alles hing mit der unvolkstümlichen Denkungsart einer hoffentlich zu Ende gehenden Zeit zusammen! So lange man um ein Ordensband Leib und Seele verpfändet oder nach einem leeren Titel buhlte, so lange selbst Geschäftsleute sich Hof- oder Kommerzienräte nennen ließen, so lange ein Hofbäcker mehr gelten wollte als ein Bäcker schlechtweg, so lange man mit einem Worte glaubte, die Würde des Mannes sei weniger wert als das Beifallächeln eines Gewaltigen, konnte der Gewerbstand sich nicht erheben. Nicht durch Geld allein ist hier zu helfen, sondern nur dadurch, daß die treibende Kraft der Intelligenz ein neues, glücklicheres Geschlecht ins Dasein ruft. Der Lehrling kann nur dann G e s e l l e werden, wenn er eine Prüfung besteht, worin er sich ausweiset, über ein entsprechendes Maß von theoretischen Kenntnissen, wenn er ein s. g. praktisches Gesellenstück verfertigt und wenn er ferner ein Zeugnis vorlegt, daß sein sittliches Betragen tadellos sei. Jede Begünstigung der Meistersöhne muß aufhören.

Die Lehrzeit wird nicht bei allen Gewerben gleich sein können. Die hierüber zu erlassenden Bestimmungen dürfen jedoch dem Talent, dem Fleiß, dem Ehrgefühl keine allzu hemmende Fesseln anlegen. Es muß vielmehr

einem ausgezeichneten jungen Menschen gestattet sein, schon vor Ablauf der gewöhnlichen Lehrzeit der Gesellenprüfung sich zu unterwerfen. Den aufstrebenden Geist darf man nicht durch veraltete Formen dämpfen, man muß ihm den nötigen Spielraum gewähren, damit er freudig und lebenskräftig sich entfalten könne.

Das uns also vorschwebende Ideal läßt sich erreichen, sobald unter den Gewerbsleuten selbst wahrhaft guter Wille herrscht. Nicht durch großartige Untertützungen von Oben kann ein besserer Zustand begründet werden, sondern einzig und allein durch ein neu aufblühendes Leben des Volkes selbst.

ad b: Die Gesellen müssen gleichfalls eine würdigere Stellung einnehmen. Vor allen Dingen darf nicht eine stete Opposition dieses Standes gegen die Meister stattfinden. Sie müssen Hand in Hand gehen und erkennen, daß sie dieselben Interessen vertreten. Von der Tüchtigkeit der Gesellen hängt die Blüte des Geschäftes wesentlich ab; denn diese sollen nicht als bloße Maschinen, sondern als freie Männer ihre Arbeit verrichten, sie sollen nicht wertlose Fabrikate, sondern wirkliche Kunstwerke liefern. Das kann geschehen, wenn die Gesellen eine allseitige Vorbildung gewonnen haben und nicht bloße elende Pfuscher ihr kümmerliches Dasein fristen.

Wichtig sind die Gesellenvereine, welche jedoch nicht isoliert dastehen dürfen, sondern auch mit den Associationen der Meister in Verbindung stehn müssen. Die Aufgabe dieser Vereine ist vorerst die Fortbildung ihrer Mitglieder. Der Geselle muß weiter kommen als der Lehrling, und er muß namentlich auch eine nationale Bildung sich erwerben, damit er einst als Bürger seine Rechte schützen, seine Pflichten erfüllen kann. Der Geselle bedarf einer gediegenen Bildung um so mehr, als er auf seinen Reisen allen möglichen Verführungen ausgesetzt ist, vor denen nur seine persönliche Tüchtigkeit ihn schützen kann. Einer tüchtigen politischen Bildung bedarf er um so mehr, weil die Erfahrung lehrt, daß man die Gesellen gar oft mißbraucht hat, um die unsinnigen Theorien herrschsüchtiger Führer zu verwirklichen, daß man die jungen kräftigen Männer aufhetzte, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, die für die Schürer zu heiß waren. Der Gesellenstand erhebe sich auf eine Stufe, die ihm die Achtung der Welt sichert; dann wird es wieder eine Freude sein, diesem Stande anzugehören. Die Gesellenvereine haben weiter den Zweck, den unsrer Zeit so notwendigen Gemeinsinn zu wecken und zu fördern; sie müssen namentlich dazu dienen, kranke, schwache Mitglieder zu unterstützen, bei Unglücksfällen einander beizustehen und so ein Band der Verbrüderung um alle Genossen zu schlingen. Einen in jeder Beziehung tüchtigen Gesellen wird auch der Meister ehren und die Meisterin achtungsvoll behandeln; er wird als Freund, nicht als Fremdling in der Familie stehen, welcher er seine Kräfte weiht.

Um das Selbstgefühl der Gesellen zu erhöhen und ihnen eine würdigere Stellung zu sichern, muß es dem Meister gestattet sein, mehr als einen Lehrling zu gleicher Zeit anzunehmen, sobald er tüchtige Gesellen hat, welche im Stande sind, die Zöglinge zu unterrichten. Dabei muß aber der unsinnige Mißbrauch aufhören, wonach die Gesellen dem Lehrling keine Anweisungen geben, sondern verlangen, er solle alles absehen. Eine solche Unterrichtsmethode will für unsre an pädagogischen Einsichten so reich gewordene Zeit nicht mehr recht passend erscheinen.

ad c: Lehrlinge und Gesellen können nicht bestehen, wenn wir nicht tüchtige Meister haben. Sie werden aber um so tüchtiger sein, je besser die Vorschule war, in welcher sie sich ausgebildet haben.
Darum müssen folgende Grundsätze festgehalten werden. Niemand darf auf eigne Rechnung ein Gewerbe betreiben, bevor er nachgewiesen hat, daß er die dafür notwendigen Kenntnisse, Fertigkeiten und Erfahrungen besitzt. Um diesen Beweis zu liefern, hat ein jeder, der Meister werden will, eine seinem Fach entsprechende Prüfung zu bestehen, wodurch er seine theoretische Ausbildung, sowie seine praktische Tüchtigkeit an den Tag legt. Das sei die einzige Beschränkung, auf welche wir dringen. Denn obgleich in der Regel der künftige Meister die oben bezeichnete Vorschule durchmachen wird, wenn er seine Lehrzeit aushält, seine Gesellenjahre besteht, auch die Wanderschaft gehörig benutzt, so darf doch dem Genie nicht die Möglichkeit benommen sein, ein Gewerbe zu betreiben, das er vollständig versteht, ohne gerade den gewöhnlichen Weg eingehalten zu haben! Gar mancher denkende Kopf findet in der Stille und Einsamkeit eine neue Methode, er wird Autodidakt und leistet mehr, als mancher, der ganz Europa durch-

wandert. Gar viele talentvolle Männer treiben irgendein Handwerk, anfangs nur aus Liebhaberei und bringen es darin zu ungemeiner Fertigkeit. Wer wird ihnen wehren können, ihre Kunst anzuwenden, um ihren Unterhalt zu gewinnen? Im Gegenteil ist zu wünschen, daß recht viele wahrhafte Künstler ein Handwerk betreiben. Die großen Geister, die den gewöhnlichen Weg nicht zu gehen brauchen, sind selten, aber es muß ihnen doch kein Zunftzwang unmöglich machen, durch ihre Kunst sich zu nähren. Allein auf eine Prüfung legen wir einen sehr hohen Wert. Der Staat kann mit Recht verlangen, daß niemand ein Geschäft betreibt, das er nicht versteht. Diese scheinbare Beschränkung der individuellen Freiheit ist notwendig für das Gesamtwohl, und heilsam für den einzelnen. Der Staat kann nicht dulden, daß jemand sich als Arzt niederläßt, der nicht in einer Prüfung die nötige Bürgschaft für seine Tüchtigkeit abgelegt hat. Der Staat verlangt, daß Apotheker, Advokaten ihr Geschäft nur dann betreiben können, wenn sie ein entsprechendes Examen bestanden haben. Und dasselbe Verhältnis tritt auch bei dem Handwerker ein. Der Schaden, den z. B. ein ungeschickter Zimmermann, ein schlechter Maurer verschulden kann, wenn sein Bauwerk zusammenbricht, ist doch weit größer, als der Verlust, den ein Advokat seinem Klienten durch die ungeschickte Führung eines Prozesses zufügt. So können der Schneider, der Schuhmacher durch schlechte, gewissenlose Arbeit unter Umständen die Gesundheit ihrer Kunden gefährden. Aber nicht allein des Publikums wegen muß ein Meister sein Geschäft gründlich verstehen; es ist dies auch zu seinem eignen Fortkommen unerläßlich.

Zahllose völlig untüchtige Handwerker haben das Meisterrecht erschlichen. Sie nehmen Gesellen, sie nehmen Lehrlinge an. Weil sie aber nichts verstehen, sind sie der Spott ihrer Untergebenen, sie müssen sich auf andre verlassen und gehen endlich zugrunde. Solche verdorbene Meister sind zu keiner Arbeit mehr tauglich. Sie ergeben sich aus Mißmut, um ihre Grillen zu vertreiben, einem ausschweifenden Leben, suchen durch Spiel und Trunk sich zu zerstreuen und werden so zuletzt der bürgerlichen Gesellschaft zur Last. Freilich artet auch mitunter ein geschickter Mann aus; allein in der Regel ist die Geschäftslosigkeit, der Mangel an Kundschaft die Quelle, woraus der elende Zustand der zugrunde gegangenen Handwerker sich herschreibt. —

Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint die Meisterprüfung nicht als eine Beschränkung der Freiheit, sondern vielmehr als ein Mittel, die wahre Selbständigkeit zu erringen. Diese Prüfung ist gewiß unerläßlich, und es fragt sich nur, wer dieselbe vornehmen soll.

Nach unserer Ansicht müßten sich für einzelne Gemeinden wie für ganze Bezirke ein Gewerbrat bilden, bestehend aus Handwerkern verschiedener Zünfte, sowie aus Personen, die eine möglichst umfassende allgemeine, namentlich auch mathematische Bildung besitzen. Der Gewerbrat hätte das Wohl der Gewerbtreibenden sorgfältig zu überwachen und insbesondere auch die Prüfungen zu besorgen. — Das s. g. praktische Gesellen- oder Meisterstück wäre zwar zunächst von den Mitgliedern der betreffenden Innung aufzugeben; der ganze Gewerbrat aber ist berechtigt, über dasselbe zu entscheiden. Auf diese Art wird das Urteil nicht zu einseitig oder zu parteiisch und es kann namentlich der Handwerksneid sich nicht geltend machen.

In manchen Ländern wurden die Bauhandwerker von den technischen Behörden, den Baumeistern, geprüft. Wir halten es für besser, wenn man dies auch für die genannten Gewerbsleute dem Gewerberat überläßt und allenfalls bestimmt, daß das Resultat der Prüfung von den Baumeistern zu bestätigen, zu genehmigen sei. Die Baumeister sind in neuerer Zeit meist nur Theoretiker, deren Wissenschaft allerdings eine außerordentliche Ausdehnung und eine bedeutende Höhe erlangt hat, indem die Forschungen im Gebiet der Mathematik und der Naturkunde einen großen Einfluß auf jene Disziplin ausgeübt haben. Allein selten hat ein Baumeister irgendein Handwerk praktisch betrieben, und daher werden von den technischen Behörden mitunter solche Meisterstücke aufgegeben, die dem eigentlichen Zweck nicht entsprechen.

Ähnlich verhält es sich mit den Hufschmieden. Diese müssen eine theoretische Prüfung bei den Tierärzten bestehen; das praktische Meisterstück sollte von Handwerksgenossen aufgegeben werden.

Was von den Handwerkern im allgemeinen gilt, muß insbesondre auch von den Fabrikanten gesagt werden. —

Die Nationalökonomen preisen den riesenhaften Aufschwung des Fabrikwesens und berechnen den Flor eines Landes nach dem Verhältnis seiner Dampfmaschinen, seiner großartigen Etablissements.

Allein gar oft wird durch die glänzende Decke das namenloseste Elend verhüllt und während der Fabrikherr Millionen umschlägt, ist das Loos seiner Arbeiter nicht selten das elendeste Sklavenleben. Nehmen wir dazu, wie gar häufig die Fabriken auch Pflanzenschulen der schrecklichsten Demoralisation sind, so werden wir wenigstens eine Umgestaltung dieser Anstalten wünschen müssen. Vor allen Dingen verlangen wir, daß niemand eine Fabrik anlegen darf, der nicht selbst alle zum Betrieb seines Geschäfts erforderlichen Kenntnisse besitzt. Der Fabrikant soll in dieser Beziehung keinen Vorzug vor dem Handwerker erhalten. Dies ist vornehmlich darum notwendig, damit die Herrschaft des Kapitals über die Arbeit nicht allzu drückend werde. Die Erscheinungen in Frankreich und England müssen den aufmerksamen Beobachter vorsichtig und sogar ängstlich machen. Es ist oft empörend, zu sehen, mit welcher Unbarmherzigkeit reiche Kapitalisten verfuhren. Sie betrieben durch ihre Faktoren mehrere voneinander unabhängige, ganz verschiedne Geschäfte, wobei sie die nötigen Vorlagen machten und am Jahresschluß nur fragten, wie die Prozente noch erhöht werden könnten. An der Güte und Solidität der Fabrikate lag ihnen weniger; sie kannten nur eine Aufgabe: „Den möglichst großen reinen Gewinn von ihren angelegten Kapitalien zu ziehen." Ob dabei die Arbeiter zugrunde gingen, rührte sie wenig. Das wird bei einem Manne, der nicht bloß das Geld der Fabrik zuwendet, sondern dessen Intelligenz das Geschäft leitet, ganz anders sein. Ihm steht höher als der augenblickliche Gewinn sein Kredit, seine Ehre, und er weiß, wie ein dauerndes Steigen seines Geschäfts nur von der Gediegenheit der Fabrikate abhängt. Als Sachverständiger wird er täglich neue Vorteile auffinden, um sein Gewerbe immer großartiger zu betreiben. Dabei wird er die Arbeiter besser behandeln als ein Mann, der von dem eigentlichen Geschäftsbetrieb keine Einsicht hat. — Unser Grundsatz ist auch hier: Die Macht der Intelligenz muß von der Herrschaft des Kapitals, so viel als möglich, emanzipiert werden, der Geist allein soll über die Materie herrschen.

Es war bisher seltsam. Während für viele Handwerke ein Zunftzwang bestand, konnten die Fabrikanten nach Belieben schalten und walten, und es war ihnen leicht, den minder bedeutenden Geschäftsmann zugrunde zu richten. Werden aber hier die Spitzen der Extreme abgebrochen, erhebt sich das Handwerk zur Kunst und wird auch das Fabrikwesen solider und sorgfältiger betrieben, dann gibt es allmählich die notwendige Ausgleichung und es kann ein gegenseitiger Wetteifer bestehen, ohne daß ein Teil den andern zugrunde richtet.

Auf diese Weise erhalten wir einen gebildeten Handwerkerstand, der auch eine würdigere Stellung im bürgerlichen Leben einnehmen wird. Während in früheren Jahrhunderten die Handwerker einen ehrenvollen Rang einnahmen, sind sie neuerdings immer mehr zurückgedrängt worden, und jeder Krämer glaubte, mehr zu sein als der fleißige Mann, der früh und spät in seiner Werkstätte zu finden war. Kommt die Zeit, daß wir einen Schlosser, einen Schuhmacher nach den Landtagen, nach dem Parlament abordnen können, dann wird der so mächtige Stand der Handwerker zu einer Blüte sich entfalten, welcher die segensreichsten Früchte für das ganze Volksleben folgen müssen.

Wir behaupten sogar, daß diese wahrhafte Bildung auf den materiellen Wohlstand den unmittelbarsten Einfluß haben muß.

Wer einmal das Bedürfnis hat, in seiner Entwicklung voranzugehen, der benutzt jede Gelegenheit, um etwas Neues und Nützliches zu lernen. Er durchblättert kein Buch, ohne in seiner Einsicht gefördert zu werden, er macht keine Reise, ohne einen heilsamen Vorrat neuer Ideen mitzubringen. Darum kennt er aber auch keine reinere Freude, als geistige Anregung zu erhalten. Ein nur der Sinneslust geweihetes Leben ist ihm widerlich, ein träges Müßiggehen ist ihm unmöglich. Nicht in wildem Saus und Braus fühlt er sich glücklich, sondern in einem einfachstillen, von allem zwecklosen Prunk entfernten Leben. Und es ist wahrlich Not, daß alle Stände zu größerer Einfachheit zurückkehren, daß namentlich der elende Rangstreit in Kleiderpracht, in sinnloser Verschwendung, in Schwelgereien einander überbieten zu wollen, endlich einmal vom besseren Geist der Zeit verdrängt werde. Der ehrenwerte Handwerker in der reinlichen Blouse muß berechtigt sein, sich neben den stattlicher gekleideten Minister zu stellen. Dann wird auch der Wohlstand, das Behagen, die Zufriedenheit wiederkehren, und es wird auch der Segen des häuslichen stillen aber köstlichen Glücks immer mehr gewürdigt werden. Daß bei diesen unsren Wünschen nicht ein eitler Traum uns vorschwebt, ein

unerreichbares Ideal vor unsren Blicken steht, lehrt uns das Beispiel der Handwerker von Nordamerika und der Schweiz. Gar mancher schlichter Bürger wird von seinem Amboß oder der Schnitzbank abberufen, um im Rate der Gesetzgeber eine Stelle einzunehmen, die er mit Ehren ausfüllt. Solche Männer liegen aber nicht im Wirtshause, sie haben ihr ganzes Leben einer regelmäßigen Tätigkeit gewidmet. Dahin muß es auch bei uns kommen; — sonst haben wir herrliche Gesetze auf dem Papier, aber sie walten und herrschen nicht in der Brust des seiner Würde bewußten Volkes. Die Gesetzgeber bekümmerten sich bisher wenig oder gar nicht um den Handwerker. Für die Staatsdiener, die Krieger, die Großhändler, die Fabrikanten wurde gesorgt, aber den Kern des Volkes überließ man seinem traurigen Loos. Das wird anders werden, wenn auch schlichte Bürger tüchtig sind, in den Reihen der Volksvertreter zu erscheinen.

Bisher haben wir gezeigt, wie ein neues Leben des Handwerkerstandes durch seine höhere Bildung, also auf rein geistigem Wege geweckt werden könne und solle. Der Baum kann nur dann Frucht bringen, wenn die belebende, treibende Kraft ihn durchdringt und wenn alle seine Teile in ihrem Innern gesund und tüchtig sind. Allein der Baum bedarf doch auch der Pflege, und hier fragt es sich, in welcher Weise der große Gärtner, der Staat, für das Gedeihen der Handwerke sorgen kann. Hier läßt sich zwar im allgemeinen sagen: laissez faire; lege uns nur keine Hindernisse in den Weg. Dennoch soll der Staat keine Nationalwerkstätten anlegen, weil in ihnen der Träge dem Fleißigen gleichgestellt wird. Er soll nicht durch die Sträflinge in Zuchthäusern dem redlichen Arbeiter sein Geschäft verderben, indem er die Erzeugnisse solcher Anstalten um ein Spottgeld verkauft; — er soll die Arbeiten in den Eisenbahnwerkstätten nicht nach dem Taglohn verrichten lassen, sondern sie an tüchtige Meister abtreten.

Ferner muß der Staat durch geeignete Schutzzölle die vaterländische Industrie schirmen, zugleich aber durch Prämien die Ausfuhr deutscher Fabrikate anregen und dazu aufmuntern.

Die Gewerbe endlich bedürfen auch eines Schutzes gegen die bloßen Fabrikarbeiten. So muß das Hausieren völlig untersagt sein, es müssen ferner die Beeinträchtigungen aufhören, welche von dem Handel den Gewerbtreibenden zugefügt werden. Eine detaillierte Übersicht aller der Mißstände, die hier beseitigt werden müssen, gehört nicht in diese Vorstellung, da wir hier nur die Grundideen andeuten wollten, auf die eine zeitgemäße Gewerbeordnung gebaut werden kann.

Von dem Gedanken ausgehend, daß der Gewerbstand in sich selbst erstarken müsse, haben wir unsre Ansichten bereits der am 4. Juni a. c. der Offenbacher Versammlung kurz mitgeteilt. Sie fanden dort Anklang und deshalb erlaubten wir uns, das dort nur Angedeutete genauer zu begründen und ausführlicher darzulegen.

Die soziale Frage hängt innig zusammen mit der Frage über die Umgestaltung des Schulwesens und diese greift wieder so tief in das ganze Volksleben ein, daß eine hohe Reichsversammlung ein herrliches, aber freilich unendlich schwieriges Werk vollenden wird, wenn sie die zahllosen Probleme löset, welche auf diesen verschiednen Gebieten ihr entgegentreten.

Ist es uns gelungen, irgend einer neuen, zeitgemäßen Idee das Wort geredet zu haben, so hoffen wir, daß die Wahrheit sich Bahn brechen wird.

Der Redeverein zu Grünberg in Oberhessen

Für denselben:

Der Vorsitzende: gez. Unterschrift

Der Schriftführer: Unterschrift: F. Steinberger

Anhang 3

Verzeichnis der Mitglieder des demokratischen Arbeiter-Vereins (Arbeiterbildungs-Vereins) zu Gießen

Extrahirt aus Papieren des Arbeiter-Vereins im August 1850 [1])

Nr. / Name / Gewerbe / Heimat / Bemerkungen

1. Aller, Friedrich, Schreiner / 2. Arnhold, Jacob, Schuhmacher / 3. Aßmann, Heinrich, Schreiner (wohnt bei Koch) / 4. Atzmann, B., Schreiner / 5. Atzbach, Benjamin, Schreiner / 6. Augtor, Adam, Schuhmacher / 7. Aumann, Heinrich, Schuhmacher / 8. Auschütz, Karl, Buchdrucker (wohnt bei Scheld) / 9. Becker, August, Zeitungs-Red. / 10. Becker, Philipp, Schneider / 11. Balser, Julius, Bleicher /

12. Benver, Schuhmacher (Rechner des Arbeiter-Vereins 1819. In den Wehrausschuß für bleibend erklärt) / 13. Bertram, Ludwig, Schlosser / 14. Buhnhaus, Karl, Schuhmacher (Battenberg) / 15. Bork, Johannes, Dr. med. (Altenschlirf, wohnhaft in Gießen, pensionierter Physicats-Arzt) / 16. Bostel, Friedrich, Müller / 17. Born, Adam, Schreiner / 18. Bernauer, Adam, Bäcker / 19. Baps, Franz, Schreiner / 20. Bingeberg, G., Schreiner / 21. Brauburger, Julius (Gießen, Angestellter bei der Eisenbahn) / 22. Böttcher, Franz, Küfer / 23. Boberdik, Georg, Kupferschmied / 24. Berg, Konrad, Schreiner / 25. Böll, Jost, Schreiner / 26. Bäcker, Theodor, Buchdrucker / 27. Borth, A., Schriftsetzer / 28. Baumann, Domik, Buchdrucker (wohnt bei Keller seit 18. Juni 50 Controleur) / 29. Burkhardt / 30. Dechert, Philipp, Schneider / 31. Dakel, Wilhelm, Schneider / 32. Dietz, Friedrich, Schneider / 33. Dietz, Reinhard, Schneider / 34. Daub, Heinrich, Schieferdecker / 35. Dörninger, Balthasar / 36. Dietrich, Ludwig, Schneider / 37. Damm, Johann, Schreiner / 38. Dickel, Wilhelm, Schneider / 39. Dörr, Peter, Steindrucker / 40. Diehl, Wilhelm, Schreiner / 41. Dietz, Philipp, Bäcker / 42. Dornburg, Student / 43. Eppeling, Heinrich, Schuhmacher / 44. Einolf, Georg, Schlosser / 45. Erdmann, Zacharias, Schneider / 46. Euler, Andreas, Schreiner / 47. Fleischmann, Mathias, Schneider / 48. Frank, Franz (bei Brühl), Buchbinder (schuldet für eine Jacke 3 f. 19 x) / 49. Fritz, Lorenz, Schuhmacher / 50. Freund, Christian, Schreiner / 51. Friedrich, Georg, Schneider (Kassierer des Arbeiter-Unterstützungs-Vereins, wohnt bei Brück) / 52. Fußner, Jacob, Dreher / 53. Fröhling, Konrad, Lackierer / 54. Fulda, Chr., Bäcker / 55. Fichtelberger, Ludwig, Strumpfweber / 56. Franz, Karl, Schreiner / 57. Fink, Johann, Schneider / 58. Felde, Jacob, Schneider / 59. Fint, Daniel, Schuhmacher / 60. Ferro, Friedrich, Küfer / 61. Förier, Peter, Sattler / 62. Faber, Christian, Spengler / 63. Faber, Hermann, Spengler / 64. Gräf, Peter, Schuhmacher / 65. Görich, Heinrich, Schmied / 66. Gastauer, Anton, Maler (Krofdorf, Preuß. Präsident des Arbeiter-Vereins, seit 1849 ausgewiesen) / 67. Gail, Emil, Spengler / 68. Guntrum, Heinrich, Schuhmacher / 69. Gräf, Konrad, Schneider / 70. Grünewald, Heinrich, Zimmermann / 71. Gerlach, . . . / 72. Ganz, Ludwig, Schuhmacher / 73. Gegner, Robert, Schneider / 74. Ganzauge, Karl, Bäcker / 75. Glöckner, Friedrich, Kürschner / 76. Gelicke (Gilige), Karl, Schreiner (zahlt 28. Oktober 49 f. 1 Karabiner 36 x) / 77. Gronewald, Müller / 78. Gottfried, Georg, Schneider / 79. Göbel, Wilhelm, Schneider / 80. Hammer, Schreiner / 81. Hörle, Heinrich, Schneider / 82. Hasserling, Konrad, Schuhmacher / 83. Holzschuh, Balthasar, Bäcker / 84. Hoffmann, Gottlieb, Schuhmacher / 85. Heinzeling, Konrad, Sattler / 86. Humbert, Johann, Schuhmacher (2. Schriftführer) / 87. Hoffmann, Heinrich, Schuhmacher / 88. Hoffmann, Albert, Kupferschmied / 89. Helde, Karl, Schuhmacher / 90. Hoffmann, Karl, Schuhmacher / 91. Himmelreich, August, Schuhmacher / 92. Heus, Joseph, Schneider / 93. Hillebrand, Eduard, Student (Gießen) / 94. Hillebrand, Julius, Dr. (Gießen, Schriftführer 1848/49 des Arbeiter-Vereins) / 95. Hassenteufel, Joseph / 96. Hecht, Ch., Messerschmied / 97. Hard, Karl, Bäcker / 98. Heiland, Friedrich, Tischler / 99. Hüne, Schriftsetzer / 100. Hoffmann, Bastian, Schuhmacher / 101. Hametz, August, Schuhmacher / 102. Heß, Julius, Messerschmied / 103. Haas, Anton, Schneider / 104. Jung, Wilhelm, Schneider / 105. Jäger, J., Bäcker / 106. Knabe, Franz, Schuhmacher (Naumburg) / 107. Klein, Johann, Schneider / 108. Klös, Philipp, Schuhmacher / 109. Klemmsen, Johann, Schlosser / 110. Koch, Rudolph, Student der Rechte (Gießen, Sohn des Advokaten Koch) / 111. Kühn, Ludwig, Blaufärber / 112. Köhler, Johann, Schneider / 113. Krumm, Karl, Schuhmacher / 114. Kalbfleisch, Adam, Steinhauer / 115. Kalbfleisch, Heinrich, Schreiner / 116. Krailing, Jacob, Weißbinder / 117. Kurz, W., Schneider (seit 21. Juli 50 Controleur) / 118. Krämer, Heinrich, Student (Gießen, nun abwesend) / 119. Knaus, Schneider / 120. Kreuter, Heinrich, Weißbinder / 121. Köhler, Kaspar, Schneider / 122. Krämer, Dr. / 123. Kreiling, Heinrich, Schneider / 124. Krailing, Philipp, Zigarrenmacher / 125. Kalther, Schreiner / 126. Kraus / 127. Kaastein, August, Schuhmacher / 128. Keller, Friedrich, Buchdrucker (seit 18. Juni 50 Beigeordneter, wohnt bei Keller) / 129. Kaffeberger, Schneider / 130. Knop, Friedrich, Schuhmacher / 131. Leistner, Karl Theod. stud. phil. (Schönhaide, Sachsen, seit 11. Juni 1850 Präsident d. Arbeiter-Vereins, seit 1846 hier, logiert bei Handelsmann Reis Wit.) / 132. Lauterbach, Heinrich, Schreiner / 133. Lotz, Wilhelm, Glaser / 134. Ladeckel, Friedrich, Schreiner / 135. Lingelbach, Christian, Schneider / 136. Löb, Georg, Schuhmacher / 137. Löber, Schuhmacher / 138. Lenz, Karl, Schneider / 139. Lang, Ludwig, Schlosser / 140. Langenfeld, Theodor, Bäcker / 141. Leinweber, Heinrich, Schreiner / 142. Lansen, August, Schuhmacher / 143. Lang, M. / 144. Lücke, Hermann, Bäcker / 145. Lein, Philipp, Schreiner / 146. Leschen, Johann, Schuhmacher / 147. Loos, Ludwig Heinrich, Lackierer (wohnt bei Loos) / 148. Losch, Georg, Schneider / 149. Müller, August, Schuhmacher (wohnt bei Haring) / 150. Motz, Cigarrenmacher / 151. Müller, Wilhelm, Schneider / 152. Messinger / 153. Medel, Friedrich, Schuhmacher / 154. Müller, Karl, Schneider (wohnt bei . . . Biermann) / 155. Müller, Christian, Schuhmacher (wohnt bei J. Flott) /

156. Münsch, Johann, Schneider / 157. Molz, Friedrich, Schuhmacher / 158. Morscheimer, Zacharias, Schneider / 159. Möller, Ludwig, Mechaniker / 160. Michel, Karl, Schreiner / 161. Müller, Philipp, Schuhmacher (ein Müller [?] ist 2. Präsident seit 18. Juni 50) / 162. Müller II, Philipp, Schuhmacher / 163. Mann, Joseph, Sattler (wohnt bei Welz) / 164. Müller, Friedrich, Buchdrucker / 165. Morgel, Kaspar, Schneider / 166. Müller, Georg, Schreiner / 167. Mootz, Georg, Schuhmacher / 168. Moritz, Heinrich / 169. Morgenthal, Karl, Steindrucker / 170. Meyer, H., Küfer (ein Meyer [?] ist seit 18. Juni 50 Rechner des Arb.-Vereins) / 171. Meyer, Heinrich (Meier), Schneider / 172. Metzger, Ludwig, Schneider / 173. Müller, Heinrich, Müller / 174. Mumhard, Joh., Bäcker / 175. Mell, Wilh., Schneider / 176. Münch, Balthasar, Schneider / 177. Michel, Friedrich, Schuhmacher / 178. Marx, Jost, Schriftsetzer / 179. Meinhard, Jacob, Schneider / 180. Möller, Karl, Schneider / 181. Mersheimer, Zacharias, Schneider / 182. Mann, Joseph / 183. Müller, Benjamin, Schneider / 184. Noll, Wilhelm, Schreiner / 185. Neumann, Friedrich, Küfer / 186. Nothwang, Balthasar, Steinhauer / 187. Nießmann, Philipp, Spengler (wohnt bei Faber) / 188. Ockel, Wilhelm / 189. Pröcker, Schreiner / 190. Pfaff, Jacob, Schuhmacher / 191. Pretier, Jacob, Buchdrucker / 192. Popp, Georg, Schuhmacher / 193. Pitz, Georg, Steinhauer / 194. Plank, L., Bäcker / 195. Purfurs, H., Schuhmacher / 196. Pretier, Balthasar, Weißbinder / 197. Rühl, Buchdrucker / 198. Riegelhut, Konrad, Nagelschmied / 199. Rühl, Friedrich, Steindrucker / 200. Rausch, Karl, Bäcker / 201. Ronge, Friedrich, Instrumentenmacher (zahlt seinen Beitrag, Waffengeld) / 202. Ritter, Ruppert, Bäcker / 203. Rahn, Heinrich, Maler / 204. Rühl, Johann, Schneider / 205. Rau, Jacob, Färber / 206. Rothenberger, Julius, Buchbinder / 207. Reinhard, Heinrich, Schneider / 208. Range, S., Bäcker / 209. Römer, Adolph, Schreiner / 210. Römer, Andreas, Schneider / 211. Reiber, Fritz, Schuhmacher / 212. Rudolph, A., Büchsenmacher / 213. Richter, Christian, Büchsenmacher / 214. Rüdiger, Adam, Schlosser / 215. Rauch, Friedrich, Schneider / 216. Schenk, S. Otto, stud. med. (Bickenbach, Sohn der Witwe Möbus, 1849 Controleur des Arb.-Ver.) / 217. Schwarz, Karl, Schuhmacher / 218. Schäffer, Ludwig, Schneider / 219. Schäfer, Friedrich, Schneider / 220. Schnedecke, Ch., Gürtler / 221. Schneider, Ludwig, Schneider / 222. Stein, Friedrich / 223. Schneider, Heinrich, Schneider / 224. Straus, Philipp, Buchbinder / 225. Seip, Georg, Schuhmacher / 226. Schopp, Ludwig, Schuhmacher / 227. Simon, Heinrich, Schlosser / 228. Simon, Karl, Schneider / 229. Schnall, Karl, Schuhmacher / 230. Schulz, Karl, Schuhmacher / 231. Schönpin, Johann, Tapezierer / 232. Schwan, Balthasar, Schreiner / 233. Schnabel, Gottlob, Messerschmied / 234. Spaan, Robert, Buchdrucker / 235. Simon, Philipp, Schuhmacher / 236. Selzer, Friedrich, Schuhmacher / 237. Stadler, Emil, Steinhauer / 238. Schmall, Theodor, Schreiner / 239. Spawer, Andreas, Schuhmacher / 240. Schraner, Anton, Schneider / 241. Steffan, Johann, Wagner / 242. Schulmeyer, Peter, Schuhmacher / 243. Schlatter, Rudolph, Bäcker / 244. Strack, Philipp, Küfer / 245. Schwarz, Philipp, Schuhmacher / 246. Stoll, Ludwig, Müller / 247. Schäffstädt, Heinrich, Gürtler / 248. Schäfer, W., Schneider / 249. Stich, J., Schriftsetzer / 250. Speier, Ludwig, Schreiner / 251. Schwarz, Philipp, Schuhmacher / 252. Seidler, O., Steinhauer / 253. Stahl, L., Müller / 254. Simon, Konrad / 255. Schrot / 256. Staffel, Philipp, Schuhmacher / 257. Schauppner, Heinrich. Schreiner (wohnt bei Freiling) / 258. Schmitthammer (?) / 259. Stoll, Schneider / 260. Schild, C., Buchdrucker (An der Expedition des Jüngsten Tages [Wehr Dich]) / 261. Schulz, August, Schuhmacher / 262. Steinberger, Karl, Schneider / 263. Schön, Philipp, Schuhmacher / 264. Schmidt, Andreas, Schlosser / 265. Schulz, Gottfried, Schlosser / 266. Schäfer, Johannes, Schneider / 267. Troog, Schriftsetzer (wohnt bei Keller) / 268. Traum, Schuhmacher / 269. Trautmann, Georg, Schneider / 270. Terro, Friedrich, Bäcker / 271. Thomas, Julius, Schuhmacher / 272. Tour, A., Bäcker / 273. Traumüller, Fritz, Advokaten-Scribent, Gießen / 274. Trillhof, August, Schriftsetzer (Jena, seit 11. Juni 1850 Schriftführer des Arb.-Vereins) / 275. Unverzagt, Jacob, Schuhmacher / 276. Venator, Franz, Steindrucker / 277. Voltz, Steindrucker / 278. Vetzberger, Adolph, Schuhmacher / 279. Wendel, Nikolaus, Schuhmacher / 280. Walther, Balthasar, Schuhmacher / 281. Will, Ludwig, Schuhmacher / 282. Walter, Heinrich, Schneider / 283. Weimar, Theodor, Metzger / 284. Will, Ludwig, Schuhmacher / 285. Weber, Christian, Schreiner / 286. Weil, Friedrich, Schlosser / 287. Wagner, Adam, Müller / 288. Weitz, C., Schuhmacher / 289. Weber, Julius, Weißbinder / 290. Winkler, Wilhelm, stud. jur. (Allendorf, wohnt bei seiner Mutter, der Witwe Winkler in Gießen) / 291. Wahl, Ludwig, Mechaniker (seit 18. Juni 50 2. Schriftführer, abgedankt) / 292. Will, Balthasar, Schuhmacher / 293. Walter, Hermann, Schneider / 294. Wagner, Wilhelm, Schneider (Kassierer des Arbeiter-Unterstützungs-Vereins) / 295. Wissemer, Franz, Schneider / 296. Ziriax, Ludwig, Schlosser / 297. Zirkler, Christian.

---

[1]) BAF., Nachlaß Nover.

Anhang 4

Die oberhessischen Petitionen

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
1	Allendorf	2. 1849	Einwohner	Beendigung der deutschen Reichsverfassung	379	ja	6712	
2	Alsfeld	11. 9. 1848	Gewerbetreibende	Beitritt zu der vom Frankfurter Handwerkerkongr. ausgearb. Gewerbeordnung	89	ja	3845	
3	Alsfeld		Gewerbetreibende	Beitritt zu der vom Frankfurter Handwerkerkongr. ausgearb. Gewerbeordnung	138	ja	4930	
4	Alsfeld	15. 12. 1848	Bürger	Schutz der nat. Arbeit	79	ja	5041	RMH 444 f. 2
5	Alsfeld	9. 9. 1849	8000 Kopf Volksversammlung	Aufruf zum Festhalten an der Reichsverfassung	8	ja	7515	Nü.
5a	Altenhain	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Rede Carl Vogts in der 64. Sitz. betr. Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.
6	Altenschlirf		Volksverein (57 Mitglieder)	Aufruf zum Festhalten an der Reichsverfassung	4	ja	7156	
7	Battenberg (Bezirk)		Gewerbetreibende	Beitrittserklärung zu der vom Frankfurter Handwerkerkongr. ausgearb. Gewerbeordnung	113	ja	4907	
8	Battenberg	9. 12. 1848	Bürgerverein	Protest gegen Urteil Robert Blum	—	nein	4911	
9	Biedenkopf	(19. 3. 1849) [1]	Bürgerbund	Wahlgesetz	—	nein	6711	

[1]) Bei nicht datierten Petitionen wurde das Datum des Präsentäts oder der Sitzung des Plenums, in der es vorgelegt wurde, in Klammern beigefügt.

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
10	Biedenkopf	2. 1849	Einwohner	Beendigung der deutschen Reichsverfassung	—	ja	6712	zus. mit and. Gem.
11	Biedenkopf	(24. 3. 1849)	Mehrere Bürger	Deutsche Reichsverfassung	—	nein	6951	
12	Biedenkopf	(17. 4. 1849)	Mehrere Bürger	Festhalten an der Reichsverfassung	—	nein	7493	
12a	Billertshausen	4. 1849		Festhalten an der Reichsverfassung	30	ja	8262	(Druck)
13	Bingenheim	n. 1. 4. 1849	Soldat (mit and. aus weit. Orten)	Beschwerde wegen Nichtentlassung nach Ableistung des Militärdienstes	1	ja	8568	mit and. Soldaten
14	Bleidenrod		Bürger	Durchführung der Reichsverfassung	31		8093	Nü.
14a	Bobenhausen (Kr. Alsfeld)	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Rede Carl Vogts in der 64. Sitz. betr. Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.
15	Borsdorf	(24. 3. 1849)	Gemeinde		—	nein	6981	
16	Bottenhorn	4. 1849	Bürger	Durchführung der Reichsverfassung	47	ja	8098	Nü. (wie 7903)
17	Bönstadt	4. 1849	Bürger	Durchführung der Reichsverfassung	112	ja	8090	Nü. (wie 7903)
18	Breungeshain	(17. 4. 1849)	Einwohner	Durchführung der Reichsverfassung	—	nein	7442	
19	Breungeshain	30. 4. 1849	Einwohner	für entschiedeneres Handeln der NV	19	ja	8039	Nü.
20	Burgbracht	4. 1849	Bürgerschaft	Einstehen für die NV	32	ja	7905	Nü. (wie 7903)
21	Butzbach	15. 9. 1848	Turngem., Leseverband	Für Waffenstillst. m. Dänemark, Billigung des Beschl. vom 5. 9. 1848	3	ja	3166	zus. mit and. Gem

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
22	Butzbach	17. 10. 1848	Handwerker u. Gewerbsmänner	Beitrittserklär. z. d. v. Handwerkerkongr. ausgearb. Gewerbeordnung	171	ja	4929	
23	Butzbach	28. 12. 1848	Vorstand der Bürgerwehren (m. Wetzlar u. Gießen u. a.)	Verschmelzg. des Heerwes. mit dem Volke, Gründ. eines Wehrbundes	12	ja	6154	
24	Butzbach	26. 11. 1848	Vorstand der Bürgerwehren (m. Wetzlar u. Gießen u. a.)	Verschmelzg. des Heerwes. mit dem Volke, Gründ. eines Wehrbundes	6	ja	6155	
25	Butzbach	(5. 3. 1848)	Bürger	Für allg. Wahlrecht	—	nein	6320	
26	Butzbach	(24. 3. 1849)	Gemeinde	Für v. d. NV auf Zeit gewählten Präsidenten	—	nein	6975	
27	Büdingen	(7. 8. 1848)	Volksversammlg.	Einberufg. Heckers zur NV	—	nein	1644	
28	Büdingen	(5. 3. 1849)	Vaterländ. Verein	Verbesserg. a. Verfassungsentwurf	—	nein	6410	
29	Büdingen	(16. 4. 1849)	Bürger	Festh. an d. Reichsverfass.	—	nein	7389	
30	Büdingen	17. 4. 1849	Vaterländ. Verein	Durchführ. d. Reichsverfass.	170	ja	7548	Nü.
31	Dauernheim	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentlass. aus dem Dienst	1	ja	8568	m. and. Soldat.
32	Eckershausen	2. 1849	Einwohner	Beendigg. d. Verfassungswerkes	—	ja	6712	zus. mit and. Gem.
32a	Eschenrod	17. 1. 1849	Kriegerverein (80 Mitgl.)	Reichsoberhaupt	1	ja	7558	
32b	Felda	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Rede Karl Vogts, 64. Sitzg. betr. Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
32c	Feldkrücken	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Rede Karl Vogts, 64. Sitzg. betr. Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.
33	Florstadt	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentlassg. aus d. Dienst	1	ja	8568	
34	Florstadt	4. 1849	Bürger	Einsteh. f. d. Reichsverfass.	97	ja	8089	Nü.
35	Freienseen	4. 1849	Bürger	Einsteh. f. d. Reichsverfass.	50	ja	8459	Nü.
35a	Freienseen	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Die Rede Karl Vogts in der 64. Sitz., betr. die Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.
36	Friedberg	(17. 6. 1848)	Lehrerversammlg.	Reorganis. d. Schulwesens	—	nein	387	
37	Friedberg	(19. 6. 1848)	Freier Bürgerver.	Ergebenheitsadresse	—	nein	470	
38	Friedberg	(2. 8. 1848)	Lehrer d. Kr. Fr.	Reorganis. d. Schulwesens	—	nein	1473	
39	Friedberg	13. 9. 1848	Dt. Volksverein	Beitrittserklär. z. Beschl. d. NV v. 5. 9. 1848 (Malmö)	2	ja	3047	
40	Friedberg	15. 9. 1848	Turngemeinde	Beitrittserklär. z. Beschl. d. NV v. 5. 9. 1848 (Malmö)	—	ja	3166	zus. mit and. Gem.
41	Friedberg	20. 10. 1848	Vaterl. Konst. Verein	Befugnisse d. Reichsgewalt	2	ja	4104	
42	Friedberg	(5. 12. 1848)	Dt. Volksverein	Urteil an Robert Blum	—	nein	4800	
43	Friedberg	(19. 12. 1848)	Bürgerverein	Vertrauensadresse a. H. v. Gagern	—	nein	5058	
44	Friedberg	(24. 3. 1848)	Dt. Volksverein d. ob. Wetterau	Annahme d. Wahlges. z. Volksh.	—	nein	6880	
45	Friedberg	28. 3. 1849	Bürgerverein	Lösung d. Verfassungsfr., Erhalt d. Min. Gagern	230	ja	7203	

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
46	Friedberg	30. 4. 1849	Dt. Volksverein	Aufforder. d. Revol. zu proklamieren	116	ja	7971	Nü.
47	Friedberg	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentlass. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
48	Friedensdorf	2. 1849	Einwohner	Beendigg. d. Verfassungswerkes	—	ja	6712	zus. mit and. Gem.
48	Frischborn	(24. 3. 1849)	Bürgerverein	Dt. Reichsverfassung	—	ja	6936	
49	Geiß-Nidda	4. 1849	Bürgersch.	Einstehen f. d. NV	100	ja	7906	Nü.
50	Gettenau	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentlass. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
51	Gießen	(8. 6. 1848)	Dr. Weber u. G. Noll	Vogt-Wesendonck-Antr. auf Abschaff. d. Bundestages	—	nein	239	Petenten handeln i. Auftr. e. Volksvers.
52	Gießen	(14. 6. 1848)	Einwohner u. Bürger	Vertrauensadr., Bekenntn. z. dem.-konst. Monarchie u. Prinz. d. Volkssouveränität	—	nein	372	
53	Gießen	17. 6. 1848	Prof. Dr. Köllner	Überg. Aufsatz „Wie kann die Reichsvers. schneller u. zufriedenstellender geordnet werden“	—	ja	428	Aufsatz liegt nicht an
54	Gießen	(20. 6. 1848)	Bürger	Beitr. z. Adresse vom 20. Juni	—	nein	679	„Gießen und Umgebung“
55	Gießen	(10. 7. 1848)	Bürger	Ansch. and. Vertraunsbekund. d. Vaterländ.-dem.-Vereins	—	nein	941	
56	Gießen	(8. 9. 1848)	Karl Trapp	Erfindg. eines Zerstörungsmitt. zur See	—	nein	2672	war 1948 noch vorhand.
57	Gießen	13. 9. 1848	Republ. Verein, Vaterl. Verein, Polit. Verein, Märzverein	Mißbilligg. d. Beschl. der NV vom 5. 9. (Waffenstillst. mit Dänemark)	6	ja	3044	

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
58	Gießen	15. 9. 1848	Turngemeinde	Billigung d. Beschl. der NV v. 5. 9. (Waffenstillst. mit Dänemark)	—	ja	3166	zus. m. d. Bünden benachb. Gemeind.
59	Gießen	(23. 9. 1848)	Lehrerkonfer.	Aufheb. d. Armensch.	—	nein	3240	
60	Gießen	(9. 9. 1848)	Handw. u. Gewerbebetreib.	Beitrittserklär. z. d. Verhandl. d. Handw. u. Gewerbekongr. Frankfurt a. M.	179	ja	3359	
61	Gießen	(13. 10. 1848)	Vaterl. demokr. konst. Verein	Mißbillig. d. Beschl. d. NV v. 16. 9. u. a.	—	nein	3712	
62	Gießen	(2. 11. 1848)	Lehrerkonfer.	Gegen Art. IV Grundges. bes. gegen die Lehrerwahl d. d. Gemeinden	—	nein	4037	
63	Gießen	20. 10. 1848	Vaterl. konst. Verein	Befugnisse der Reichsgewalt	—	ja	4104	mit and. Vereinen Friedb., Schlitz, Hungen
64	Gießen	(28. 11. 1848)	Zentr.-A.	Nichterfüll. d. Amtspfl. d. einen Abg. d. NV	—	nein	4657	
65	Gießen	(5. 12. 1848)	Zentr.-A. d. konst. Vereine i. Großhzt. Hessen	Erlaß eines Ges. darüber, wie alle Konflikte z. einer Landesregier. u. d. Landrepräs. geschlicht. werden können	—	nein	4763	
66	Gießen	(5. 12. 1848)	6 pol. u. 3. and. Vereine u. eine. Volksvers.	Das bisherige Auftreten d. Zentralgewalt	—	nein	4785	
67	Gießen	(19. 12. 1848)	Vaterl. Verein	Vertrauensadr. f. d. Präs. d. NV H. v. Gagern	—	nein	5059	

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
68	Gießen	(20. 12. 1848)	Zentr.-A. d. v. Vereine a. Mittelrh.	Keine Landtage i. dt. Einzelstaat. bis Vollendg. d. Verfassungswerkes	—	nein	5107	
69	Gießen	20. 11. 1848	Vaterl. Verein	Gründ. eines einheitl. D. durch Erheb. Preuß. a. d. Spitze d. Verfassungswerkes	—	ja	5109	
70	Gießen	3. 1. 1849	Zentral.-A. d. v. Vereine a. Mittelrh.	Wahl d. Kg. v. Preußen z. erbl. Oberh. d. dt. Reiches	—	ja	5347	
71	Gießen	6. 2. 1849	Vaterl. Verein	Berat. d. Verf.-Werkes, geg. Teiln. d. österr. ANV	—	ja	5926	
72	Gießen	22. 2. 1849	Vaterl. Verein	Vorl. Vortr. d. Hofgerichtsr. Dr. Kraft: Die Organe d. Verwirklich. einer dt. Reichsv.	—	nein	6117	
73	Gießen	28. 12. 1848	Vorst. d. Bürgersch.	Verschmelzg. d. Heeres m. d. Volke, Gründ. eines Wehrb. versch. Nachbarstaat.	3	ja	6154	m. Butzbach, Wetzlar u. a.
74	Gießen	26. 11. 1848	Vorst. d. Bürgersch.	Verschmelz. d. Heeres m. d. Volke, Gründ. eines Wehrb. versch. Nachbarstaat.	5	ja	6155	m. Butzbach, Wetzlar u. a.
75	Gießen	16. 2. 1849	Bezirks.-A. dem Verein v. Oberrh.	Versch. pol. Wünsche	7	ja	6248	
76	Gießen	23. 1. 1849	Märzverein, Arbeiterverein, Dem. Verein, Turnverein	Geg. erbl. Kaiserh.	8	ja	6322	
77	Gießen	(24. 3. 1849)	500 Einwohn.	Für das aus 1. Les. hervorgeg. Wahlges. d. ANV z. Volksh.	—	nein	6877	
78	Gießen	23. 4. 1849	Vaterl. Verein	Durchf. d. Reichsv.	2	ja	7688	Nü.

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
79	Gießen	24. 4. 1849	Bürgersch.	Durchf. d. Reichsv.	745	ja	7998	Nü.
80	Gießen	(16. 5. 1849)	Bewaffn.-A.	Aufheb. d. im Dienste der rebell. Fürsten steh. Telegrafenl. Fr.-Berlin	—	nein	8141	
81	Gladenbach	2. 1849	Einwohner	Beendig. d. Verf.-W.	—	ja	6712	zus. mit and. Orten
82	Großen	24. 3. 1848	Gemeinde	f. gewählt. Präs f. Dtsch.	—	nein	6981	zus. mit and. Orten
83	Grünberg	20. 8. 1848	Stadtverein	Organs d. Gewerbewes.	2	ja	2287	„eine der besten Petitionen“ (Veit)
84	Grünberg	(8. 9. 1848)	Stadtverein	Priv. hins. d. Duellwes.	—	nein	2684	
85	Grünberg	(8. 9. 1848)	Lehrer u. Schulfr. i. Bez. Gr.	Organ. d. Unterrichtswes bes. d. Volksschule	—	nein	2692	
86	Grünberg	(23. 10. 1848)	Gewerbetreibende	Beitrittserklär. z. d. v. Fr. Handw.-Kongr. ausgearb. Gewerbeordn. (Veit)	114	ja	3846	
87	Grünberg	25. 2. 1849	Redeverein	Gegen erbl. Reichsoberh.	2	ja	6598	ders. Dikt. wie 2287(?)
88	Grünberg	(22. 3. 1849)	Redeverein	Schutz d. österr. Abg. d. NV	—	nein	6631	
89	Grünberg	(9. 3. 1849)	Turngemeinde	Geg. Ausschl. Dt.-Österr. v. Dtl. u. d. Dep. Österr. a. d. Parl.	—	nein	6590	
90	Grünberg	(17. 4. 1849)	Volksvers.	Festh. an d. Reichsverfass.	—	nein	7417	
90a	Grüningen	(31. 1849)	Gemeinde	Rede Karl Vogts, 64. Sitz. betr. Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.
91	Hartershausen	4. 4. 1849	Bürger	Durchf. d. Reichsverf.	42	ja	8219	Nü.

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
92	Heldenbergen	4. 1849	Bürger	Durchf. d. Reichsverf.	151	ja	8094	Nü.
93	Herzhausen	18. 3. 1849	Volksverein d. Herrsch. Itter.	f. d. i. 1. Lesung verabsch. Wahlgesetz	3	ja	7084	
94	Homberg/O.	10. 4. 1849	Demokr. Verein	Durchf. d. Reichsv.	3	ja	8590	Nü.
95	Hommerts-hausen	2. 1849	Einwohner	Beendig. d. Verf.-W.	—	ja	6712	mit and. Gem.
96	Hungen	31. 7. 1848	Lehrer d. Kr. H.	§ 18 Art. IV Grundr.	28	ja	1590	
97	Hungen	28. 9. 1848	Handwerksm.	Beitr. z. d. v. Fr. Handw. Kongr. ausg. Gewerbeordn.	29	ja	3574	
98	Hungen	20. 10. 1848	Volksv. f. d. ob. Wetterau	Mißb. d. Vorf. v. 18. Sept.	—	nein	3826	
99	Hungen	20. 10. 1848	Volksv. f. d. ob. Wetterau	Befugn. d. Reichgew.	—	ja	4104	mit and. Gem.
100	Hungen	(7. 11. 1848)	Heilg. C. Feudtner	Unterstützung	—	nein	4120	
101	Hungen	(14. 11. 1848)	Volksverein d. ob. Wetterau	Nichterf. d. Pflicht. d. einige Abg. d. NV	—	nein	4276	
102	Hungen	(7. 12. 1848)	Einw. d. o. Wetterau	versch. pol. Wünsche	—	nein	4900	
103	Hungen	16. 12. 1848	Volksverein d. ob. Wetterau	Schutz der nat. Arb.	2	ja	5086	Vgl. Alsfeld Nr. 5041
104	Hungen	(22. 2. 1849)	Volksverein d. ob. Wetterau	Souveränität d. Reichsverwes.	—	nein	6119	
105	Hungen	(5. 3. 1849)	Volksverein d. ob. Wetterau	Umfang d. alt. Bundesstaates	—	nein	6356	

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
106	Hungen	(24. 3. 1849)	Volksverein d. ob. Wetterau	Reichswahlges.	—	nein	6962	
107	Hungen	(4. 5. 1849)	Gemeinde	Einstehen f. d. Reichsverf.	—	nein	7810	m. and. Gemeind.
108	Herrsch. Itter, Herzhausen	19. 1. 1849	Volksverein	Prot. geg. Entw. e. Reichswahlges.	2	ja	5349	
109	Herrsch. Itter, Herzhausen	(5. 3. 1849)	Volksverein	f. a. freis. Volksherrlichk. gest. Reichsverfass.	—	nein	6323	
110	Herrsch. Itter, Herzhausen	(15. 3. 1849)	Generalvers. d. Vereine Corbach u. a. d. d. Sachsenberg	Die dt. Reichsverf.	—	nein	6642	
111	Kaichen	5. 1849	Bürgersch.	Einstehen f. d. NV	89	ja	7908	Nü.
111a	Kirtorf						7902	Nü.
112	—	(5. 10. 1848)	Lahnschiffer (sämtl.)	Nation. Schutz f. ihr Gewerbe	—	nein	3531	
113	Langd	(24. 3. 1849)	Gemeinde	für gewählt Präs. f. Dtl.	—	nein	7810	m. and. Gemeind.
114	Langenbergheim	4. 1849	Bürgersch.	Einst. f. d. NV	81	ja	7910	Nü.
115	Lang-Göns	4. 1849	Bürger	Einst. f. d. NV	192	ja	8099	Nü.
116	Laubach	15. 9. 1848	Turngemeinde	Billig. d. Beschl. v. NV v. 5. Sept.	—	ja	3166	m. and. Gemeind.
117	Lauterbach	23. 10. 1848	Bürgerverein	Regel d. gewerbl. Verh. in Dtschl.	4	ja	4082	

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
118	Lauterbach	(24. 3. 1849)	Bürgerverein	Geg. Gesandtsch. d. Einzelreg., geg. d. Staatenh., gegen Los-reißg. Österr., geg. Erbkaiser u. a.	—	nein	6935	
119	Lauterbach	13. 5. 1849	Volksvers.	Durchf. d. Reichsverf.	6	ja	8405	Nü.
120	Lich	12. 11. 1848	Gewerbetreib.	Beitr. z. d. v. Fr. Handwerker-kongr. ausgearb. Gewerbeordn.	12	ja	4510	
121	Lich	20. 1. 1849	Bürger	Für Übertrag. d. Kaiserwürde an Fr. W. IV.	301	ja	5715	
122	Lich	26. 11. 1848	Vorst. d. Bürger-wehren	Verschmelz. d. Heer. m. d. Volke, Gründg. eines Wehr-bundes versch. Nachbarst.	—	ja	6155	zus. m. and. Gem.
123	Lich	2. 3. 1849	Bürger	Durchführ. d. Reichsverfass.	74	ja	8422	Nü.
123a	Lißberg	4. 1849	Einwohner	Einstehen f. d. Rfv.	58	ja	7902	Nü. (???)
124	Magstadt	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
125	Melbach	(4. 5. 1849)	Gemeinde	Einsteh. f. d. Reichsverf.	—	nein	7810	zus. m. and. Gem.
125a	Mittelgründau		„Vorstand des Vereins“	Einsteh. f. d. Reichsverf.	5	ja	7566	
126	Mittelgründau	4. 1849	Bürger	Durchf. d. Reichsverfassung	83	ja	8096	Nü.
127	Mittelseemen	(24. 3. 1849)	Gemeinde	Für einen v. d. NV auf best. Zeit gew. Präsidenten	—	nein	6975	zus. mit and. Gem.
128	Münzenberg	(6. 3. 1849)	Gemeinde	Protest geg. Heckers Aufn. i. d. NV	—	nein	840	zus. m. Trais-münzenberg

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
129	Nidda	(11. 6. 1848)	Joh. Becker	Reklam. geg. d. a. 4. Mai das. vollz. Wahl z. NV	—	nein	331	
130	Nidda	(24. 3. 1849)	Gemeinde	Für gewählt. Präs. f. Dtschl.	—	nein	6981	zus. mit and. Gem.
131	Nidda	4. 1849	Bürgersch.	Einst. f. d. Reichsverf.	189	ja	7903	Nü.
132	Nidda	(15. 3. 1849)	Nidderbund, Märzverein	Grundw. u. Wahlges.	—	nein	6670	
133	Niederesch-bach	(24. 3. 1849)	Gemeinde	Für einen von der NV auf best. Zeit gew. Präsidenten	—	nein	6975	mit and. Gemeind.
134	Niederweid-bach	4. 1849	Bürgersch.	Einstehen f. d. NV	85	ja	7911	Nü.
135	Obermärlen	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
136	Obernbach	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschw. weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
137	Obernrosbach	4. 1849	Bürgersch.	Einst. f. d. NV	93	ja	7909	Nü.
138	Oberseemen	(24. 3. 1849)	Gemeinde	F. einen gewählt. Präs. f. Dtschl.	—	ja	6981	zus. mit and. Gem.
138a	Ober-, Mittel-, Niederseemen		Märzverein u. viele Bürger		—	ja	7581	
139	Oberwöllstadt	(4. 5. 1849)	Gemeinde	Einstehen f. d. NV	—	nein	7810	zus. mit and. Gem.
140	Ockstadt	(24. 3. 1849)	Gemeinde	F. einen v. d. Reichsv. a. best. Zeit gew. Präs.	—	nein	6975	zus. mit and. Gem.
141	Okarben	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschw. weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
141a	Ortenberg b. Büdingen	(16. 4. 1849)		Für die Reichsverfassung	—	nein	7386	
142	Ostheim	5. 1849	Bürger	Einsteh. f. d. Reichsverf.	102	ja	8097	Nü.
143	Petterweil	(24. 3. 1849)	Gemeinde	f. einen v. d. Reichsvers. a. best. Zeit gew. Präs.	—	nein	6975	zus. mit and. Gem.
144	Rainrod	(24. 3. 1849)	Gemeinde	f. einen v. d. Reichsvers. a. best. Zeit gew. Präs.	—	nein	6975	zus. mit and. Gem.
145	Rainrod	4. 1849	Bürger	Durchf. d. Reichsverf.	74	ja	8095	Nü.
146	Rendel	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
147	Schlitz	20. 10. 1848	Vaterl. Verein	Befugnisse d. Reichsgewalt	—	ja	4104	zus. mit and. Gem.
148	Schlitz	(9. 3. 1849)	Lese- u. Schützenv.	Selbstst. Durchf. d. Verfassungsw.	—	nein	6586	
149	Schotten	(16. 4. 1849)	Märzverein	Festh. a. d. Reichsverf.	—	nein	7411	
150	Schotten	4. 5. 1849	Märzverein	Durchf. d. Reichsverf.	—	nein	7987	Nü.
151	(Solms-) Laubach	4. 7. 1848	Graf Otto v. Solms-Laub.	Denkschr. d. Dr. Faber, Frankfurt „Über standesherrl. Verh. u. eine standesh. Vertr. d. größ. Grundbes."	8	ja	878	
152	Södel	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
153	Staaden	4. 1849	Bürgersch.	Einstehen f. d. NV	27	ja	7907	Nü.
154	Steinfurt	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.

Lfd. Nr.	Ausstellungsort	Datum	Petent	Betreff	Unterschriften	erhalten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
154a	Stockhausen, Kr. Lauterb.	(24. 3. 1849)	Bürgerverein	Dt. Reichsverfassung	—	ja	6937	
154b	Stumpertenrod	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Rede Karl Vogts, 64. Sitz., betr. Kirchenfrage	—	ja	5211	zus. mit and. Gem.
155	Traishorloff	18. 8. 1848	R. Mobius, ev. Pf.	Trenn. d. ev. Kirche v. Staate	1	ja	2371	
156	Traismünzenberg	(6. 3. 1849)	Gemeinde	Protest geg. Heckers Aufn. i. d. NV	—	nein	840	m. Münzenberg
157	Ulfa	(29. 3. 1849)	Volksvers.	Das dt. Verfass.werk	145	ja	7143	
157a	Ulrichstein	(3. 1. 1849)	Gemeinde	Rede Karl Vogts, 64. Sitz., betr. Kirchenfrage	—	nein	5211	zus. mit and. Gem.
158	Unterschmitten	(24. 3. 1849)	Gemeinde	Für einen gew. Präs. f. Dtschl.	—	nein	6981	zus. mit and. Gem.
159	Unterschmitten	(4. 5. 1849)	Gemeinde	Einste. f. d. Reichsverf.	—	nein	7810	zus. mit and. Gem.
160	Utphe	3. 1849	Ortsvorst.	Verh. z. d. Gem. U. u. d. Grafen Solms-Laubach	1	ja	7161	
161	Utphe	4. 1849	Bürgersch.	Eintret. f. d. Reichsverf.	90	ja	7904	Nü.
162	Vilbel	1. 9. 1848	Einwohner	Freih. d. Reg., Erz u. K.	24	ja	2705	
163	Vilbel	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
164	Volkartshain	4. 1849	Bürgersch.	Einsteh. f. d. NV	46	ja	7912	Nü.
165	Vöhl	(14. 11. 1848)	Pol. Klub d. Herrsch. Itter	Betr. künft. Reichsmilitärverf.	—	nein	4262	

Lfd. Nr.	Ausstellungs-ort	Datum	Petent	Betreff	Unter-schriften	er-halten	Nr. d. Pet. Reg.	Bemerkungen
167	Vöhl	(22. 5. 1849)	Volksverein	Durchführ. d. Reichsverf.	—	nein	9076*	
168	Wenings	(15. 3. 1849)	Märzverein d. südl. Vogelsberges	Verf. best. Verbleiben DtÖ. b. dt. Bundesstaate	—	nein	6671	
169	Wenings	(17. 4. 1849)	Märzverein	Festh. a. d. Reichsverf.	—	nein	7431	
170	(Wetzlar)	28. 12. 1848	Vorst. d. Bürgerw.	Verschmelz. d. Heeres m. d. Volke, Gründ. eines Wehrbundes versch. Nachbarst.	—	ja	6154	zus. mit and. Gem.
171	Wölfersheim	n. 1. 4. 1849	Soldat	Beschwerde weg. Nichtentl. a. d. Dienst	1	ja	8568	zus. mit and. Sold.
172	Wölfersheim	(24. 3. 1849)	Gemeinde	F. einen gew. Präs. f. Dtschl.	—	nein	6981	zus. mit and. Gem.

* Nr. des Wiggerdschen Registers (Bd. X, S. 6717)

Die Rambach'sche Bibliothek im Landgraf-Ludwigs-Gymnasium zu Gießen

von Heinrich Otterbein

Das Landgraf-Ludwigs-Gymnasium zu Gießen besitzt einen kostbaren Schatz, der die Wechselfälle des Geschicks bis heute überdauert hat, die sog. „Rambach'sche Bibliothek". Es sind 269 Werke in 460 Bänden aus dem 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die den Grundstock der Schulbücherei bilden. Wir sind über die Geschichte dieser Bibliothek gut unterrichtet. Professor Joh. Val. Klein, Lehrer am akademischen Pädagog zu Gießen, veröffentlichte im Schulprogramm von 1829 eine Abhandlung unter dem Titel „Einige das Gießer akademische Pädagog, besonders dessen Bibliothek und deren Gründer Jac. Theod. Franz Rambach betreffende Nachrichten und Bemerkungen". Es ist dem Verfasser ein besonderes Anliegen, die Verdienste des Bibliotheksgründers herauszustellen. Er beginnt seine Ausführungen:

„Das Andenken an Männer von besonderem Verdienste in dem Kreise, der nach ihnen der unsrige wurde, zu erneuern, ist eine so nahe liegende Pflicht, daß Mittheilungen, wie sie hier gegeben werden, wohl keiner Rechtfertigung bedürfen, bisherige Nichtmittheilungen vielmehr wohl einiger Entschuldigung. . . . So verdient . . . Jacob Theodor Franz Rambach (Sohn des frommen, ebenfalls hier am Pädagoge, doch nur kurz, wirksamen Joh. Jacob Rambach) nicht nur Erneuerung seines Andenkens im Umkreis seiner ehemaligen Wirksamkeit, sondern auch auszeichnende öffentliche, wenn auch späte Anerkennung."

Jacob Theodor Franz Rambach ist am 6. März 1733 in Gießen geboren. Sein Vater, Johann Jacob Rambach, hatte 1731 in Halle den Ruf nach Gießen einem gleichzeitigen nach Kopenhagen, als „deutscher Hofprediger und Prof. Theol.", vorgezogen. Von 1732 bis 1735 war er zugleich mit der Oberleitung und Beaufsichtigung des Pädagogs (nicht dem Pädagogiarchat!) beauftragt. Er starb am 19. April 1735 im Alter von 42 Jahren am Scharlachfieber. Der Sohn kam 1758 als Lehrer an das Pädagog und wirkte hier bis 1775; dann siedelte er nach Frankfurt über und war als Conrector am dortigen Gymnasium noch 28 Jahre tätig. Im Jahre 1803 wurde er in den Ruhestand versetzt („otium cum dignitate") und starb in Frankfurt am 12. Juni 1808.

„Die Zeit der Bibliotheks-Gründung", so schreibt Klein, „fällt gegen Ende des langen Zeitraumes, während welchem ein Mann dem Pädagog vorstand, der, Zögling dieses Pädagogs und der Universität seiner Vaterstadt, 61, sage Ein und Sechzig Jahre lang (von 1722—1783) an beiden Instituten zugleich wirksam war; ein Mann, der in seiner Blüthezeit, als Lehrer und Schriftsteller, nicht wenig in Glaubenssachen vorleuchtete, und der namentlich beinahe ein halbes Jahrhundert (49 Jahre) hindurch, in seiner späteren Lebensperiode, auch Pädagogiarch war."

Dieser Pädagogiarch ist Hermann Benner, Professor der Theologie und Superintendent, der in der zweiten Hälfte seiner Amtstätigkeit an Franz

Rambach einen eifrigen Mitarbeiter gewann. Dieser legte ausgedehnte Sammlungen von Urkunden und Nachrichten zur Geschichte der Universität und des Pädagogiums an, wie er sich auch als Geschichtsschreiber betätigt hatte. Er hatte die alte Beschreibung Gießens, die Konrad Dieterich, der erste Pädagogiarch, seinen „Institutiones rhetoricae" (1613) einverleibt hatte, in deutscher Übersetzung, mit sehr umfangreichen Erklärungen und Ergänzungen versehen, im „Gießer Wochenblatt" von 1771 wieder herausgegeben (neu herausgegeben von Hans Szcech: „Die Dietrich'sche Chronik von 1613" in den Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins NF 49/50, Gießen 1965).

Unter Rambachs Materialien fanden sich, wie Klein mitteilt, „vier im Ganzen gleiche, doch in mancher Hinsicht nicht immer unwesentlich verschiedene schriftliche Nachrichten, die Gründung der Pädagog-Bibliothek betreffend. Drei davon sind von Rambachs Hand, aus den Jahren 1772 bis 75, die vierte, nach Rambachs Abgang vom Pädagoge durch eine andere Hand geschrieben, legt zwar die Darstellung der ersten meist wörtlich zugrunde, behält Rambachs Datum der Unterschrift bei, zersplittert aber dessen eigenthümlichstes Verdienst, dasselbe leise — wie leider so oft geschieht — an die Mehrheit vertheilend, gleichsam ins Allgemeine verschwemmend." Die Nachrichten waren mit Bemerkungen von der Hand des Pädagogiarchen versehen.

Rambach zitiert zu Beginn seiner Mitteilungen wenige Worte eines Fürstl. Rescriptes des Landgrafen Ernst Ludewig vom 19. Januar 1735, das an den Superintendenten Rambach als damaligen Oberleiter des Pädagogs gerichtet war. Hier hieß es:

„also verordnen wir gnädigst, daß obgedachtes Surplus von 12 ein halb. Rthlr. bis auf unsere weitere gnädigste Verordnung eingezogen und nach und nach zu Anschaffung nöthiger Landcharten, eines globi und nützlicher selecten Schulbücher, unter Rechnung des paedagogiarchae, angewendet werden sollen."

Bei diesem Surplus handelt es sich um eine Personalzulage, die nach dem Tode des Pädagogiarchen Johann Heinrich May des Jüngeren († 1732), dessen Vater ebenfalls Pädagogiarch gewesen war, der Erste Pädagoglehrer Joh. Christoph Eberwein als stellvertretender Pädagogiarch erhalten hatte und die nach der Ernennung des Pädagogiarchen Benner erledigt war, da dieser die statutenmäßige Geld- und Naturalbesoldung des Pädagogiarchats erhielt. Damit diese erledigte Personalzulage nicht in den Geistlichen Landkasten zurückfließe, sondern dem Pädagog erhalten bleibe, hatte der Hof das erwähnte Rescript erteilt.

So sollten also auf Grund dieses Rescriptes bereits 1732 die Fundamente einer Pädagogbibliothek mit einem jährlichen Etat von $12^1/_2$ Reichstalern = 18 Gulden und 45 Kreuzern aus dem Geistlichen Landkasten durch „Charten, Globen und Bücher" gelegt werden. Es dauerte jedoch noch vierzig Jahre, bis der Sohn des Superintendenten Rambach 1772 die Bibliothek gründen konnte.

Rambach sagt in der oben erwähnten Original-Handschrift über die damaligen Schul- und Geldverhältnisse wörtlich folgendes:

„Es wurde auch das Geld alljährlich richtig bezahlt. Weil aber zu den damaligen guten Zeiten noch ziemlich wohlhabende Schüler das Pädagog frequentirten, die sich auch Bücher zum Lesen ex propriis anschaffen konnten, so that der Pädagogiarch bei Ihro Hochfürstl. Durchlaucht den Vortrag, daß ermeldete 18 fl. 45 kr. zu einem Capital geschlagen und zu obgedachtem sowohl, als anderen zur Aufnahme des paedagogii gereichenden Nothwendigkeiten die pensiones verwendet werden möchten. Vermittelst eines unterm 4. April 1740 erfolgten gnädigsten Rescriptes wurde dieses bewilligt, verbis: ‚es solle dieses institutum als ein immerwährender Fond, welchen Serenissimus sich gnädigst wohlgefallen lassen, bestehen und sey deßhalb das Nöthige an die Universität rescribirt worden'. Diesem zu Folge ist nun in 37 Jahren ein ziemliches Capital von 693 fl. 15 kr. erwachsen, wozu auch noch die Strafgelder gekommen und davon wenig Ausgabe geschehen, weil man die nothwendigsten Posten anderswoher zu bestreiten gesucht. Und da durch verschiedene Empfehlungen des Pädagogiarchen verschiedene Gönner und Freunde des Schulwesens sich bewegen lassen, einer mit 400 fl., zween mit 200, andere mit 20 fl usw. als legatis zu succurrieren, auch der Pädagogiarch selbst unter der Hand ein und das andere beigetragen, so ist bei der treuesten Administration dieses Capital dato über 2000 fl. gestiegen. Dieser unverhoffte Segen aber hatte kaum angefangen sich zu zeigen, so faßte Se. Hochwürden (der Pädagogiarch) im Vertrauen auf Gott die Entschließung, von diesem Gelde mit der Zeit ein stipendium für arme paedagogicos zu stiften, daher denn die ganze pension jährlich wieder angelegt und noch keine Bücher gekauft wurden, nur daß bisweilen ein armer Schüler etwas, das ihm am nöthigsten war, daraus erhielt, auch Landcharten und Hallische Vorschriften daraus angeschafft wurden."

Rambach fährt fort: „Allein da nun die Zeiten täglich schlechter wurden, so daß unsere paedagogici sich kaum die nöthigen Schulbücher anschaffen können und dann bey einem so hoch gestiegenen Flor der deutschen Literatur es höchst nöthig wird, der Jugend auch die besten deutschen Schriftsteller in die Hände zu geben, damit sie bey Zeiten einen feinen Geschmack in der Muttersprache erlangen: so habe Sr. Hochwürden, meinem großen Gönner, ich in diesem Jahre besonders angelegen, von denen ehemals zu Büchern bestimmten Geldern jährlich in dieser Absicht etwas anzuwenden. Worauf Sie auch von nun an das jährliche Quantum aus dem Geistl. Landkasten, nebst dem Rest von 8 Jahren — denn es ist dieses Geld seit 1764 nicht entrichtet worden — dazu ausgesetzt. Dabey habe mich erboten, alle Mühe der Besorgung und Anschaffung der nützlichsten Bücher auf mich zu nehmen, auch den ohnmaßgeblichen Vorschlag gethan, diese Anstalt vor der Hand noch in die Schranken zu setzen, daß nur sonderlich für eine auserlesene Sammlung deutscher Schriften, die zur Bildung des Herzens und Geschmacks dienen, für die Schüler, und daneben zum Nutzen der Lehrer auch für die besten Lehrbücher von der Erziehung und Unterrichtung der Jugend, nicht minder für einige gelehrte Journale und andere gemeinnützige historische Schriften gesorgt werde; welches ebenfalls genehm gehalten worden."

Rambach schließt: „Dieß ist also der Ursprung der neuen Pädagogbibliothek, nebst den Ursachen, warum sie erst jetzt errichtet worden. Dabey aber ist noch anzumerken, daß auch einige Bücher in dem großen Schrank des Pädagogs, der voll uralter Notenbücher war, vorgefunden worden, die man der neuen Büchersammlung einverleibt und im Catalogo mit dem Beysatze angezeigt, daß sie dagewesen. Was sonst zur neuen Anstalt von den zeitigen Collegen des Pädagogs, wie auch von Herrn Buchhändler Krieger aus patriotischer Gesinnung beygetragen worden, ist ebenfalls im Cataloge durch den beigesetzten Namen des Stifters angemerkt. Ich habe gleich anfangs baar 25 fl. zu dieser Anstalt verwendet und sie hernach noch immerfort aus allen Kräften unterstützt, wie denn auch alle Präsente durch meine Vorbitte und Empfehlung hinzugekommen sind.

Mag. Jac. Theod. Franz Rambach
Erster Colleg des Pädagogs und Definitor."

Gießen den 18. Mai 1772.

Unmittelbar vor seinem Abgang nach Frankfurt a. M. schrieb Rambach als „Nachschrift vom 6. März 1775":

„Schon nach einem Jahre hatte diese Anstalt durch Gottes Segen einen solchen Fortgang und Zuwachs erhalten, daß der alte Schrank im Pädagoge die nöthigen Bücher nicht mehr fassen konnte. Es wurde also ein neuer und weit größerer nöthig, und außerdem fehlte es auch noch an einem globo und einigen Atlanten. Die Kosten aber, die dazu erfordert wurden, konnten aus dem Fond, der zur Bibl. bestimmt war, ohne der Vermehrung derselben merklichen Eintrag zu thun, nicht bestritten werden. Dieser Umstand setzte mich in viele Verlegenheit, und vergeblich versuchte ich allerley Mittel, mir daraus zu helfen. Ich legte z. B. in Lotterien und bestimmte der Bibliothek den ganzen Gewinn, den ich erhalten würde; aber das Glück war zu blind, eine so patriotische Absicht zu begünstigen. Nach langem Nachsinnen kam ich auf einen Weg, der mich glücklich zum Ziele führte. Die Universität hatte das kleine praemium pro examine (halbjährlich) à 11 fl., das von den ältesten Zeiten her dem Pädagogiarchen nach einem Fürstl. Rescripte mußte ausgezahlt werden, wofür er auch den professoribus und praeceptoribus etwas Wein und Bretzel bey den Nachmittagsexaminibus vorzustellen hatte, eben damals zwey Jahre eingezogen, unter dem Vorwand, daß alle Schmausereien von Hof verboten seyen. Dieses eingezogene Geld betrug nun 44 fl. Ich kam auf den Einfall, mir diese, mit einer kleinen Zulage von 6 fl. als ein Geschenk zur Bibliothek auszubitten und erhielt es leicht unter dem Rectorat des großen Gönners unseres Pädagogs, des Herrn Geh. Reg. Rath Gatzert. Ich hatte also nun 50 fl., die zur Bestreitung oben benannter Unkosten nöthig waren. Dafür schaffte ich an: 1.) einen schönen großen Schrank für 21 fl., der ganz neu gemacht wurde; 2.) einen globum terrestrem à 9 fl. 15 kr.; 3.) zwey Homännische Schulatlanten, zu 9 fl.; 4.) einen Atlantem Germaniae specialem in vier Bänden von 155 Charten, à 16 fl. 30 kr. — Dieß thut aber zusammen 55 fl. 45 kr. Ich legte

also noch 5 fl. 45 kr. aus dem Meinigen zu. Denn ich brach mir lieber bei der kümmerlichsten Besoldung selbst ab, ehe es dem von mir ganz zärtlich geliebten Pädagog an etwas sehr Nöthigem fehlen sollte. So dachte und that ich bei aller Gelegenheit, wie nicht nur noch andere dem Pädagog gemachte Geschenke, sondern auch keine geringe Anzahl armer Gymnasiasten, die ich immer nach allem Vermögen unterstützet, beweisen können. Ja ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich bloß deßwegen ledig geblieben, um mich nicht außer Stand zu setzen, dem Pädagoge beyzustehen und ihm mit Lust zu dienen. Nun aber, da ich durch die neuesten unausstehlichen Kränkungen und Verläumdungen des Pädagogs endlich, nach 17jährigen mit solcher Treue geleisteten Diensten, bewogen worden, das Pädagogium zu verlassen und in Frankfurtische Dienste zu gehen, so hoffe ich doch noch zu Gott, er werde diese mit so viel Mühe, Treue und Sorgfalt gesammelte Bibliothek für untreuen Händen und nachlässigen Aufsehern bewahren. Ich verspreche mir auch dieses desto gewisser, je leichter Jedermann einsehen kann, daß die Verwahrlosung einer solchen gemeinnützigen und patriotischen Anstalt eine schwere Versündigung sey. Die besten Mittel aber zur sicheren Erhaltung des ganzen Vorraths werden folgende seyn:

1) die Schüler ferner genau an die vorgeschriebenen Gesetze zu binden,
2) kein Buch an Fremde, am wenigsten an Studenten, zu verlehnen,
3) am Schlusse jedes halben Jahres die sämtlichen Bücher, so verlehnet, herbeigeben zu lassen und die ganze Bibliothek mit dem catalogo zu vergleichen,
4) nie ein Buch eher auszugeben, als bis der Zettel eingelegt worden und nie den Zettel zurückzugeben, als bis man das darauf angezeigte Buch in Händen hat,
5) immer nur einen Aufseher, der allein den Schlüssel haben muß, darüber zu bestellen, der sie von seinem antecessore collationirt mit dem catalogo empfängt und, daß er sie komplet gefunden, bescheinigt. So hat sie auch jetzo mein werthester Hr. College, M. Borck, der allein von 4 Lehrern bey Pädagoge geblieben, von dem bisherigen treuen Aufseher, dem Herrn Mag. Kreusler, jetzt vocirten Rector und Director des Gymnasii zu Corbach erhalten.

Der Segen des Herrn ruhe ferner auf dieser Anstalt und dem ganzen Paedagogio!“

Mag. Jac. Theod. Franz Rambach
Conrect. des Gymnas. zu Frankfurt.“

Gießen den 6. März 1775.

Mit Rambach verließen noch zwei Lehrer gleichzeitig das Pädagog, so daß es angebracht erscheint, eine seiner kritischsten Lebensperioden, in die die Gründung der Bibliothek fällt, näher zu betrachten.

Hermann Benner hatte, als er 1734 Pädagogiarch geworden war, sofort Reformvorschläge bei der Regierung eingereicht, die auch genehmigt wurden, um die zeitgemäße Erneuerung des Schulbetriebes zu gewährleisten.

So war seine Tätigkeit in den ersten Jahren seiner Amtszeit fruchtbar und für die Entwicklung des Pädagogs segensreich. Doch in der letzten Zeit erfuhr sie viel Widerspruch und Tadel, da eine gewisse Verknöcherung eingetreten war. Der Minister Ludwigs IX., Friedrich Karl von Moser (1772—1780), entwirft folgende Schilderung der an der Schule herrschenden Verhältnisse (A. Messer, Geschichte des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums zu Gießen, Schulprogramm 1908, S. 33): „Der Kirchenrath Benner zu Gießen war seit einer langen Reyhe von Jahren als Pädagogiarch die Haupttriebfeder, wodurch das Gießener Pädagogium sich bewegte, und die Machine blieb in ungestörtem Gang, so lang die Lehrer, die am Gymnasio arbeiteten, allein in der Bennerschen Schule gebildet wurden, und einförmig mit ihrem Meister dachten und arbeiteten. Sobald aber jüngere Professoren, die ihre Wissenschaften nach dem kürzeren Zuschnitt um ein halbes Säculum später erlernt hatten, nach Gießen kamen, so mußten die alten und bennerschen Anstalten die bittersten Vorwürfe leiden, Lehrbücher, Methode, Unterweisungs Art, äußerliche Zucht, Mittel, Absichten, alles wurde verwerflich und als schädlich und verderblich abgeschildert. Diese neue Sprache war dem alten Kirchen Rath fremd und höchst empfindlich, er ließ sich durch keinen Widerspruch irre machen, als ein Mann, der nach der Wolfischen Schule unterrichtet und gebildet ist, worinnen bekanntlich alles, es mag wahr oder nicht wahr seyn, auf eine unüberwindliche Weiße bewießen werden kann."

Es steht fest, daß sich Benner mit aller Kraft gegen die Aufklärung stemmte. In religiös-kirchlichen Fragen war er streng konservativ und verkörperte die lutherische Orthodoxie, die nach dem Niedergang des Pietismus neu erstarkt war und in der Mitte des 18. Jahrhunderts in der theologischen Fakultät der Universität dominierte. Man kann Benner nicht die Ehrlichkeit seiner Überzeugung abstreiten; infolge seiner Herrschsucht und Unduldsamkeit lag er jedoch schließlich wie ein Alp auf Universität und Fakultät und schuf sich dadurch viele persönliche Gegner. Zu ihnen gehörte der bekannte Aufklärungstheologe Karl Friedrich Bahrdt, der in seiner Selbstbiographie ein von Haß entstelltes einseitiges und übelwollendes Bild Benners entworfen hat. Auf solche Feindschaften geht wohl auch die anonyme Anklageschrift zurück, die 1769 von Wetzlar aus an die landgräfliche Kanzlei gegangen war. In ihr sind die ‚Kränkungen und Verleumdungen' enthalten, von denen Rambach in seinem Schreiben vom 6. März 1775 spricht, die sich gegen das Pädagog und seine Lehrer richteten. Aus den Berichten, die daraufhin von der Regierung angefordert wurden, geht hervor, daß manchem Aufbau und Lehrverfahren am Pädagog, die seit einem Menschenalter unverändert bestanden hatten, veraltet vorkamen. Die Verhandlungen dauerten mehrere Jahre. Da sich Benner gekränkt fühlte, setzte er auch allen wohlgemeinten Reformvorschlägen von seiten der Pädagoglehrer Widerstand entgegen. Aus diesem Grund verließen von den fünf Lehrern des Jahres 1769 an Ostern 1775 vier die Schule. Franz Rambach ging nach Frankfurt a. M. und erlebte so die dann endlich durchgeführte Neuordnung seiner geliebten Schule nicht mehr als ihr Angehöriger.

Trotz der Umgestaltung erfolgte auch nach Benners Tod 1783 ein wirklicher Aufschwung nicht. Die Schülerzahl war recht gering, die Lehrerbesoldung unzureichend; auch fehlte es an Geld für die Ausstattung mit Lehrmitteln. Davon wurde auch die Bibliothek betroffen, die nur langsam erweitert werden konnte. Bis 1815, also in 43 Jahren, zählte sie erst 480 Nummern überhaupt, d. h. kaum mehr als das Doppelte von dem, was ihr der eifrige und aufopfernde Rambach schon im ersten Stiftungsjahre zu verschaffen wußte. Klein berichtet: „Daß jedoch die Bibl. von 1815 an bis jetzt, bey täglich theureren Bücherpreisen gegen 1300 Numern erreichen konnte, wurde theils möglich durch die ohngefähr 10 Jahre lang ausgezeichnete Frequenz der Schule und die dadurch vermehrten Schülerbeiträge, theils durch eine vor dritthalb Jahren Statt gefundene außerordentliche Verwendung von 218 fl. 9 kr. für allmählich aufgewachsene Bücherrechnungen. Es waren diese, ursprünglich für physikal. und mathem. Apparate bestimmten Gelder, seit einigen Jahren gesammelt worden, namentlich zum Behufe der Anschaffung einer unserer Anstalt noch mangelnden Luftpumpe. Außerdem wurden seit 1825 die jährlichen für math. und phys. Schulbedürfnisse ausgesetzten Summen auf Bücher verwandt. Daß auch die Heyer'sche Buchhandlung inzwischen eine Anzahl ihrer Verlagswerke schenkte, verdient um so mehr hier bemerkt zu werden, je sorgfältiger auch der Gründer der Bibliothek in seinen Catalogen die Namen aller Beitragenden angemerkt hat. Es zeichnete sich dabei der Kreis seiner nahen und fernen Verwandten aus; er selbst aber gab noch mehr, als alle zusammen; nehmlich 25 Numern.

Als Weiteres die Bibl. und deren Einkünfte und Verwaltung Betreffendes finde ich in den mir vorliegenden Acten nur noch aufgezeichnet von Roosens Hand: „Nach dem Tode des Herrn M. Borck wurde mir die Erste Lehrerstelle am Pädagoge und damit zugleich die Aufsicht über die Schulbibl. durch ein gnädigstes Rescript vom 15. Sept. 1784 übertragen.

Mag. J. F. Roos.““

Gießen am 31. Oct. 1784.

Daraus geht hervor, daß jedesmal der Erste Pädagog-Lehrer zum Bibliothekar bestimmt wurde. Nach Prof. Roos wurde Dan. Snell Bibliothekar. Er schreibt:

„Als nach dem Tode des Herrn Prof. Köster Herr Prof. Roos das Pädagogiarchat erhielt, bekam ich die Aufsicht über die Bibl. Zugleich wurde durch die Gnade unseres Fürsten der Fond zu Anschaffung von Büchern und Instrumenten beträchtlich vermehrt, indem aus dem Geistl. Landkasten jährlich 25 fl. für Bücher und 37 u. ein halb. Gulden für mathem. und physikal. Instrumente, Naturalien u. dgl., ferner zu Prämien jährlich 37 u. ein halb. Gulden gnädigst verwilligt wurden. Zugleich wurde befohlen, daß die sonst aus dem fisco academ. beygetragenen 18 fl. 45 kr., welche seit mehreren Jahren nicht bezahlt worden, nunmehr wieder ordentlich entrichtet werden sollen.

Fried. Wilh. Dan. Snell,

Gießen am 2. Mai 1803. Philos. P. P. O. et Paedag. Collega.“

Ferner: „Zu diesen Fonds kamen hernach noch die Interessen von dem durch den sel. Cons. Rth. Wenck für die hiesige Pädag. Bibl. legirten Capitale von 200 fl. Einen weiteren Zuschuß geben die von jedem neuaufgenommenen Schüler zu zahlenden 30 kr.; zu dem fallen auch einige Strafgelder in diese Kasse. Zu diesem kommen noch Geschenke an Büchern."

Die Pädagog-Bibliothek wurde öffentlich, wenn auch nur kurz erwähnt von Schaumann, Rumpf und Engel in den Programmen von 1805, 1809 und 1823. Rumpf gibt für 1809 als fixe Einnahmen nur 50 fl. 45 kr. an. Außerdem wurde von ihr mehrmals in den Großherzoglichen Landtagsverhandlungen gesprochen.

Welche Werke Rambach für die von ihm gegründete Bibliothek in den Jahren 1772—1775 angeschafft hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Es liegt nur ein „Verzeichniß der Bücher, welche dem akademischen Pädagoge zu Giessen gehören" vor, das Klein als „Beylage zu dem Pädagog-Programme auf Ostern 1829" veröffentlicht hat. Dieser Katalog führt in alphabetischer Ordnung 650 Werke auf und enthält die Vorbemerkung, daß inzwischen 80 Bücher abhandengekommen oder unbrauchbar geworden seien. Durch verschiedene Signaturen waren die Werke in fünf Gruppen eingeteilt, solche für die Hand des Lehrers, für die Schüler der einzelnen Klassen und „Bücher von relativ geringerem Werthe, gleichsam der Ausschuß".

Setzt man das Erscheinungsjahr von 1775 als Endtermin, so sind aus Rambachs Zeit noch 150 Werke vorhanden, wobei berücksichtigt werden muß, daß bis zu diesem Zeitpunkt erschienene Werke auch noch später angeschafft worden sein können. Von einigen Büchern läßt sich das genaue Zugangsdatum feststellen, da in ihnen ein diesbezüglicher Vermerk eingetragen ist, so etwa bei den zahlreichen Stiftungen von Rambach selbst, von dem Gießener Buchhändler und Verleger Krieger und von ehemaligen Lehrern und dankbaren Schülern. Im folgenden sei ein kurzer Überblick über den heute noch vorhandenen Bestand bis zum Erscheinungsjahr 1775 gegeben.

Die Werke gehören im wesentlichen sieben Sachgebieten an, 40 der Theologie, 16 der Philosophie, 38 der Altertumswissenschaft und Geschichte, 24 den schönen Künsten, der deutschen Literatur und Sprache, 23 der Pädagogik, 3 der Erdkunde und 3 der Biologie.

Aus dem 16. Jahrhundert sind acht Werke erhalten, die hier mit ihrem vollen Titel aufgeführt seien:

Erasmus Rotterdamus, Chiliades Adagionum, Basileae, anno MDXXIII (gestiftet von dem ehem. Pädagoglehrer und derzeitigen Theologie-Professor Joannes Christianus Dietz im Jahre 1773).

Divi Basilii Magni opera Graeca quae ad nos extant, omnia, Basileae, MDLI. Cum gratia et privilegio Imp. Maiestatis ad annos V.

Ioannis Forsteri Dictionarium Hebraicum, omnium verborum, nominum, aliarumque vocum a sua radice quoquomodo variantium, abso-

lutus index, in studiosorum gratiam quam optatissime conscriptus. Basileae, per Frobenium et Episcopium, anno MDLXIIII Mense Martio.

Epistolae familiares M. T. Ciceronis, nunc primum optimis quibusque exemplaribus collatis, emendatae: adiectis singularum epistolarum argumentis, scholiis, Graecorum interpretatione. Ex castigatione Ioannis Boulierii. Luguduni, apud Antonium Vincentium, 1560.

Natalis Comitis Mythologiae, sive explicationum fabularum, libri decem: In quibus omnia prope naturalis et moralis Philosophiae dogmata contenta fuisse demonstratur. Nuper ab ipso autore recogniti et locupletati. Eiusdem libri quatuor de venatione. Cum indice triplici; rerum memorabilium, urbium et locorum a variis heroibus denominatorum, ac plantarum et animalium singulis diis dicatorum. Opus cuiusvis facultatis studiosis perutile ac prope necessarium. Francofurti apud Andream Wechelum MDLXXXI.

Grammatica Graeca, ex optimis quibusque autoribus, in usum Academiae Marpurgensis, ceterarumque scholarum Hassiacarum, per quaestiones et responsiones concinnata, tribusque distincta libris: quorum primus Etymologiam, secundus Syntaxin, tertius varietatem praecipuarum Dialectorum, Atticae, Ionicae, Doricae, Aeolicae; itemque proprietatis Poeticae, et retexendorum metrorum rationem continet. Auctore Othone Gualtrerio D. Hebraearum Graecarumque literarum ibidem Professore. Marpurgi, typis Pauli Egenolphi, MDXC.

Flavii Josephi, des hochberühmten jüdischen Geschichtsschreibers Historien und Bücher: Von alten jüdischen Geschichten zwentzig sambt eynem von seinem Leben: Vom Jüdischen Krieg und der Statt Jerusalem und des gantzen Lands zerstörung siben: Von der Juden altem Herkommen wider Apionem Grammaticum, zwey: Von Meysterschaft der Vernunfft und der Machabeer Marter eyns. Alles auß dem Griechischen Exemplar sammt aller Bücher und Capitel summarischer Innhalt mit höchstem Fleiß von newem verteutscht unnd zugerichtet darzu mit Biblischen Concordantzen, Jarrechnung, ordentlichem Register und schönen Figuren deßgleichen vorhin im Truck nie außgangen, gezieret. Mit Römischer Key. Maiest. Freiheyt. Anno 1587.

C. Plinii Secundi Historiae Mundi libri XXXVII. opus omni quidem commendatione maius, sed nullis ad hunc diem editionibus, nulla cuiusquam singulari vel opera, vel industria, a mendis, quae aut temporum iniquitate, aut superiorum aetatum negligentia, inter Latinos primae notae scriptorem hactenus occuparunt, satis unquam purgatum: nunc vero, quanta potuit expectari, fide, cura, diligentia, ex vetustissimorum excursorum et complurium codicum manuscriptorum attentissima collatione, et auctoritate, sic detersum ac emaculatum, ut ad pristinam eius integritatem et splendorem attulisse nostra haec editio post alias omnes adiumenta sane maxima iudicari merito possit... Omnia quidem multorum antehac doctorum hominum, novissime vero laboriosis observationibus conquisita et solerti iudicio pensitata, Iacobi Dalecampii, Medici, Cadomensis. MDXCIX. Cum privilegio sacrae Caesareae Maiestatis, ad decennium, Francoforti ad Moen. impensis Iohan. Feyerabendt.

Fünf hebräische Bibeln aus den Jahren 1677 bis 1716 sind vorhanden, die älteste von dem Gießener Ordinarius für Orientalistik und Prof. theol. David Clodius, Frankfurt 1677, dazu das o. a. Dictionarium Hebraicum (1563) und ein Testamentum Syriacum cum lexico Syriaco von Gutbirius (1664/65). Außerdem finden sich einige Neue Testamente in griechischer und lateinischer Sprache, das älteste:

Novum Testamentum Graece et Latine, Desid. Erasmo Roterodamo interprete. Cum summariis, concordantiis, et explicationibus difficiliorum vocabulorum, et aliis in hac editione praestitis, uti ex sequenti praefatione et ipsius operis impressione apparet. Francofurti et Wittenbergae, Impensis Balthasaris Mevii Bibliopolae Wittenberg. Anno MDCLIII.

Zahlreich vertreten sind die theologischen Schriften Gießener Professoren und Pädagoglehrer, vor allem die von Joh. Herm. Benner und Joh. Jac. Rambach (Vater!): Von Benner wurden veröffentlicht:

Otia sancta in divinis quibusdam oraculis occupata, Gießen 1736 (Stiftung des Buchhändlers Krieger 1772);
Theses Homileticae 1753;
Sylloge Thesium Hermeneuticae sacrae inservientium de Seniore Maculoso 1747;
Kleinere Schriften von 1755 bis 1769, darunter „Eines Hessischen Theologen kurze Antwort auf die Frage, ob katholisch werden gefährlich seye? von dem anfragenden zum Druck befördert, Giessen bei J. Ph. Krieger, 1755";
Abhandlung einer theologischen Moral 1770 (ebf. eine Stiftung des Verlegers Krieger 1772);
Suffragium pro Gloria Christi, 1771;
Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia mit einer Vorrede 1769.

Aus Rambachs Feder stammen:

D. Johann Jacob Rambachs, der Heil. Schrift Professoris Primarii, wie auch ersten Superintendenten und des Hochfürstl. Consistorii Assessoris zu Gießen, Vorstellung der Pflichten des Sabbats, mit einem dreyfachen Anhange. Andere Auflage. Mit Chursächs. allergnädigsten Privilegio. Gießen, bey Johann Philip Krieger, 1733. Frankfurt, gedruckt bey Heinr. Ludw. Brönner;
Geistliche Poesien 1735;
Wunder der bis zum Tode des Kreutzes erniedrigten Liebe 1750;
Übersetzung des Buches von Theodor de Blanc „Erweis der Genugtuung Jesu Christi" aus dem Französischen 1733.

Vertreten ist weiter der Gießener Professor der griechischen Sprache J. C. F. Schultz mit der „Bibliothek der vorzüglichsten englischen Predigten" in 6 Bänden (Gießen, Frankfurt, Leipzig 1772—1775), der Professor der Theologie Dietz mit seiner Ausgabe von Pomponius Mela „3 Bücher von der Lage der Welt" (Gießen 1774).

Erwähnenswert sind folgende religionswissenschaftliche Werke:

Friedrich Christian Lessers, in der Kayserl. Freyen Reichs-Stadt Nordhausen an der Kirche am Frauenberge Pastoris, und des Waysenhauses Administratoris, wie auch der Kayserl. Leop. Carol. Academ. Nat. Curiosior. Mitgliedes Insecto-Theologia, oder: Vernunfft- und Schrifftmäßiger Versuch, wie ein Mensch durch aufmercksame Betrachtung der sonst so wenig geachteten Insecten zu lebendiger Erkänntniß und Bewunderung der Allmacht, Weißheit, der Güte und Gerechtigkeit des grossen GOttes gelangen könne. Franckfurt und Leipzig, verlegts Michael Blochberger 1738.

Jonas Kortens, ehemaligen Buchhändlers zu Altona, Reise nach dem weiland Gelobten, nun aber seit siebzehn hundert Jahren unter dem Fluche liegenden Lande, wie auch nach Egypten, dem Berg Libanon, Syrien und Mesopotamien, von ihm selbst aufrichtig beschrieben, und bey dieser zweyten Auflage mit zwey Supplementen vermehret. Auf Kosten des Autoris. Halle, gedruckt bey Joh. Christian Grunert, 1743.

Philosophischer Beweiß von der Wahrheit der Christlichen Religion, darinnen die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion insgemein, und die Wahrheit oder Gewißheit der Christlichen insbesondere, aus ungezweiffelten Gründen der Vernunft nach Mathematischer Lehr-Art dargethan und behauptet wird, entworfen von Martin Knutzen, öffentlichen Professore der Weltweisheit auf der Academie zu Königsberg. Vierte Auflage, mit einigen Anmerkungen, Register und einer Zugabe hieher gehöriger Abhandelungen vermehret. Königsberg, gedruckt und verlegt von Johann Heinrich Hartung, 1747.

Vor allem für den Unterricht bestimmt waren: Jacob Janeway, Geistliches Exempel-Buch für Kinder (aus dem Englischen übertragen), Nürnberg 1735; C. D. Kleinknecht, Gute Exempel für die Jugend, Augsburg 1743; J. P. Miller, Erbauliche Erzählung der vornehmsten biblischen Geschichten für die Jugend, Frankfurt und Leipzig 1772; Trenninger, Beispiele der Tugend und des Lasters aus der biblischen Geschichte zum Unterricht für die Jugend, 1771/73.

Auch Bibliographien fehlen nicht; ein Geschenk Rambachs von 1772 ist der „Theologische Büchersaal, darinnen von dem Inhalte der neuesten theologischen Bücher und Schriften zuverlässige Nachricht gegeben wird", Jena und Leipzig 1749/50, und „D. J. A. Ernesti, Neue (bzw. neueste) Theol. Bibliothek" in 13 Bänden, Leipzig 1760—70 und 1771—73.

Unter den altertumswissenschaftlichen Werken sind vor allem die griechischen und lateinischen Schriftsteller-Ausgaben zu nennen: Zu den o. aufgeführten Ausgaben von Plinius, Dio Cassius, Cicero und Flavius Josephus treten Sueton, Terenz, Vergil, Ovid und Caesar. Mit der Sprache beschäftigen sich außer der o. a. Grammatik: D. G. Morhof, De arguta dictione tractatus, Lübeck 1705; Ch. Cellarius, Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis latini, Jena 1733; Nolten, Lexicon Latinae linquae antibarbarum, Leipzig und Helmstedt 1744; Nahmmacher, Anleitung zur kritischen Kenntnis der lateinischen Sprache, Leipzig 1768, und Hrn. Imm. Joh. Gerhard Schellers, Rectors des Lycei zu Lübben in der

Niederlausitz, Anleitung die alten Lateinischen Schriftsteller in den oberen Classen der Schulen philologisch und critisch zu erklären, nebst einem Anhange von richtiger Nachahmung des Cicero, und einem Vorschlag, das Griechische und Hebräische auf ähnliche Art zu erlernen: mit einer Vorrede herausgegeben von Hrn. Klotz. Halle gedruckt und verlegt von Joh. Jac. Curt, 1770.

Zur Altertumskunde und Geschichte gehören außer den o. a. „Mythologiae libri decem" von Natalis das „Theatrum historicum" von D. Andreas Hondorff, Frankfurt 1616; Thomas Dempsterus „Antiquitatum Romanarum Corpus absolutissimum", Genf 1640; „Constantini Manassis Breviarium historicum", Paris 1655, und eine besondere Kostbarkeit:

Atlas historique ou nouvelle Introduction à l'Histoire, à la Chronologie & à la Geographie ancienne & moderne; représentée dans de nouvelles Cartes, où l'on remarque l'établissement des Etats & Empires du Monde, leur durée, leur chute & leurs differents Gouvernements; la Chronologie des Consuls Romains, des Papes, des Empereurs, des Rois & des Princes etc., qui ont été depuis le commencement du monde jusqu'à présent; et la Génealogie des Maisons Souveraines de l'Europe. Par Mr. C.^{xxx}. Avec des Dissertations sur l'Histoire de chaque Etat par Mr. Gueudeville. A Amsterdam, chez François l'Honoré & Compagnie, près la Maison de Ville. MDCCV. Tome I, II, III.

Weiter: „Christophori Schraderi Tabulae Chronologicae a prima rerum origine et inde ad nostra tempora", Braunschweig 1745; C. A. Rupert, „Observationes ad Historiae universalis synopsin", 1659; „G. J. Vossii duo tractatus, unus de historicis Latinis, alter de historicis Graecis", Frankfurt 1677.

„Neu-eröffnete Schatzkammer griechischer Antiquitäten, worinnen das Nötigste vom Zustande des alten Griechenlandes, dessen Königreichen, Republiquen und Provintzien, wie auch denen alten Gebräuchen der Griechen, im Götzendienste, bürgerlichen Staat, Kriege und Hauß-Wesen, mit nöthigen Registern zu betrachten vorgestellet wird von Melissantes. Franckfurt und Leipzig, in Verlegung Ernst Ludwig Niedtens, Buchhändlers in Arnstadt, 1717.

Cellarius-Schwartz „Notitia orbis antiqui sive Geographia plenior", Leipzig 1731/32, und Damm „Einleitung in die griechisch-römische Götterlehre", Berlin 1769.

Die Philosophie kommt zu Wort in den Werken von Christian Wolf „Cogitationes rationales de viribus intellectus humani", 1735, und „Vernünftige Gedanken von Gott, Welt und Seele", Halle 1751; H. Chr. Stockhausen „Beredsamkeit eine Hauptwissenschaft" und „Trostgründe der Vernunft wider Verleumdungen", 1749; G. F. Meier „Vernunftlehre", 1752; Isaac Watts „Die Verbesserung des Verstandes", 1772.

Von den schönen Künsten und Wissenschaften handeln: A. F. Büsching, „Geschichte und Grundsätze der schönen Künste und Wissenschaften", 1772, und J. F. Riedel, „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften", 1774; J. E. Kappen, „Herrn Juvenel des Carleneas Versuch einer Geschichte der

schönen Wissenschaften", 1749; „Schriften der Teutschen Gesellschaft zu Jena aus den schönen Wissenschaften auf das Jahr 1753;„ C. W. Ramler, „Einleitung in die schönen Wissenschaften", 1754.

Aus der deutschen Literatur finden sich Lessings „Briefe, die Neueste Literatur betreffend", 1759—65, „Allgemeine deutsche Bibliothek", Bd. 18 bis 23, 1772—74; Klopstocks „Die deutsche Gelehrtenrepublik", 1774, und der „Messias", 1775.

Mit der deutschen Sprache beschäftigen sich: Joh. Hübner, „Neu-vermehrtes Poetisches Handbuch, das ist eine kurzgefaste Anleitung zur Deutschen Poesie, nebst einem vollständigen Reimregister, den Anfängern zum besten zusammengetragen", Leipzig 1743; H. Freyer, „Anweisungen zur Teutschen Orthographie", 1746; H. A. Mertens, „Die Schönheit der deutschen Sprache", 1773. Dazu kommen zwei besonders wertvolle Werke:

Glossarium Germanicum, continens Origines & Antiquitates totius linguae Germanicae, et omnium pene vocabulorum, vigentium et desitorum. Opus bipartitum et quinque indicibus instructum Johannis Georgii Wachteri. Lipsiae, apud Joh. Frid. Gleditschii B. Filium, MDCCXXXVII, und Christiani Gottlob Haltaus Philos. Mag. Scholae Nicol. Rectoris et Sodalit. LL. AA. Lips. Memb. Hon. Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus multis praeterea aliis monumentis tam editis quam ineditis adornatum indicibus necessariis instructum Tomus prior, praefatus est Joh. Gottlob Boehmius P. P., Lipsiae in Officina Librar. Joh. Frid. Gleditschii, MDCCLVIII.

Die Erdkunde ist vertreten mit den Werken: Chr. Juncker, Anleitung zu der Geographie der mittleren Zeiten, 1712; Peter Kolb, Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung und der darauf vorhandenen Hottentotten, 1744; Schatz-Schwab, Erläuterter Homannischer Atlas, 1763.

Zur Naturkunde gehören: Buffon, Allgemeine Naturgeschichte, 1771—72; „Versuch einer Naturlehre, in Briefen abgefaßt", o. Verf., aus dem Französischen übersetzt, Amsterdam und Leipzig, 1772; Plüsch, Neuer Schauplatz der Natur, 1772.

Die wichtigsten pädagogischen Werke sind: J. F. Alberti, Die Gestalt eines rechtschaffenen Schülers, 1729; J. J. Rambach, Wohlunterwiesener Informator oder deutlicher Unterricht von der Information und Erziehung der Kinder, Züllichau 1737; o. Verf., Überzeugende Warnung vor allen Sünden der Unreinigkeit, 1740; „Schrift- und vernunftmäßige Lebensregeln vor Studierende — Vorschläge zur Kinderzucht, o. Verf., Frankfurt 1749; J. P. Miller, Schule des Vergnügens, 1765, Anweisungen zur Wohlredenheit, 1767, Historisch-moralische Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens, 1767, Grundsätze einer christlichen Erziehungskunst, 1771.

Mit der Methodik beschäftigen sich: C. Rollius, „Anweisung, wie man die freien Künste lehren und lernen soll, aus dem Französischen übersetzt von J. J. Schwabe", 1760; G. Chr. Harles, „Gedanken von den Realschulen", 1766; M. Ehlers, „Gedanken von den zur Verbesserung der Schulen notwendigen Erfordernissen", 1766; J. G. F. Franz, „Von der genauen Übereinstimmung geschickter Lehrer in öffentlichen Schulen mit großen Staats-

männern", Leipzig 1767 (ein Geschenk Rambachs von 1772); Magazin für Schulen und die Erziehung, 1767—72.

Von Schulgeschichte handeln: „Godofredus Ludorius, Historia Rectorum, Gymnasiorum Scholarumque celebrorum, Schul-Historie Pars I, Leipzig 1711"; Gottl. Bidermann, „Acta Scholastica", 1741—45; Frankfurter Schulprogramme von 1763/71.

Schließlich seien noch erwähnt: Chr. Gottlob Jöchers „Compendiöses Gelehrten-Lexicon", Leipzig 1726, und Kurtzgefaßte Curieuse Historie derer Gelehrten, darinnen von der Geburth, Erziehung, Sitten, Fatis, Schrifften etc. gelehrter Leute gehandelt und hin und wieder angewiesen wird, was in diesem unter denen Teutschen zumal so beliebten studio gantz überflüssig zum Teil auch einer besseren Untersuchung noch benöthiget. Nebst einem unmaßgeblichen Vorschlag, wie dasselbe künfftighin in eine richtige Verfassung zu bringen seye, entworffen von Johann Adam Bernhard, Hanovensi, Franckfurt am Mayn, Verlegts Johann Maximilian von Sand, anno 1718.

In den Jahren 1775—1829 treten in Religionswissenschaft zahlreiche, vor allem für den Unterricht bestimmte Werke hinzu, in den Altertumswissenschaften — es werden nur die noch vorhandenen Bücher erwähnt — erscheinen Ausgaben von Plutarch, Tacitus, Curtius Rufus und Phaedrus, dazu Lehrbücher, so das Methodenbuch von Chr. G. Schütz (1783); in das Fachgebiet Philosophie gehören Werke des Gießener Pädagoglehrers Chr. W. Snell und des Gießener Philosophie-Professors C. C. E. Schmid. An deutscher Literatur werden beschafft: weitere Werke von Klopstock, Schiller. Die Naturwissenschaften werden stärker ausgebaut: Emmerling, Lehrbuch der Mineralogie, 1799—1802; Bechstein, Getreue Abbildung naturhistorischer Gegenstände in 6 Bdn., 1796—1808; Walther, Flora von Gießen, 1802; Borckhausens botanisches Wörterbuch, 1816. Jetzt werden auch die ersten Werke für den Französisch-Unterricht angeschafft: J. C. Chapuset, Sammlung deutscher Aufsätze von Fabeln zu bequemer Übersetzung ins Französische, 1780, und Fr. Th. Chastel, Versuch einer ausführlichen französischen Sprachlehre, 1792. Das einzige noch vorhandene Mathematikbuch ist das Werk von G. G. Schmidt, Die ebene und sphärische Trigonometrie, 1817.

Bei allen aufgeführten Werken handelt es sich fast durchweg um solche, die für die Hand des Lehrers bestimmt waren. Die im Verzeichnis von 1829 für den Gebrauch der Schüler vorgesehenen Werke sind nicht mehr vorhanden. Es ist anzunehmen, daß sie bei einer Durchsicht herausgenommen, den Schülern übereignet oder wegen Unbrauchbarkeit ausgeschieden worden sind. Auch die geringe Zahl von Textausgaben antiker und deutscher Schriftsteller mag damit zu erklären sein.

Die „Rambachsche Bibliothek", deren Bücher bislang unter die einzelnen Sachgebiete der Lehrerbücherei des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums aufgeteilt waren, ist im Jahre 1958 wieder zusammengestellt worden und hat nun im Bibliotheksraum des neuen Schulgebäudes einen besonderen Platz erhalten.

Jacob Theodor Franz Rambach, der Autor der „Anmerkungen" zur Dietrich'schen Chronik von 1613

von Hans Szczech

In den vorjährigen Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, NF 49/50, 1965, S. 6 u. 8, hatten wir die Vermutung ausgesprochen, daß der „große", für die Frühzeit unserer Universität und seines Jahrhunderts so bedeutungsvolle Theologieprofessor Johann Jakob Rambach der Verfasser der Anmerkungen zur Dietrich'schen Chronik von 1613 gewesen sei. Und wir haben dementsprechend ein von J. M. Beringeroth gestochenes Porträt Johann Jakob Rambachs zum Wiederabdruck gebracht (S. 217).

Nunmehr dürfen wir diese Meinung dahin ergänzen und berichtigen, daß nicht er, sondern sein Sohn Jacob Theodor Franz Rambach, sie geschrieben hat. Johann Jacob war bereits zwei Jahre nach der am 6. März 1733 erfolgten Geburt des Sohnes, am 19. April 1735, am Scharlachfieber gestorben.

Der Sohn besuchte das Gießener Pädagog, unser heutiges Landgraf-Ludwigs-Gymnasium, und bezog mit 19 Jahren die hiesige Universität. 1758 wurde er Lehrer an seiner Schule. Hier wirkte er 17 Jahre lang, erwarb 1765 den akademischen Grad eines Magisters und stieg in den letzten Gießener Jahren zur ersten Lehrstelle des hiesigen Pädagogs auf.

Im Jahre 1775 ging er nach Frankfurt, wohin man ihn als Konrektor ans dortige Gymnasium berufen hatte. In Frankfurt war er bis 1803 tätig und verstarb ebendort fünfundsiebzigjährig im Jahre 1808.

Friedrich Wilhelm Strieder begründete Rambachs Fortgehen in seiner „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten", Bd. XI/XII, 1797, S. 218 ff. wie folgt: „weil nun eben damals eine Epoche des Pädagogs anfieng, die Ihm nicht gefiel und Ihm keine patriotischen Aussichten übrig ließ." Aus einer Mitteilung von Herrn Oberbibliotheksrat Dr. Erwin Schmidt, Gießen, entnehmen wir überdies, daß Rambach vielleicht darüber enttäuscht war, daß sein Gesuch um Ernennung zum Professor Extraordinarius in der theologischen Fakultät in Gießen nicht erfüllt werden konnte.

Während seiner Lehrtätigkeit leistete er gleichzeitig eine umfangreiche Forschungsarbeit zur Erhellung der Geschichte seiner Schule, der Universität und auch unserer Stadt. Dabei stieß er auf die Chronik des ersten Gießener Pädagogiarchen Conrad Dietrich, die er ins Deutsche übersetzte und in mehreren Fortsetzungen in dem jüngst entstandenen „Gießer Wochenblatt", mit umfangreichen Anmerkungen versehen, der Leserschaft und damit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machte.

Besprechungen

Heimatbuch Holzheim. Bearbeitet von Waldemar Küther. Herausgegeben von der Gemeinde Holzheim. Gedruckt mit Unterstützung des hessischen Ministeriums für Erziehung und Volksbildung.

Die 1175-Jahr-Feier des im Süden des Landkreises Gießen gelegenen Dorfes Holzheim gab der Gemeinde im Jahre 1965 Anlaß, zum 24. Mai, dem Tag, an dem sie im Jahre 790 zum ersten Male im „Codex Laureshamensis" erwähnt wurde, ein Heimatbuch vorzulegen. Mit ihm wird die seit längerem in unserem Raum begonnene Reihe der Heimatbücher nicht nur fortgesetzt, sondern durch die zum Teil umfangreichen und sehr gründlichen Beiträge, namentlich zu der wechselvollen Geschichte des Dorfes in der Vor- und Frühzeit sowie im Mittelalter, auf eine beachtliche Höhe gehoben. Daß es der Gemeinde gelang, für die Zeit bis zum Nachweis des christlichen Holzheim als Autor Museumsdirektor Dr. Herbert Krüger, Gießen, und für den langen Zeitraum der mittelalterlichen Geschichte Herrn Pfarrer i. W. Waldemar Küther, früher Hungen, heute Cappel bei Marburg, zu gewinnen, gereicht ihr ebenso zum Lobe und Gewinn wie der glückliche Umstand, daß sie unter ihren Bürgern einen Kreis von Heimatforschern und -freunden besitzt, die mit den erwähnten beiden Fachwissenschaftlern ein erfolgreiches Arbeitsteam bilden konnten.

Die gründliche und sorgfältig einführende und in den Gehalt des stattlichen, 360 Seiten umfassenden Bandes einstimmende Arbeit über die „Ur-, Vor- und Frühzeit des Dorfes Holzheim" unterrichtet den Leser eingehend über die Kulturen der Vor- und Frühgeschichte, beginnend mit der Alt-Steinzeit (vor 120 000 vor Christus), bis in die Völkerwanderungszeit hinein. Der durch die geläufigen Epochenbezeichnungen übersichtlich gegliederte Beitrag vermittelt nicht nur die notwendigen Kenntnisse über den Holzheimer Siedlungsraum vor dem Einsetzen schriftlicher Quellen, sondern schafft damit auch die Voraussetzungen des Verständnisses für die folgenden Aufsätze, die in ihrer Gesamtheit einen überzeugenden Beitrag zur kontinuierlichen Siedlungs- und Entwicklungsgeschichte der Landschaft um Holzheim liefern, die exemplarisch für weite Teile der Wetterau überhaupt genommen werden darf.

Das Ganze wird durch einige Abbildungen im Text, unter denen mit Recht die in den Originalfarben wiedergegebene „große Perlenkette" (vgl. S. 23) als besondere Kostbarkeit vermerkt werden darf, wirkungsvoll unterstützt. Diese und die auch im folgenden zu erwähnenden Abbildungen unterstreichen geschickt und eindringlich den Wert des Heimatbuches, das auf solche Weise nicht nur nach seiner Anlage als willkommene Sammlung von Quellen zur Geschichte in der nördlichen Wetterau empfohlen werden darf, sondern auch als Anschauungsbuch Verbreitung verdient, die man um so mehr wünschen kann, da zu den Verfassern einiger Aufsätze auch Schulleute gehören, die vom Didaktischen und Methodischen her wissen, wie sehr lebendig betriebene Heimatkunde geeignet ist, das Geschichtsbewußtsein zu bilden und zu fördern.

Daß im übrigen die kurz zuvor abgeschlossenen Ausgrabungen Krügers zur Erhellung der Spät-Latènezeit und der Merowinger von ihm noch berücksichtigt werden konnten, darf sowohl als glückliche Fügung bezeichnet werden wie auch als der gute Stern, der offensichtlich von Anfang an die für dieses Buch Verantwortlichen geleitet hat, indem sie sich mit gutem Geschick auf das Wesentliche zu beschränken wußten.

Den Höhe- und Mittelpunkt des Buches stellt zweifellos jedoch die große Arbeit Küthers über „die Geschichte Holzheims" dar, die auf rund 70 Seiten Text mit 2 Karten, 2 Stammbaumfalttafeln der adligen Familie von Holzheim (hierzu vgl. man besonders auch den Abschnitt „das Geschlecht derer von Holzheim" ab S. 80) sowie zahlreichen Abbildungen im Text mehr als die Geschichte des Holzheimer Raumes behandelt, indem sie besonders im kirchengeschichtlichen Bereich das Dorf in der Wetterau vor der geschichtsbildenden und großartigen Szenerie des frühen und des Hochmittelalters Gestalt annehmen und Leben empfangen läßt. Hier aber verdienen besondere Erwähnung die Seiten 37 ff., auf denen die Beziehungen Holzheims zum Reichskloster Lorsch und der Zisterzienserabtei Arnsburg (ab S. 42) dargeboten werden.

Hier verdient ferner Beachtung der Abschnitt „die Holzheimer Kirche im Mittelalter" (ab S. 63), der unter anderem durch eine Reihe von Holzheimer Pfarrersiegel

illustriert, das kirchliche Leben der Holzheimer im Mittelalter sichtbar werden läßt, besonders aber auch an der Schwelle zur Neuzeit in den bewegten Jahren des Auf und Ab des reformatorischen Geschehens.

Dabei dienen der Faksimile-Abdruck aus dem „Codex Laureshamensis" (S. 33) sowie die Übertragung und Übersetzung des Textes auf S. 34 ebenso vortrefflich der Absicht und der Aufgabe des Heimatbuches wie das reichhaltige Quellenverzeichnis auf den S. 96 und 97, das die Sorgfalt unterstreicht, mit der Küther das umfängliche Material durchgearbeitet und zu einer in sich geschlossenen Monographie über das historische Holzheim verarbeitet hat.

Ihre natürliche Fortsetzung erfährt seine Arbeit durch den von ihm und der Lehrerin Johanna Conradini gemeinsam bearbeiteten Beitrag über „die Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde nach der Reformation", wozu sich die Mitverfasserin als Lehrerin und Gattin des derzeitigen evangelischen Pfarrers von Holzheim besonders berufen fühlen durfte. Daß die Geschichte des christlichen Holzheim für die jüngste Gegenwart durch einen kleinen Beitrag des katholischen Pfarrers von Gambach, zu dessen Sprengel heute die durch den Flüchtlingsstrom neu entstandene katholische Kirchengemeinde gehört, vervollständigt und den Verhältnissen unserer Tage angepaßt werden konnte, darf als Zeugnis für die Lebenskraft des nun schon so alten Holzheim gelten, das, wie das vorgelegte Buch mannigfaltig ausweist, immer wieder mit harten Wirklichkeiten fertig werden mußte und geworden ist.

Den gesunden, in der bäuerlichen Tradition der Holzheimer verwurzelten Menschenschlag demonstriert der Landwirtschaftsmeister Karl Heinrich Jung, der als begeisterter Mitarbeiter in der Heimatforschung seit vielen Jahren tätig, dem vorgelegten Band mehrere kleinere Beiträge geliefert hat. Sie sind vornehmlich der neueren Geschichte Holzheims und seiner Lebensverhältnisse gewidmet und stellen mit ihren lesenswerten und aufschlußreichen Angaben zur kommunalgeschichtlichen und politischen sowie zur siedlungs- und berufsgeschichtlichen Entwicklung in der neueren Zeit und Gegenwart neben dem Inhaltlichen auch anerkennenswerte Hinweise zur Methodik der Behandlung eines solchen Materials in einem Heimatbuch dar.

In der Reihe dieser kleineren Beiträge Jungs zu diesem vielseitigen Thema sowie zum Schulwesen (vgl. S. 194 ff.), den Einwohnern Holzheims zwischen 1210 und 1671 (vgl. S. 238 ff.), einem sehr fleißigen und anregenden Artikel über die Holzheimer Flurnamen (vgl. S. 281 ff.) begegnet uns auch immer wieder Waldemar Küther, der als der Bearbeiter des Heimtbuches wiederholt dort zu Wort kommen durfte, wo es galt, Holzheim aus dem begrenzten Raum der Heimat herauszuheben und in den größeren geschichtlichen und auch kunstgeschichtlichen Rahmen einzuordnen, wenn er etwa auf den Seiten 179 bis 193, von gut ausgesuchten Abbildungen unterstützt, über „die Baugeschichte der evangelischen Kirche in Holzheim" handelt oder als Mitarbeiter des Beitrags über den „Markwald Holzheim" (vgl. S. 206 ff.) zeichnet.

Seiner so gründlichen und liebevollen Mitarbeit darf man ebenso dankbar sein wie für die umfangreiche Redaktionsarbeit, die den großen Stab der übrigen Mitarbeiter das heute so ansprechende Heimatbuch bei insgesamt 40 Nummern zu einem geschlossenen Ganzen werden ließ und die thematisch sehr verschiedenen Aufsätze, die sich zwischen wissenschaftlicher Veröffentlichung und der Aufzählung von Zahlen, Fakten und statistischen Angaben bewegen, in ein zueinander passendes System einordnete, wodurch die Lektüre des Buches bis zum Schluß interessant bleibt.

Unter den vielen Verfassern, denen allen an dieser Stelle für ihren Fleiß und die zum Ausdruck gebrachte Anhänglichkeit an Holzheim und die Heimat gedankt werden soll, ohne daß es im Rahmen einer solchen Besprechung möglich wäre, einen jeden einzelnen Autor zu erwähnen und den Titel seines Aufsatzes zu zitieren, mögen zusammenfassend die genannt werden, die die Vielseitigkeit des heutigen modernen Gemeindelebens, wie es sich unter anderem auch in einer vielgestaltigen Vereinstätigkeit äußert, vorführen und somit einen abrundenden Beitrag zur lebendigen Geschichte dieses Gemeinwesens liefern.

Sie alle gehören in ein Heimatbuch hinein und bilden den Hintergrund und die Kulissen zu den geschichtlichen Höhepunkten dieses auch bibliographisch gut und reich ausgestatteten Bandes, dem man wegen der Akribie und des Wertes der besprochenen Beiträge über die Grenzen Holzheims hinaus Verbreitung, anerkennende Beachtung und Nachahmung wünschen kann.

Hans Szczech

Erwin Meyer: Heimatforschung in Hessen, 3. Band. Verlag Wilhelm Schmitz, Gießen. 1966.

Von den „Heimatforschungen in Hessen" erschien im Wilhelm-Schmitz-Verlag, Gießen, der 3. Band. Es sind gesammelte — zumeist bereits früher in Zeitungen veröffentlichte Aufsätze des Obergewerberats i. R. Dr. Erwin Meyer, der durch seine berufliche Tätigkeit weit im ehemaligen Volksstaat Hessen, dem heutigen Regierungsbezirk Hessen-Darmstadt, herumgekommen ist und dabei nie versäumt hat, „dem Volke aufs Maul zu schauen". Auf diese Weise hat er in fleißiger Arbeit eine Unmenge an heimatkundlichem Material zusammengetragen.

Es ist sehr bedauerlich, daß dieses reichhaltige und teilweise sicher wertvolle „Rohmaterial" nicht die Spur einer wissenschaftlichen Bearbeitung zeigt und daher einer ernsten und kritischen Betrachtung nicht standhalten kann. In den meisten Aufsätzen fehlt die Angabe von Quellen ebenso wie die von Sekundärliteratur, so daß eine Nachprüfung des Dargebotenen unmöglich wird. Ebenso schmerzlich vermißt man die für viele Angaben notwendigen Fußnoten.

Gekennzeichnet wird diese „Heimatforschung" ferner durch das kaum zufällige Außerachtlassen all der Ergebnisse, die eine verantwortungsbewußte, fachwissenschaftlich geschulte Heimatforschung im Laufe eines guten halben Jahrhunderts auf den verschiedensten Wissensgebieten zusammengetragen hat. Viele dieser völlig übergangenen Arbeiten beschäftigen sich nämlich auf wissenschaftlicher Grundlage mit gleicher oder ähnlicher Themastellung wie der Verfasser.

Das zeigt sich beispielsweise, wenn im geologischen Kapitel über „Fossile Tier- und Pflanzenkunde" Nashornknochen von Inheiden „der letzten Tertiärstufe" zugewiesen, oder wenn Flurnamen wie „Elschwiese" und „Elkgruben" auf durch nichts bezeugte Skelettfunde des „eiszeitlichen" Elches zurückgeführt werden. Der Autor scheut sich vor einer so phantastischen Deutung nicht, obwohl nach seinem eigenen Hinweis der letztgenannte Flurname bereits für das Jahr 1404 belegt ist, zu einer Zeit also, in der selbst die gelehrtesten Zeitgenossen, geschweige denn die Flurnamen bestimmenden Dorfbewohner des hohen Vogelsbergs den Elch als „Eiszeit-Großtier" gekannt haben.

Mangelnder Kontakt des Verfassers mit der Fachforschung zeigt sich weiter im Wiederaufwärmen der These von der eiszeitlichen „Grotten"-Siedlung in Treis/Lda. Durch den phantasiebegabten Verfasser erfährt sie nun sogar eine neue Variante. Der Name des „Totenberges" (richtig freilich: Dodenberges nach der in der Wüstung Dodenhausen begüterten gleichnamigen Adelsfamilie) könne darauf deuten, „daß auch diluviale Menschenskelette in den Grotten früher zuweilen gefunden worden sind". Hier darf wohl daran erinnert werden, daß der natürliche Blockschutthang vom Treiser „Totenberg" seit der Diluvialzeit unberührt und fundfrei geschlummert hat, bis der Quarzitbruch der Didier-Werke aus Mainzlar kurz vor dem ersten Weltkrieg seine Flanke aufriß; und auch die „Grotten" verdanken lediglich der anschließenden Ausgrabungstätigkeit der Vorzeitforscher ihre Existenz.

Es würde ins Uferlose führen, wollte man auch die speziellen Vorgeschichtskapitel dieser neuen Art von „Heimatforschung" einer kritischen Betrachtung unterziehen. Da sollen sich beispielsweise seit Jahrzehnten im Kreise Büdingen die Altsteinzeit-Funde, Werkstücke zumindest, die „nur durch Zerschlagen und Behauen" zu „Faustkeilen" hergerichtet wurden, häufen, ohne daß die doch recht aktive Spezialforschung je davon Kenntnis genommen hat. Auch die „drei keilartigen Werkzeuge im Schottener Heimatmuseum" kennt selbst, wie uns auf Anfrage versichert wurde, der Leiter jenes Museums nicht.

Hätte der Verfasser nicht gut daran getan, in den benachbarten Museen die bereits nach Tausenden zählenden eindeutigen Zeugnisse der Alt- und Mittelsteinzeit gründlich zu studieren, statt „keilartige" Zufallsgebilde „zu Faustkeilen" zu erklären und die Mär vom „anerkannt altsteinzeitlichen Messer" drucken zu lassen? Warum, so fragen wir, greift der Verfasser nicht zunächst zu Otto Kunkels bereits 1926 erschienener Arbeit über „Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer" und zu den überall zugänglichen Fundberichten der Folgezeit, wenn er statt heimatkundlicher Träumereien wirkliche „Heimatforschungen" zu bieten beabsichtigt?

Die Angabe im Vorwort, die 40 Aufsätze seien in „kulturgeschichtlicher Reihenfolge" zusammengestellt, ist völlig unrichtig, denn es ist schwer einzusehen, warum u. a. die „hessische Gewerbeaufsicht" vor den „Siedlungen und Ortsbefestigungen des Lumdatales" steht, oder warum verschiedenen Aufsätzen über Gießens neuere Geschichte ein Bericht über „Münzfunde im Vogelsberg- und Wetteraugebiet" folgt. Auch im geschichtlichen Teil dieser „Heimatforschungen" vermißt man den Ernst wissenschaftlicher Arbeit. Wenn der Verfasser z. B. in seinem Aufsatz über die

Londorfer Flurnamen wenigstens in der Einleitung die unabdingbare Forderung nach Angabe seiner Quellen erfüllt, so nur deshalb, weil diese Aufstellung bereits vor 8 Jahren in einem größeren Werk Aufnahme fand und der damalige Herausgeber diese Quellenangabe verlangte. Die angehängten „Erläuterungen zu den Londorfer Flurnamen" (S. 114—118) wurden nicht aufgenommen, weil sie zu phantasievoll und teilweise widerspruchsvoll waren. In den anderen Aufsätzen, die sich mit dem Lumdatal befassen (S. 98, 101, 103, 105 ff.) übergeht der Verfasser völlig die Erkenntnisse, die in dem 1958 erschienenen Buch „Das 1200jährige Londorf und die Rabenau", niedergelegt sind und stellt ohne nähere Erklärung oder Quellenangaben „Tatsachen" über Wüstungen und Ortsbefestigungen im Lumdatal fest, die in das Reich der Fabel zu verweisen sind.

Besonders fragwürdig wird die Arbeitsmethode des Verfassers in dem Aufsatz über die „Entwicklung der Stadt Gießen bis zum Jahre 1800". Hier ist ihm anscheinend unbekannt, daß nach dem 2. Weltkrieg über Gießen einige grundlegende und richtungweisende Arbeiten publiziert worden sind, die gewiß in der Lage gewesen wären, manche der unglaubhaften und unbelegten „Erkenntnisse" aus den „Heimatforschungen" ins rechte Licht zu rücken. In den Fällen aber, wo die Angaben historisch wahr und nachweisbar sind, wäre es seine Pflicht gewesen, ihre Herkunft durch Quellen oder Nachweis der Sekundärliteratur zu belegen.

Aus der Fülle der Ungereimtheiten sei nur herausgegriffen, daß auch hier die überholte Auffassung von der Anlage der Stadt Gießen als militärischer Brückenkopf der Gleiberger zum Schiffenberg aufgewärmt wird, obwohl es längst als gesichert gelten darf, daß es wirtschaftliche und politische Gründe waren, die zur Entstehung der ersten Burganlage Gießens führten. Die Auslassungen über die Wüstungen um Gießen und über die Erweiterung der Stadt, sowie die Jahreszahlen, die in diesem Zusammenhang genannt werden, verraten allzu deutlich, daß diese „Heimatforschungen" weder auf sorgsamem Quellenstudium noch auf wirklicher Kenntnis der in den letzten beiden Jahrzehnten erschienenen Publikationen beruhen. Hätte sich der Verfasser doch nur auf solche Aufsätze beschränkt, die geeignet sind, Ereignisse und historische Entwicklungen der Nachwelt lebendig zu erhalten. Dies trifft z. B. zu für die Zusammenstellung der „Berühmten Angehörigen der Ludwigs-Universität", in der vor allem an die verschwundenen Gedenktafeln in der Stadt Gießen erinnert wird; auch der Bericht über das „Schicksal des Schorgrabens in Gießen" und „Zur Geschichte von Steins Garten" ruft weithin Vergessenes in die Erinnerung zurück. Aber schon das nächste Kapitel über „Die Geschichte des Braugewerbes in Gießen" leidet darunter, daß sich der Verfasser nicht mit den Unterlagen des Gießener Stadtarchivs beschäftigt hat.

Warum, so fragen wir hier zum Schluß, werden solche „Heimatforschungen" noch immer kritiklos in den Gießener Zeitungen als heimatgeschichtliche Beiträge abgedruckt, und warum bietet ein seriöser Verlag nun schon zum dritten Male seine Hand zu einem so unzulänglichen Unternehmen?

H. Krüger E. Knauß

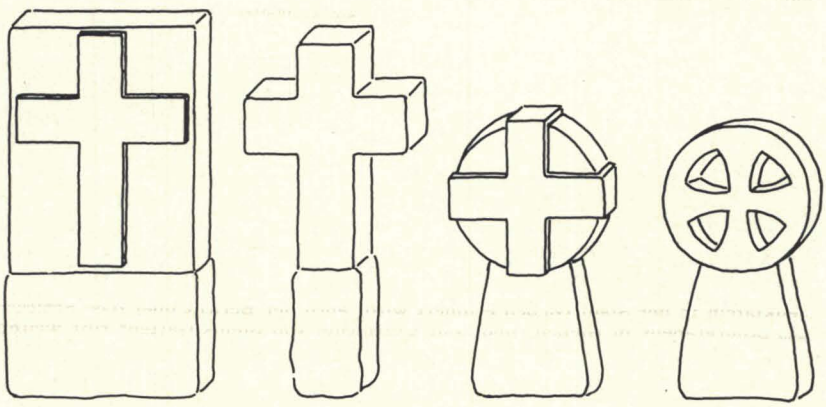


Abb. 1

Die vier Grundtypen steinerner Flurdenkmäler und früher Grabsteinformen

Zu Beitrag Friedrich Karl Azzola

Abb. 2

Vorderseite des spätmittelalterlichen Grabsteinkreuzes aus Kloster Arnsburg. Abmessungen des Steins: Resthöhe 61 cm, Dicke 16,5 bis 18 cm, Längsbalken unten 20,5, oben 17 cm breit, Querbalken 56 cm lang und 18—19 cm breit. Der Stein trägt auf seiner Vorderseite als redendes Namenszeichen eine eingeritzte Glocke.

Zu Beitrag Friedrich Karl Azzola

Abb. 3

August Hermann Francke, nach einem Stich von Vogel in Augsburg 1718 (aus Mahling, Mirbt, Nebe: Zum Gedächtnis August Hermann Franckes)

Zu Beitrag Gerhard Bernbeck

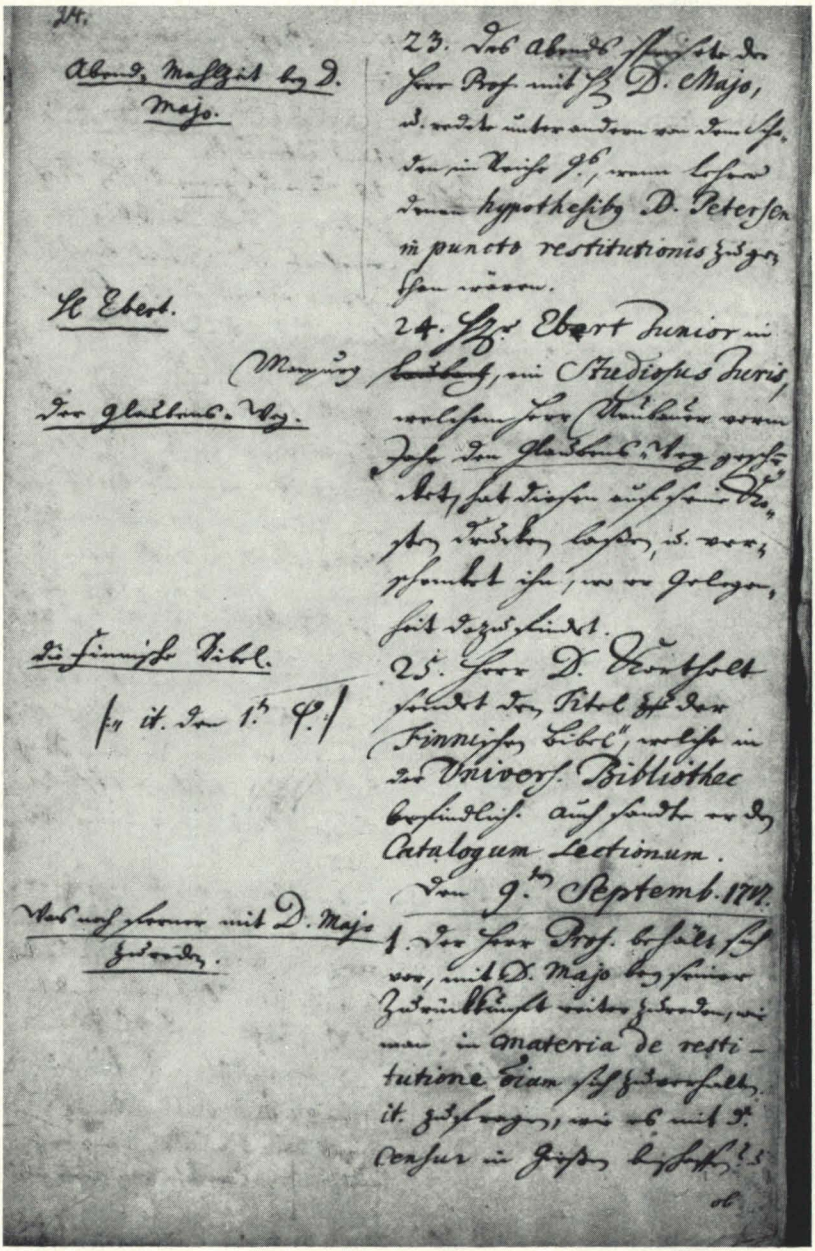
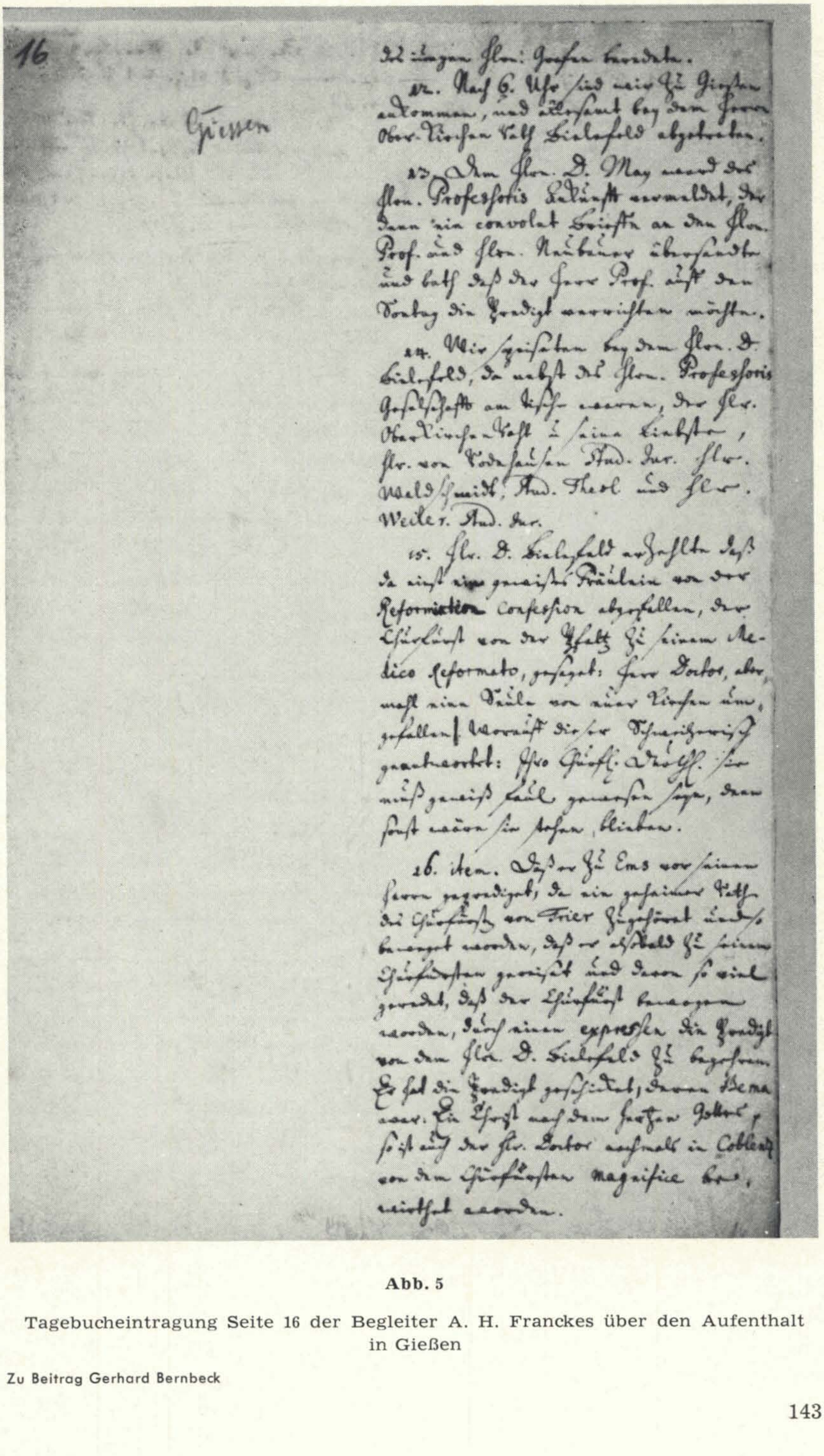


Abb. 4

Tagebucheintragung Seite 24 der Begleiter A. H. Franckes über den Aufenhalt in Gießen

Zu Beitrag Gerhard Bernbeck


16

Giessen

der iungen Hrn: Grafen wurde.

22. Nach 6. Uhr sind wir zu Giessen ankommen, und allerseits bey dem Herrn Ober-Kirchen Rath Bielefeld abgetreten.

23. Dem Hrn. D. May ward des Hrn. Professoris Ankunft vermeldet, der dann ein convolut Briefe an den Hrn. Prof. und Hrn. Neubauer übersandte und bath daß der Herr Prof. auf den Sontag die Predigt verrichten möchte.

24. Wir speiseten bey dem Hrn. D. Bielefeld, da nebst des Hrn. Professoris Gesellschaft am Tische waren, der Hr. Ober Kirchen-Rath u. seine Liebste, Hr. von Rodenhausen Stud. Jur. Hr. Waldschmidt, Stud. Theol und Hr. Weiler. Stud. Jur.

25. Hr. D. Bielefeld erzehlte daß da einst eine gewisse Fräulein von der Reformirten Confession abgefallen, der Churfürst von der Pfaltz zu seinem Medico Reformato gesaget: Herr Doctor, aber mahl eine Säule von euer Kirchen umgefallen! Worauf dieser [illegible] geantwortet: Ihro Churfl. Durchl. sie muß gewiß faul gewesen seyn, denn sonst wären sie stehen blieben.

26. item. Daß er zu Ems vor seinen Herrn gepredigt; da ein geheimer Rath des Churfürsten von Trier zugehöret und so bewegt worden, daß er alsobald zu seinem Churfürsten gereiset und davon so viel geredet, daß der Churfürst bewogen worden, durch einen expressen die Predigt von dem Hrn. D. Bielefeld zu begehren. Er hat die Predigt geschicket, davon Thema war: Ein Christ nach dem hertzen Gottes, so ist auch der Hr. Doctor nachmals in Coblentz von dem Churfürsten magnifice bewirthet worden.

Abb. 5

Tagebucheintragung Seite 16 der Begleiter A. H. Franckes über den Aufenthalt in Gießen

Zu Beitrag Gerhard Bernbeck

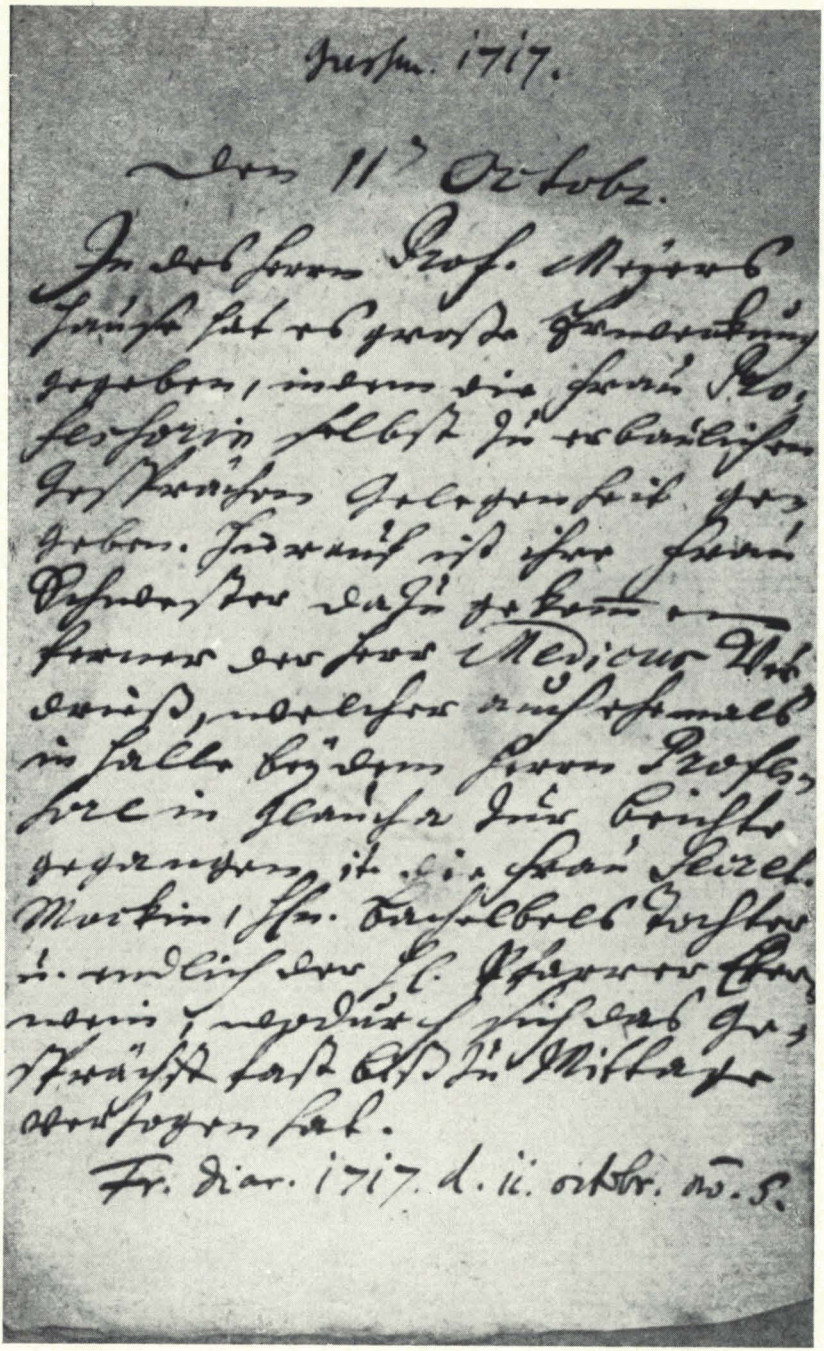


Abb. 6

Tagebucheintragung der Begleiter A. H. Franckes über den Aufenthalt in Gießen in: „Erweckung", 11. Oktober 1717

Zu Beitrag Gerhard Bernbeck

MÉMOIRES ET JOURNAL

DE

J.-G. WILLE

GRAVEUR DU ROI

PUBLIÉS

D'APRÈS LES MANUSCRITS AUTOGRAPHES DE LA BIBLIOTHÈQUE IMPÉRIALE

PAR

GEORGES DUPLESSIS

AVEC UNE PRÉFACE

PAR EDMOND ET JULES DE GONCOURT

TOME PREMIER

PARIS

V^e^ JULES RENOUARD, LIBRAIRE-EDITEUR

6, RUE DE TOURNON, 6

—

1857

Abb. 7
Titelseite aus Duplessis' Werk

Zu Beitrag Herbert Krüger und Peter Merck

Abb. 8

Das sogen. „Geburtshaus" J. G. Willes, das von seinem nächstfolgenden Bruder Johannes i. J. 1747 erbaut wurde (Foto: Dr. H. Krüger)

Abb. 9

Porträt Willes, 1759 gestochen von J. F. Kauke nach einem Bild von G. Fr. Schmidt
Original: Histor. Bildarchiv, Bad Berneck

Abb. 10

Porträt Willes, gestochen von J. G. von Müller nach einem von Greuze 1763 gemalten Bilde. Original: Oberhess. Museum Gießen

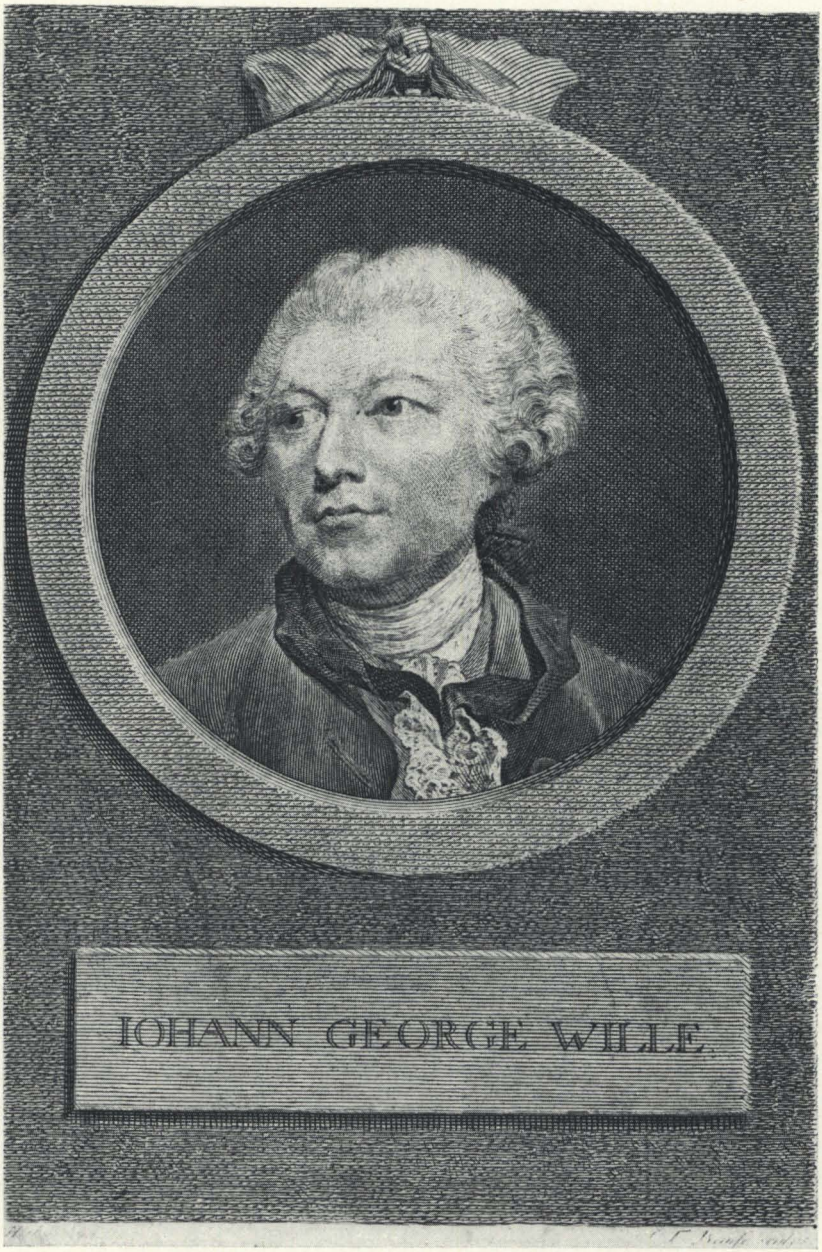


Abb. 11

Porträt Willes, 1766 gestochen von Bause nach einer Zeichnung von Halm
Original: Oberhess. Museum Gießen

Zu Beitrag Herbert Krüger und Peter Merck

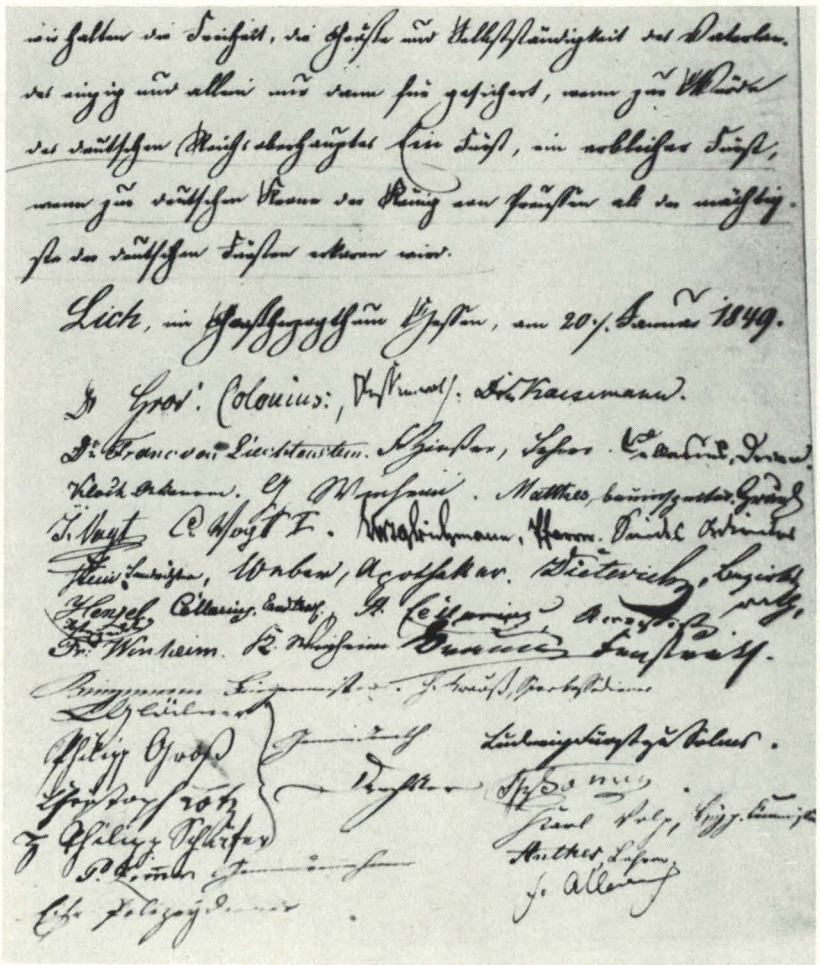


Abb. 12

Vertrauensadresse Nr. 5715 der Bürger der Stadt Lich vom 20. 1. 1849, die auch von Ludwig Fürst zu Solms unterschrieben wurde

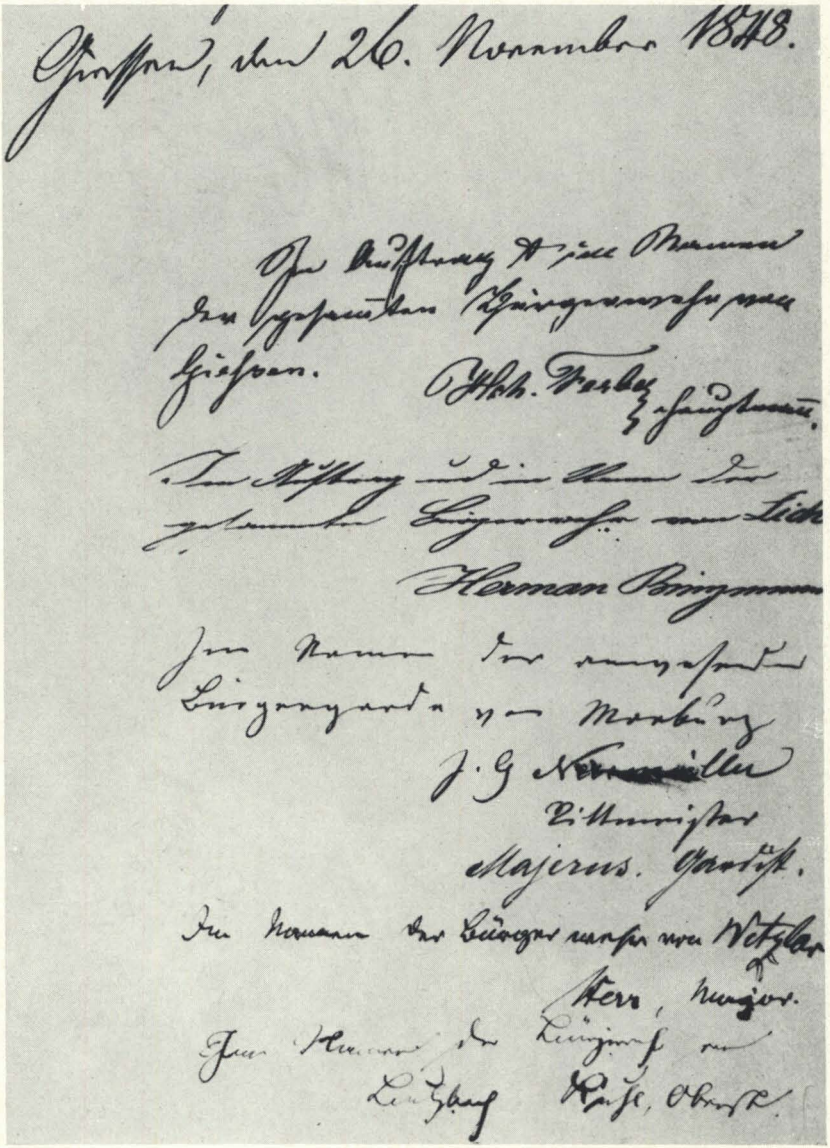


Abb. 13

Petition zur Wehrverfassung des „Wehrverbandes" der preußischen, kurhessischen und oberhessischen Städte Gießen, Lich, Marburg, Wetzlar und Butzbach vom 26. 11. 1848

Abb. 14

Titelkupfer des ältesten Werkes der Rambach'schen Bibliothek
Erasmus Rotterdamus, Chiliades Adagionum, Basileae anno MDXXIII

Zu Beitrag Heinrich Otterbein

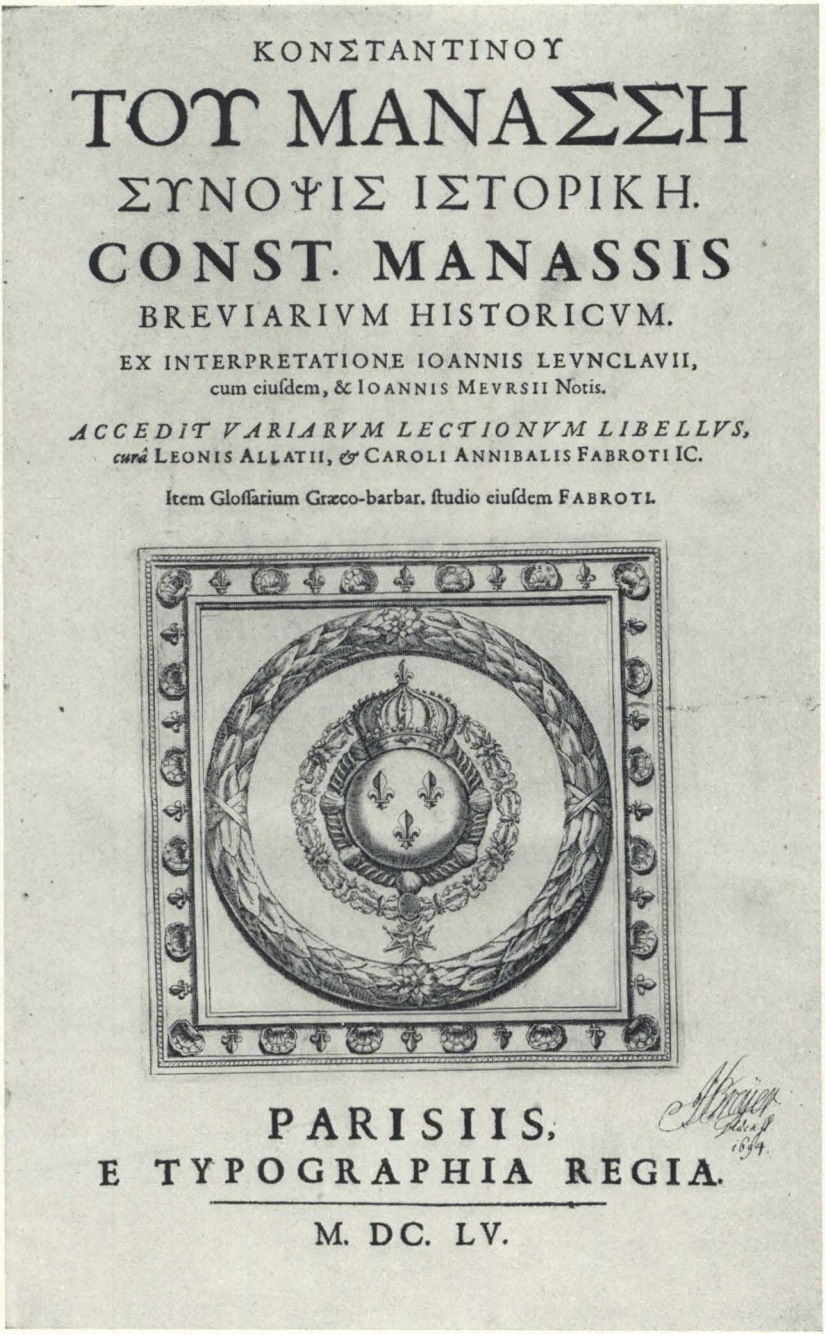


Abb. 15

Titelseite von Constantini Manassis Breviarium Historicum Parisiis MDCLV

Zu Beitrag Heinrich Otterbein

Abb. 16

Titelkupfer von Joannis Chrysostomi, Archiepiscopi Constantinopolitani, Opera omnia, Graece et Latine, Francofurti anno MDCCXXIII

Zu Beitrag Heinrich Otterbein

An alten Jahrgängen der MOHG sind noch greifbar und können über die Universitätsbibliothek 63 Gießen, Bismarckstraße 37, bezogen werden. Preis bitte anfragen!

Nr. 39 (1953)
„ 40 (1955)
„ 41 (1956)
„ 42 (1957)
„ 43 (1959)
„ 44 (1960); hier sind auch Leinenexemplare vorhanden.
„ 45 (1961)
„ 46 (1962)
„ 47 (1963)
„ 48 (1964)
„ 49/50 (1965)